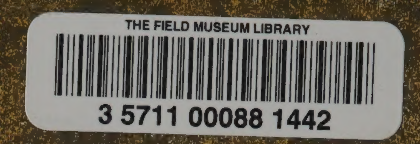
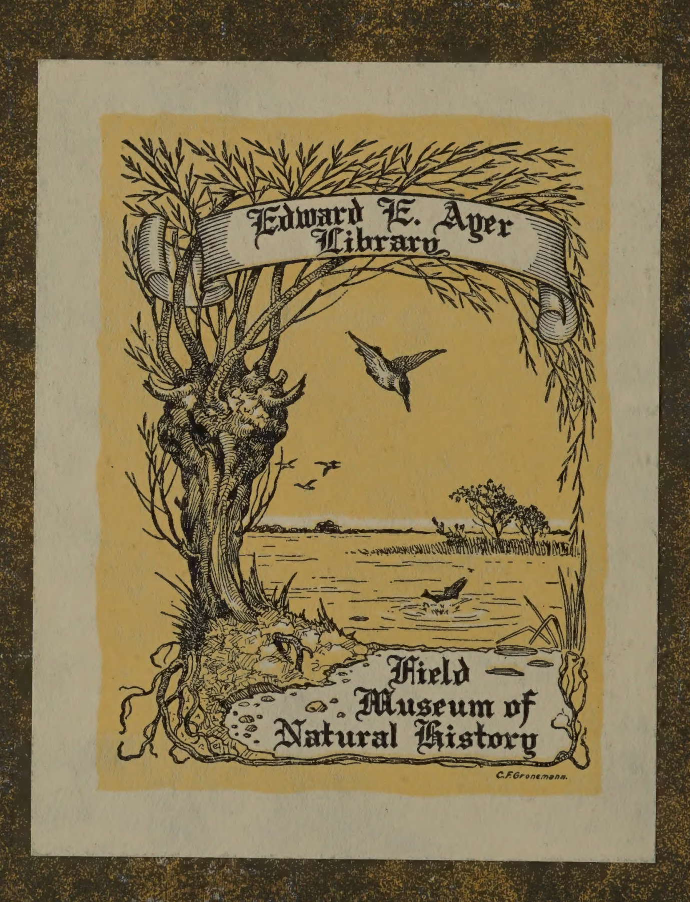


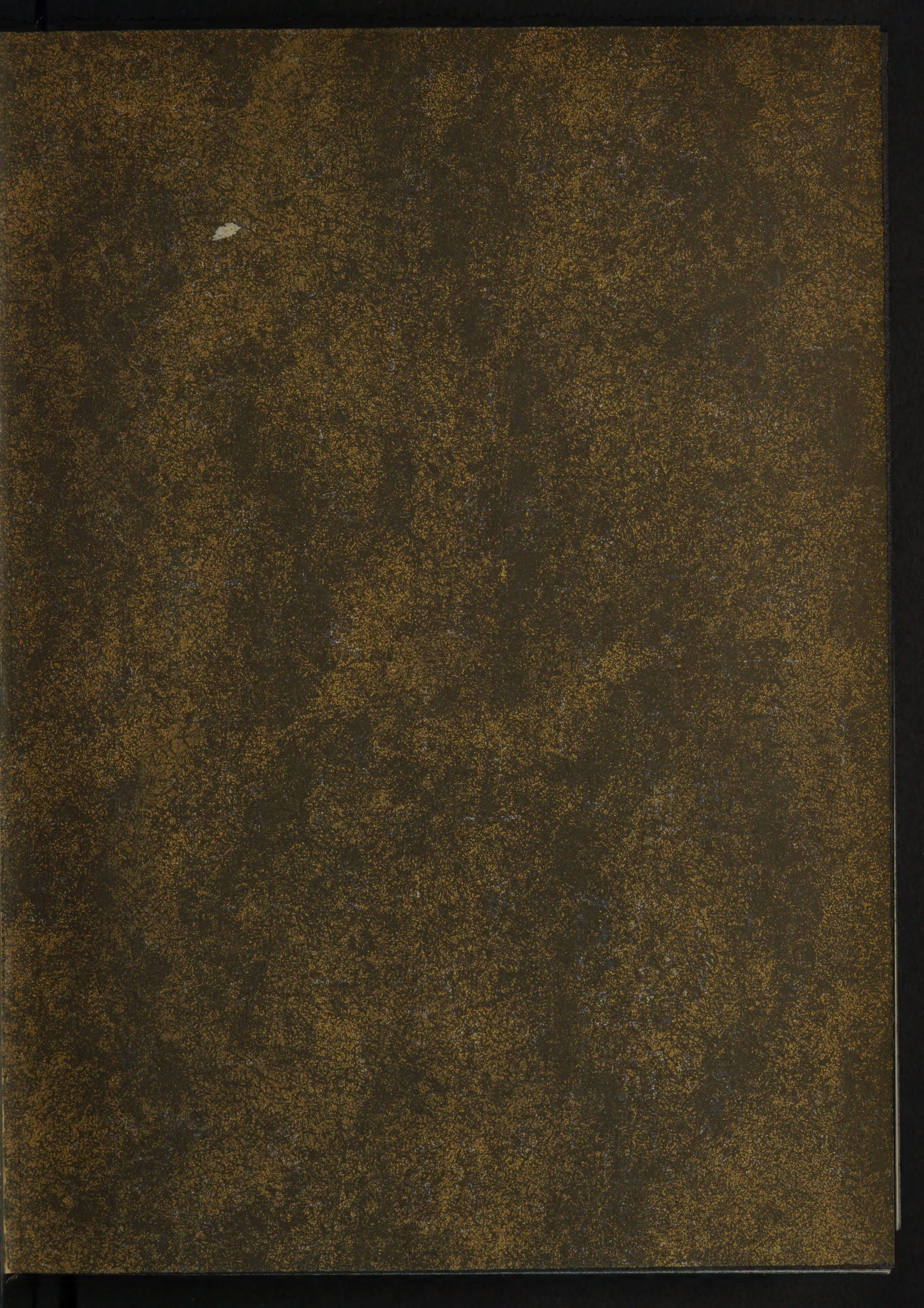
H·MEERWARTH

LEBENSBILDER aus der TIERWELT

·Säugetiere·




Edward E. Ayer Library
Field Museum of Natural History
C.F.Gronemann.



M 14.—

15/11.10 — d 11

volli 15 [illegible]

89078



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., Oktober 1906.*

Deutscher Rothirsch. Alter Schadhirsch, zurückgesetzt, Gabelgeweih mit langen Spießstangen.

Lebensbilder
aus der
Tierwelt

Herausgegeben von
H. Meerwarth

Erster Band
Erste Reihe: Säugetiere I

5.—10. Tausend



R. Voigtländers Verlag in Leipzig

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Seiner Königlichen Hoheit
dem Großherzog

Wilhelm Ernst von Sachsen

dem weidgerechten Jäger und Naturfreunde
in Ehrfurcht gewidmet

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

In dem vorliegenden Werk ist zum erstenmal in Deutschland der Versuch unternommen, ein rein biologisches Tierbuch mit ausnahmslos photographischen Aufnahmen lebender und in der überwiegenden Mehrzahl frei lebender Tiere zu illustrieren. Diese Verwendung der Photographie als Illustrationsmittel für naturwissenschaftliche Bücher datiert in ihren Anfängen schon einige Jahre zurück, wurde aber erst nach dem Erscheinen der erfolgreichen Bücher von C. G. Schillings ein immer allgemeiner gehegter Wunsch. Der Verleger dieses Werkes nahm den neuen Gedanken in großzügiger Weise auf und erließ ein Preisausschreiben zur Erlangung von Photographien in Europa frei lebender Tiere, wodurch in naturfreundlichen Kreisen das Interesse an der Sache wesentlich geweckt wurde.

Kurz darauf habe ich selbst in meinen „Photographischen Naturstudien" versucht, Anregung und Anleitung in der gleichen Richtung zu geben.

Heute, nach der freundlichen Aufnahme dieses kleinen Handbuchs besteht über die Zulässigkeit der Photographie als Hilfsmittel für derartige Zwecke kein Zweifel mehr. Im Gegenteil, sie wird als das einzig vollkommen befriedigende Illustrationsmittel von Tag zu Tag allgemeiner anerkannt und verwendet. So wie in jeder ernsten Naturbeschreibung nur diejenige Wortschilderung zulässig ist, welche sich streng an wirklich beobachtete Tatsachen hält, ebenso muß auch in den beigegebenen Bildern jede Phantasie in der Darstellung von der Hand gewiesen werden. Welches andere Hilfsmittel böte uns in dieser Beziehung die gleiche Gewähr, wie die nach Naturgesetzen schaffende Optik, die eben nur dasjenige Bild auf der Platte festhielt, welches im Bereich des photographischen Apparats tatsächlich existiert hat? Haben wir somit auf der einen Seite volle Garantie für die Hauptsache, die Natur=

wahrheit des Lichtbilds, so wurde auch, wo immer es möglich war, bei unsern Bildern bildmäßige Schönheit erstrebt, um auch ästhetischen Anforderungen nach Möglichkeit gerecht zu werden. An Weichheit der Konturen bei minutiösester Feinheit in der Darstellung der zartesten Körperformen, wie z. B. des Haarkleides eines Säugetieres, der Flügeläderung eines Insekts wird das Lichtbild von keiner durch Menschenhand geschaffenen Abbildung jemals erreicht werden.

Den Grundstock unseres Bildmaterials bildet das Ergebnis des eingangs erwähnten Preisausschreibens von R. Voigtländers Verlag. Dazu kommt eine größere Anzahl photographischer Originalaufnahmen deutscher, englischer und amerikanischer Autoren, die nachträglich erworben wurden, ferner einige gute, schon in europäischen Zeitschriften veröffentlichte Tieraufnahmen, die durch Einverleibung in das vorliegende Werk unverdienter Vergessenheit entzogen werden. Durch einen ständigen weiteren Ankauf guter Tierbilder wird unser Bildmaterial fortlaufend weiter ergänzt.*)

Jede Retusche am Tier ist auf unsern Originalen unbedingt vermieden und anderseits wird streng darauf gehalten, daß die Bilder vom photographischen Standpunkt einwandfrei seien. Nicht mit Silhouetten oder verschwommenen Licht- und Schattenflecken, wobei der Beschauer nur mit Hilfe der Unterschrift und nicht wenig Phantasie die dargestellte Tierart erkennen kann, sondern nur mit scharfen Bildern, die das Tier nach Möglichkeit frei zeigen, darf ein der Tierkunde gewidmetes Buch mit Recht die Zeichnung von Menschenhand durch die Photographie ersetzen, deshalb ist auf Schärfe und Deutlichkeit des Tieres selbst ein Hauptgewicht gelegt.

In überwiegender Mehrzahl stellen die Bilder Aufnahmen aus der freien Natur dar. Nur wo es sich um Wassertiere handelt und eine Freiaufnahme unter Umständen zu den technischen Unmöglichkeiten gehört, mußten an Stelle solcher Vivariumaufnahmen treten. Ähnlich bei Darstellungen, wie die allmähliche Entwicklung eines ausschlüpfenden Insektes, oder so kleiner Tiere wie Mäuse u. ä., die im Freileben in der Regel so sehr von der Bodenvegetation verdeckt sind, daß man sie frei sichtbar eben sozusagen überhaupt nie auf die Platte bekäme. Hier spielt die Umgebung ja in der Tat eine so geringe Rolle, daß Aufnahmen der in genügend ge-

*) R. Voigtländers Verlag in Leipzig kauft nach wie vor gute Aufnahmen an und bittet um Zusendung guter, recht scharfer Kopien, möglichst auf glänzendem Papier. Die im Laufe eines Jahres erworbenen Aufnahmen werden jährlich einem Preisgericht vorgelegt, das drei Preise von 250, 150 und 100 Mk. vergibt.

räumigen und den natürlichen Verhältnissen entsprechenden Vivarien gehaltenen Kleintierwelt volle Freiaufnahmen in jeder Beziehung ersetzen können. Im übrigen aber handelt es sich durchweg um Freiaufnahmen.

Die große Schwierigkeit der Beschaffung geeigneten Bildmaterials dürfte wohl allgemein anerkannt werden, den vollen Umfang weiß freilich nur der zu ermessen, der selbst die Tierphotographie in freier Natur versucht hat. Dementsprechend hängen wir ganz von dem zur Verfügung stehenden Bildmaterial ab, nur was im Bilde vorgeführt werden kann, konnte Aufnahme finden, denn photographische Bilder frei lebender Tiere lassen sich nicht so in kurzer Frist bestellen, wie Zeichnungen oder Gemälde beim Künstler. Zähe Ausdauer und Glück spielen da unter allen möglichen Zufällen die Hauptrolle. Es wurden aber und werden auch fernerhin weder Mühe noch Opfer gescheut, von allem, was an guten Aufnahmen überhaupt vorhanden war, das Wichtige nahezu vollständig zusammenzubringen.

Für das tiefgehende Interesse, welches der Verlag der Sache stets und in jeder Beziehung gewidmet hat, wird man ihm daher wohl ebenso sehr Dank wissen wie für die Sorgfalt, welche auf Reproduktion der Bilder und Ausstattung des Werkes verwandt wurden.

Inzwischen ist die Zahl unserer photographischen Mitarbeiter in erfreulicher Weise gestiegen, einige unserer ersten Tierphotographen haben ihre bewährte Kamerakunst ganz in den Dienst unseres Unternehmens gestellt, so daß nunmehr die Fauna Europas und Nordamerikas mit annähernder Vollständigkeit des Bildmaterials dargestellt werden kann.

Für die Verarbeitung des Stoffes ergab sich aus der relativen, zunächst noch bestehenden Unvollständigkeit des Bildmaterials die Notwendigkeit, auf jede systematische Anordnung zu verzichten und eine solche nur in vier Hauptzügen durchzuführen, derart nämlich, daß in vier Reihen I. Säugetiere (3 Bände), II. Vögel (3 Bände), III. Amphibien, Reptilien und Fische (2 Bände), IV. Wirbellose Tiere (2 Bände) behandelt werden. Im einzelnen Band kann also aus den angeführten Gründen von einer systematischen Anordnung und Reihenfolge naturgemäß von vornherein nicht die Rede sein, doch wird am Schluß einer jeden Reihe eine zusammenfassende, systematische Übersicht den Leser über die Stellung der behandelten Tiere im System unterrichten.

Der Text ist unter wesentlich anderen Gesichtspunkten gehalten, als sie wenigstens für die Mehrzahl naturwissenschaftlicher Bücher Geltung haben. Hier soll auf naturwissenschaftlicher Grundlage und in gemeinverständlicher

und ansprechender Form eine lediglich biologische Darstellung des Tieres in seinem Verhältnis zum Menschen und zu anderen das gleiche Gebiet bewohnenden Tieren, seines Lebens und Treibens im Verlauf der verschiedenen Jahreszeiten geboten werden, teils nach eigenen Beobachtungen der Bearbeiter, teils nach Literaturquellen, auf deren Hinweis jedoch aus technisch stilistischen Gründen vielfach verzichtet wurde. Wissenschaftliche (lateinische) Tiernamen werden im Register gegeben.

Es liegt im Charakter unseres Werkes, daß systematische Beschreibungen darin nicht gefunden werden, da es ja lediglich die Schilderung des Lebens erstrebt, wo der Körper der Tiere also nur in seiner Aktion vorgeführt wird.

So möge denn dieses Werk in Schule und Haus und wo immer die Liebe zur Tierwelt eine Stätte hat, die Kenntnis des Tierlebens fördern, der Tierwelt neue Freunde werben und seinem leitenden Grundgedanken und Motto: „Schutz unserer Tierwelt" in den weitesten Kreisen Gehör und Folge verschaffen!

Braunschweig, März 1909.

H. Meerwarth.

Reineke Fuchs.

Von Hermann Meerwarth.

Kein anderes unserer heimischen Tiere hat so nachdrücklich auf die Phantasie des Volkes eingewirkt wie der Fuchs. Wo immer er vorkommt, im gemäßigten Europa, Asien und Amerika, überall ist seine hervorragendste Eigenschaft, seine Schlauheit und Verschlagenheit, sprichwörtlich geworden. Der Mensch stellt ihm damit eigentlich das glänzendste Zeugnis aus, indem er freilich nicht mehr und nicht weniger als seine eigene Ohnmacht gegenüber den Ränken Reinekes ausspricht.

Sowie uns aus der Familie der Hunde in unserem treuen und vielseitigen Haushund eines der wertvollsten Haustiere erstand, der den noch auf niedrigster Kulturstufe stehenden Menschen in dem harten Kampf um die Oberherrschaft schon wirksam unterstützte, so repräsentiert Reineke das Gegenstück nach der entgegengesetzten Seite: auch er verleugnet nicht seine Zugehörigkeit zu der gleichen hochbegabten Tierfamilie, auch er hat sich den jeweiligen menschlichen Kulturverhältnissen seiner Heimat trefflich angepaßt, freilich auf seine eigene Art, indem er ungeniert seinen Tribut vom Herrn der Erde nimmt, und ist bis jetzt aus dem ihm vom Menschen aufgezwungenen Wettkampf, der für jedes Tier sonst ein aussichtsloser Kampf um die Existenz ist, mit nichten als der Besiegte, im Gegenteil nur immer gewitzigter hervorgegangen. Sicher ließen sich ebensowohl mit Aufzählung all seiner Schandtaten, wie über seine dabei hervortretenden Spitzfindigkeiten ganze Bände füllen, ohne daß man sie damit erschöpft hätte, denn bewundernswert ist seine Vielseitigkeit, und wer immer mit ihm zu tun hat, wird es unumwunden eingestehen: man erlebt mit dem Spitzbuben immer wieder noch nie Dagewesenes, denn seine Geistesgaben stehen noch immer nicht im Stadium des Stillstands.

„Von der Parteien Gunst und Haß entstellt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“ Keinem anderen Tier könnten wir dieses Dichterwort passender als Motto setzen als ihm. Schon frühzeitig, im Mittelalter mit dem Wolf auf die Liste der Vogelfreien und Geächteten außerhalb des „Jagdbanns“ gesetzt, hat ihm seine unzweifelhafte Nützlichkeit für den Land- und Forstwirt späterhin, nachdem er schon unter die jagdbaren Tiere aufgenommen und somit schon eines gewissen Schutzes genoß, bei eintretender

Mäuseplage sogar mehrjährige gesetzliche völlige Schonzeit eingebracht, trotz des Lamentos der Gegenpartei, der Jägerei, die somit seinen ständigen Übergriffen machtlos gegenüberstand. Heute steht man wieder auf dem — wie mir dünkt — ebensosehr übers Ziel hinausschießenden entgegengesetzten Standpunkt, und wenn man sieht, was alles gegen den Roten unternommen wird, so kann man wohl sagen, man versucht, ihn auszurotten.

Der Naturfreund steht über den Parteien — er schätzt das Tier an sich und spricht keinem die Existenzberechtigung ab, wenn es nicht eine direkte Lebensgefahr des Menschen bedeutet. Das Verhältnis von Tieren unter sich dürfen wir nicht anders auffassen, als eben geschaffen durch den natürlichen Kampf ums Dasein, dessen Störung durch Ausschaltung eines Mitstreiters sehr oft unvorhergesehene mißliche Folgen auch für unsere Forst- und Waldkultur mit sich bringt. Das ist die praktische — reale Seite, warum der wahre Tierfreund die Ausrottung jeder Tierart möglichst zu verhindern sucht —, die ideelle ist deshalb nicht geringer zu bewerten und gewinnt mit der immer weiter um sich greifenden Naturschutzbewegung auch immer mehr Anhänger. „Erhaltet dem Volk seine Tierwelt, die durch Sage und Sprichwort aufs engste mit der Volksseele verknüpft ist" — das ist das Motto dieser Bewegung, von der hoffentlich auch unser roter Schelm seinen Freibrief in die fernste Zukunft erhalten wird — trotz seiner Freveltaten, die ihm auch im Wechsel der Zeiten bei seiner Anpassungsfähigkeit immer wieder gelingen werden, — solange der Kampf ein ehrlicher, mit männlichen Waffen, Pulver, Blei und Eisen, nicht aber, wie leider jetzt immer mehr geschieht, mit heimtückischem Gift ausgefochten wird. Ist es nicht das Gefühl, einen, wenn nicht körperlich, so doch geistig gleichwertigen Gegner überwunden zu haben, das jeden Weidmann den erlegten Rotrock mit einem Gefühl des Stolzes aufnehmen läßt? Und seine Übergriffe in der Jagd? Je nun, das ist seine Natur als Raubtier, alles zu überwältigen, was schwächer, langsamer oder dümmer als er — der Anblick der Spuren seiner Taten auch dem Tierfreund recht oft im höchsten Grade mißliebig! Aber Sentimentalität ist da nicht am Platze — jede Äußerung tierischen Lebens ist von der Allmutter Natur diktiert — sie macht's so ziemlich immer recht, besser als der Mensch, wenn er den Verbesserer spielen und ausrotten will.

Darum Abbruch dem Schelm mit ehrlichen Waffen, wo immer es möglich — aber ohne den häßlichen Gedanken der Ausrottung um jeden Preis —, also kein Abschuß der Alten am Bau, wenn nicht die Jungen sicher in Gewalt zu bekommen sind, und vor allem fort mit dem Giftbrocken!

Dem Tierpsychologen gibt Reineke manches Rätsel zu raten! Gewiß hat man seine Geistesgaben sehr oft überschätzt, aus einem zufälligen Zusammentreffen besonderer Umstände ihm eine zweckmäßige Berechnung seiner Handlungen angedichtet, die unter richtiger Würdigung der besonderen Ver-



H. Meerwarth. *Beddingen b. Braunschweig, April 1907.*

Fuchsbau mit Raub (Hasenbalg, Rehlauf, Ratte, Vogelflügel usw.).

hältnisse des Augenblicks sich auf ganz einfache Weise erklären ließen, ohne daß man dem Räuber eine geradezu menschliche Überlegungsfähigkeit zutrauen mußte! Viele Ammenmärchen und Fabeln, die nicht gar selten dem gewandten Latein eines geprellten Nimrods ihre Entstehung verdanken, stempeln ihn zu einem Berechnungskünstler eben so unberechtigterweise, als man auf der anderen Seite versucht, ihn jeglicher besonderer Geistesgaben zu entkleiden. Wer könnte wohl angesichts der vielen verbürgten Berichte über sein Benehmen in den verschiedensten Lebenslagen daran zweifeln, daß sein Tun und Lassen in vielen Fällen ein wohlüberlegtes ist? Da muß man dann wohl oder übel zugeben, daß der tierische Instinkt zur Erklärung auch nicht annähernd ausreicht — Verstand, zielbewußte Überlegung, wir können sie ihm nicht absprechen, müssen sogar nicht gar zu selten zugeben, daß er unsere eigenen zu seinem Schaden getroffenen Überlegungen mit Grazie durchkreuzt.

Reinekes hervortretendste Eigenschaft, die ihn am augenfälligsten von allen übrigen Tieren unserer Heimat unterscheidet, ist seine Geistesgegenwart, die ihm eigentlich nie versagt, die ihn in den schwierigsten Klemmen fast immer den richtigen, oft einzig möglichen Weg zur Rettung einschlagen läßt, und zwar augenblicklich, ohne das geringste Zögern. „Laß dich nicht verblüffen, denn frisch gewagt ist halb gewonnen," diese seine Devise hat ihm schon manches Mal den Balg gerettet. Man muß ihn draußen selbst beobachtet haben, um dies ganz zu verstehen, man muß gesehen haben, wie er jede Bodenwelle benutzt, jedes noch so kleine Strauchwerk, um möglichst gedeckt weiter zu kommen, wie er alles daransetzt, ein bestimmtes Ziel unter Wind zu erreichen, wie er bei Erkenntnis von Gefahr blitzschnell herumfährt und sogar im lichten Stangenholz sich gegen die einmal erkannte gefährliche Richtung deckt, indem er immer wieder einen Stamm zwischen sich und den gefährlich erkannten Punkt zu bringen weiß, wie er Blößen so blitzschnell durchschnürt, daß er unserem Auge viel länger erscheint, als er ist. Wird beim Treiben das geringste versehen, so ist unser Reineke, der so sicher eingekreist war, entschwunden, noch ehe die Jagd angeblasen wird.

Freilich, wenn er erst im Trieb, so kommt er, falls hier wieder vom Schützen kein Fehler begangen wird, mit ziemlicher Sicherheit an ganz bestimmten, dem tüchtigen Jäger bekannten Stellen, am sogenannten „Fuchspaß", der aber ja immer von sicheren und ruhigen Schützen besetzt werden muß. Denn einen Zauderer, der keinen Schnappschuß hinzuwerfen versteht, überrennt er doch im letzten Moment, wenn die Treiber schon nahe heran sind, einem nicht sehr aufmerksamen Jäger schleicht er nicht selten so ruhig am Stand vorbei, daß dieser ihn gar nicht gewahr wird, und vor einem Standbummler schlägt er zurück durch die Treiberwehr trotz des erhobenen Geschreis oder versteckt sich gar in einem kleinen Busch, auf einem



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, September 1907.*

Fuchsbau.



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, Mai 1906.*

Jungfuchs in der Nähe des Baus, probiert die Zähnchen an einem Holunderzweig.

schiefen Baum und läßt die lärmende Gesellschaft oft auf Armeslänge an sich vorbeiziehen.

„Gib dich nicht mit Kleinigkeiten ab, wenn du besseres haben kannst," ist sein zweiter Wahlspruch, demzufolge er eben zu dem argen Jagdschädiger wird. Mäuse fangen ist ihm eine liebe Beschäftigung, doch dabei kommt ihm eben so manches andere in die Quere, verrät sich seinen nie schlafenden Gehören, seinem nie träumenden Seher, seiner überaus feinen Nase und fällt ihm zum Opfer. Von der gerade setzenden Rehgeiß bis herunter zum Mistkäfer ist kein lebendes Tier vor ihm sicher, im Winter nimmt er im Treiben gelegentlich unter den Augen der Jäger einen angeschossenen Hasen hinweg und bringt es sogar fertig, mit heiler Haut seinen Raub durch die zwanzigfache Lebensgefahr ins nahe Holz zu schleppen.

Was er im Herbst im Dohnenstieg durch einen flotten Sprung erreichen kann, das nimmt er ebenso sicher mit, wie er bei Hochwasser die im seichten Randgewässer plätschernden Fische erhascht, den Marder, ja selbst seinesgleichen in der Falle verzehrt oder im Notfall sich auch mit Aas begnügt.



H. Meerwarth. *Beddingen b. Braunschweig, April 1906.*

Fuchs. Alte Fähe (rechts) und zwei Junge am Bau, abends.

Er kann eben alles gebrauchen und erntet je nach Jahreszeit, aber immer das Bestmögliche und mit aller Vorsicht.

Kann es bei solcher Vielseitigkeit schon sonst nicht gerade schwer fallen, eine annähernd richtige Vorstellung vom Tun und Treiben Reinekes zu gewinnen, so gibt es doch noch eine weit bessere Gelegenheit, in der er sich ebensosehr von seiner schlimmsten wie von seiner besten Seite — die man ihm sonst gar gänzlich absprechen möchte, — zeigt, das ist im Frühjahr an seinem Bau, wo sich die Räubereien einer Familie am besten beurteilen lassen. Hier gibt Reineke, als Mutter, ein Bild aufopfernder Kindesliebe, hier kämpft sie mit all ihren zu Gebote stehenden Körper- und Geistesgaben für die Erhaltung ihrer Nachkommenschaft einen harten, der Bewunderung sicher nicht unwürdigen Existenzkampf, freilich unter Aufopferung vieler anderer Geschöpfe.

Schon in der Wahl seines Baues zeigt sich unser Fuchs als der Erfindungsreiche.

Zunächst ist es freilich bezeichnend für ihn und verdient besonderer Hervorhebung, daß er, durchaus kein echter Höhlenbewohner wie Kaninchen oder die meisten Marderarten, einen Bau nur im Notfall annimmt, vor allem um seine Wochenstube aufzuschlagen und sich selbst und seine Jungen die ersten sechs Wochen ihres Lebens dauernd allen Unbilden der Witterung zu entziehen, ferner bei anhaltend sehr nassem Wetter und falls er krank geschossen. Sonst zieht er den Aufenthalt in der Dickung, im Röhricht oder Kornfeld, je nach der Jahreszeit, unbedingt jedem auch noch so schönen Bau vor und gewinnt durch die dabei möglichen vielseitigeren Fluchtmöglichkeiten ganz bestimmt wesentlich an persönlicher Sicherheit.

Geht es aber durchaus nicht mehr über der Erde, dann heißt es eben fürliebnehmen mit den vorhandenen Gelegenheiten, aber jedenfalls nach Möglichkeit die beste zur Einrichtung der Wochenstube oder als vorübergehenden Unterschlupf aussuchen.

Reineke ist als Tier des Fortschritts durchaus für Arbeitsteilung — nur ein Stümper versucht alles selbst zu machen und seine Kräfte unnötig zu vergeuden! Wo ein natürlicher Schlupfwinkel mit verschiedenen Zugängen im Felsgeklüft zu finden, wird ein solcher sicher bevorzugt. Außerdem hat man nicht umsonst den Vetter Grimbart, den mürrischen Dachs, mit dem weiter wenig anzufangen. Aber die von seiner kräftigen Hand gegrabenen Baue verdienen alle Anerkennung, was Tiefe und Umfang betrifft, lassen sie nichts zu wünschen übrig und werden deshalb von Reineke mit Vorliebe angenommen, nicht selten zugleich mit und neben dem Erbauer und rechtmäßigen Besitzer, der trotz seiner körperlichen Überlegenheit sich in die aufgedrungene Einquartierung zu finden, ja ihr nicht selten das Feld ganz zu räumen scheint. Nur deshalb findet man wohl Fuchsgehecke so oft in Bauen in hohem weit-



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, Mai 1906.*

Jungfuchs nachmittags in der Nähe des Baus umherbummmelnd.

sichtigen Stangenholz, wiewohl doch eine Dickung dem ganzen sonstigen Wesen Reinekes weit mehr entspräche.

Aber hierbei überwiegt eben offenbar die Bequemlichkeit und die größere Sicherheit der Jungen in einem tiefen Dachsbau, gegen dessen sonstigen Fehler — freiere Lage — man als geriebener Strauchdieb schon seine Maßnahmen zu treffen weiß.

Sonst stehen auch noch größere Karnickelbauten zur Verfügung und nur im Notfall, wo diese fehlen oder nach schneereichen Wintern und bei besonders nassem Vorfrühling teilweise voll Regenwasser stehen, gräbt Reineke selbst einen Notbau, denn absolute Trockenheit ist ihm erstes Erfordernis. Solche Notbaue sind dann von geringem Umfang, haben aber in der Regel gleichwohl wenigstens zwei Zugänge.

Am Fuchsbau.

Im winterlichen Wald, der seit langem keine anderen Stimmen als das Ächzen im Sturm gebeugter Stämme und das heisere Gekrächz vorüberstreichender Krähen gehört, ertönt jetzt, immer häufiger zur Abendzeit, die Nacht hindurch, ja sogar am hellichten Tage heiseres Gekläffe. Es ist die beginnende Paarungs- oder Rollzeit, die dem sonst fast gänzlich stummen Reineke in diesem Jahre früher als gewöhnlich diese kreischenden Liebestöne entlockt. Der strenge Winter, für alles übrige Getier eine Zeit schwerer Not, hat ihm den Tisch besonders reich mit größerem Fallwild oder von andauernder Kälte halberstarrtem Kleinwild allerart gedeckt, und so ist er in diesem Jahr noch in der ersten Hälfte des Januar in jenes Stadium der Vollkraft gelangt, wo der tierische Organismus den aufgespeicherten Kräftevorrat zu seiner wichtigsten Lebensaufgabe der Erhaltung der Art durch die Fortpflanzung verausgabt, unter allerlei auffälligen, dem Wesen der Tiere sonst fremden Begleiterscheinungen, die wir menschlich verständlich nicht passender als wie „Liebestollheit" bezeichnen können.

Der sonst so überaus heimliche Schleicher rennt jetzt, meistens von der Abenddämmerung ab bis zum Morgen, in nicht zu sehr beunruhigten Gegenden aber auch am hellen Tage zu zweien, nicht selten zu dreien oder gar vieren, voraus die Fähe, mit lechzendem Lecker durchs Revier, ohne den dicht nebenbei im Lager liegenden Lampe im geringsten zu beachten, mitten durch ein entsetzt aufstiebendes Volk Rebhühner, ohne Sinn für Raub und Fraß, nur ihrem tollen Liebeswettrennen mit allen Sinnen ergeben, das schließlich gewöhnlich bei eintretendem Morgen in einem Bau seinen offiziellen Abschluß unter Gepolter, Fauchen und Kekern findet. Der stärkste Rüde ist hier begünstigter Liebhaber, der aber eben nach Hundeart in den meisten



H. Meerwarth. *Beddingen b. Braunschweig, April 1907.*

Jungfuchs vor dem Bau, witternd.

Fällen doch von einem der beharrlich aushaltenden Mitbewerber abgelöst wird — ohne Sträuben der wenig spröden Füchsin.

Der kundige Jäger findet jetzt die Räuber, die im schönsten Hochzeitsrock prangen, beim Einkreisen der wohlbekannten Baue unschwer im verräterischen Neuschnee, und bringt mit Hilfe eines scharfen, einschliefenden Teckels die bei ruhigem Verhalten des Schützen leicht springende Hochzeitsgesellschaft nicht selten auf einmal zur Strecke.

Doch unser Bau im nahen Feldgehölz bleibt verschont von solch verhängnisvoller Störung — so verlohnt es sich wohl nach Verlauf von zwei Monaten, im März, wenn die Jungen gewölft sind, die Familie Reineke an ihrem Tummelplatz zu belauschen. Der Bau ist typisch; im hohen lichten Buchenwald, nicht gar fern von der Feldgrenze, haust hier seit undenklichen Zeiten Meister Grimbart, der Dachs, und Reinekes vorübergehend als seine Mietsleute. Einige untergrabene Bäume sind hier mit der Zeit im Sturm gefallen, es entstand eine kleine Lichtung, überwuchert von Dornsträuchern und bestanden von Holunderstauden, die den Platz weithin kenntlich macht.

Jetzt steht alles kahl und die dichte Laubdecke am Boden reicht geschlossen bis in die halbverschütteten Einfahrten, aus denen dumpfer Modergeruch entströmt. Hätten wir nicht selbst die Spuren der rennenden Füchse mit eigenen Augen hier verschwinden sehen, wäre alles Suchen nach sichtbaren Beweisen für die Anwesenheit der Räuberbrut in den nächsten acht Wochen vergeblich. Vereinzelte Fährten bei Neuschnee lassen nichts weiter erkennen, als daß ein starker Fuchs den Bau gelegentlich befährt.

Ganz allmählich, kaum merkbar, ändert sich das Äußere des Baues: an einzelnen Röhren häuft der Dachs Erdwälle in stockdunkler Nacht, an anderen vergrößern sich allmählich die Zugangslöcher und die seither hier lose liegende Laubdecke wird immer mehr festgetreten. Eines Tages aber findet der Beobachter hier mitten im Hochwald in unmittelbarer Nähe des Fuchsbaues Federn des Haushuhns, des Rebhuhns und sonstigen Geflügels, welches sich freiwillig wohl nie soweit in den Wald verirrt, und hat damit den sicheren Beweis, daß die alte Fähe ihr Gehecke hier großzieht, und daß die Jungen sogar schon soweit gediehen sind, daß die Mutter sie jetzt allmählich des Gesäuges entwöhnt und mit frischem Raub versorgt.

Damit beginnt für die Fuchsmutter eine sorgenvolle Zeit. Seither verließ sie die Jungen nur auf Stunden in der Nacht, um den eigenen Hunger notdürftig zu stillen. Dies genügt aber nicht entfernt, um den von zehn gierigen Mäulchen verbrauchten mütterlichen Lebensquell zu ersetzen, sie verbraucht also ihren eigenen Körper zum Besten ihrer Nachkommenschaft und ist nach wenigen Wochen hochläufig und abgezehrt, mit hohlen Flanken und struppigem Balg ein wahres Jammerbild mütterlicher Aufopferung. Der, oder besser gesagt die Fuchsväter dagegen führen in der gleichen Zeit das Leben des reinsten Egoismus, sie entsprechen dem Zweifel ihrer Vaterschaft, in dem sie sie bei Lebzeiten der Mutter gänzlich verleugnen, sorgen nur für ihren eigenen Körper, dem dann auch in dieser Zeit das Fett nie fehlt, so daß der Balg darum auch jetzt in bester Ordnung ist.

Nur wenn die Familie, vom herbsten Geschick betroffen, die Mutter verloren hat, hat man beobachtet, daß alte Fuchsrüden, vom Gekläff der hungrigen Jungen gelockt und bewogen, diese an Stelle der fehlenden Mutter regelmäßig mit Raub versorgten — in einem solchen Falle schleppte ein Fuchsvater innerhalb dreier Tage nicht weniger als 20 Junghasen zum Bau —, fast als wolle er sich der lästigen Alimentationspflichten auf einmal entledigen!

Sonst aber, wie schon gesagt, ruht das Wohl und Wehe der Familie auf der Mutter. Jetzt, nach vier Wochen etwa, wird das der dunkeln Kinderstube angepaßte schwarzgraue Kindergewand ziemlich schnell durch ein gelbbraunes, anfänglich noch grau angeflogenes, mit der Zeit immer röteres Jugendgewand vertauscht, an dem die schwarzen Läufe und Rückseiten der



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, Mai 1906.*

Jungfuchs in der Mittagssonne auf dem Bau.

Gehöre und das Weiß der Bauchseite, der Gesichtsmaske und des Schwanzendes immer schärfer hervortreten. Jung-Reineke ist jetzt straßenfähig geworden und treibt sich nun bei gelegener Zeit, d. h. wenn er nicht gerade schläft, also besonders bei Nacht, auf dem heimischen Bau herum und übt im kindlichen Spiel, was dem erwachsenen Waffe und Wehr im harten Existenzkampf werden soll.

Die Füchsin ist gleichzeitig am Ende mit den Nährstoffen ihres eigenen Körpers, sie ist gezwungen, jetzt ihre Jungen ausschließlich mit Raub zu ernähren, und Mutter Natur gibt ihr deutlichen Wink, den richtigen Zeitpunkt nicht zu überschreiten, durch die scharfen Zähnchen der Jungen, gegen deren immer schärfer werdendes Zufassen am Gesäuge die Mutter so empfindlich wird, daß sie die Jungen bald gar nicht mehr zuläßt. Jetzt gilt es also, zugleich lange versäumtes für den eigenen Körper nachzuholen und eine ungeduldige, heißhungrige Kindergesellschaft zufriedenstellen. Kein Wunder, wenn der Bau von Tag zu Tag mehr einer Schlachtbank gleicht.

Ein durchdringender Fuchsgestank, verbunden mit den Fäulnisdüften der Beuteüberreste, locken hier eine Unmenge von Schmeißfliegen und allerlei Aasfressern aus der Insektenwelt zusammen, die bei hochstehender Sonne in surrendem Flügelschlag die Einfahrten umschwärmen, oder sich in den Röhren und auf dem Bau an den Resten des Raubs tummeln — ein Stillleben, das von jeglichem andern mit Witterung ausgestatteten Getier des Waldes gemieden, höchstens von Krähen oder einem neugierigen Häher gelegentlich besucht wird, keine neidenswerte Zugabe für den Beobachter, der auf Erfolg nur rechnen kann, wenn er sich unter Wind ansetzt und sich somit den ekeln Pestgeruch direkt zuwehen läßt.

Junghasen, Kaninchen, Hamster, Ratten, Mäuse, Hausgeflügel, Rebhühner, Fasanen, ein krankes Reh, Krähen, der Birkhahn auf dem Balzplatz, brütende Kleinvögel — alle müssen ihren Tribut für die Tafel der Räuberbrut entrichten. Wehe den Insassen des Hühnerhofs, wenn der Bauer lange vor Abend nicht sorgfältig abschließt, — auch so holt der Fuchs aus nahe beim Wald gelegenen Bauernhöfen am hellen Tag seinen Hühnerbraten. Wehe dem brütenden Vogel, sei er klein oder groß, an dessen Nest Reineke vorbeischürt, wehe der Rehgeiß, die der Räuber in den letzten Stunden vor oder beim Setzen der Kitze überrascht, — sie sind alle verloren!

Am Fuchsbau aber herrscht eitel Freude und Lust.

Abends, wenn die Sonne schon niedriger steht, wenn das Rehwild schon auf den Läufen, und die Waldmaus in hastigem Schritt durchs Laub fährt, erscheinen die Jungen regelmäßig, meist zugleich mehrere, in verschiedenen, besonders bevorzugten und deshalb auch besonders glattgetretenen Röhren. Erst reckt man sich, schüttelt den Balg, untersucht mit feinem Näschen Luft



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, Mai 1906.*

Fuchs. Ein verdächtiges Geräusch! Nachmittags.

und Boden, dann bricht der jugendliche Mutwille durch, und hier balgen sich zwei nach Art junger Hunde, dort zerren zwei andere an einem alten Hasenbalg um die Wette und wieder andere spielen Fangen, daß das Laub stiebt. Ein anderer sitzt inzwischen mit komisch ernstem Gesicht auf den Keulen, unterbricht seine stoische Betrachtung nur auf Augenblicke, wenn die Plagegeister seines Balges zu lebhaft werden. Der vorübergaukelnde Abendfalter, surrende Mist- und Aaskäfer, die hier besonders häufig anzutreffen, sind willkommenes Spielzeug, nach dem in drolligen Sätzen mit Eifer gehascht und geschnappt wird. An einer Röhre sitzt ein junges Füchschen, guckt mit schiefgehaltenem Köpfchen hinein, springt zu, duckt sich, fährt zurück und versucht auf alle Weise die hier noch vorsichtig in der Röhre steckende Mutter zum Verlassen des Baues, zur Beteiligung am munteren Spiel zu veranlassen. Doch Frau Reineke ist vorsichtig und verläßt den Bau meist erst in dunkler Nacht, steckt erst nur den Windfang heraus, prüft lange mit allen Sinnen und erst, wenn alles sicher erscheint, verläßt sie die Röhre, schüttelt den Balg, daß der darin haftende Sand fliegt, hält Umschau und liebkost die herandrängenden Jungen.

Merkt sie aber irgendwelche Gefahr, so fährt sie knurrend zurück und ihr nach die gesamte Jugend, oder sie fährt, falls der Hunger zu groß, mit einem mehrmals wiederholten unbeschreiblichen, greulich klingenden Alarmschrei zutage und verblüfft mit diesem Schreckmittel zumeist den Störenfried, so gut, daß sie längst in angemessener Entfernung, ehe sich dieser von seinem Schreck ganz erholt. Für die Jungen aber war es das Warnungszeichen, auf das sie sich sofort, die kleinen Lunten hochschlagend, in die Röhren stürzten.

Die Mutter aber unternimmt jetzt einen weiten Beutezug, versäumt nicht, dem weit entfernten Bauernhof, der ihr neulich einen Braten geliefert, einen Besuch abzustatten, nimmt die Ratte vom Schweinestall weg, pürscht in der Schonung auf schlafende Karnickel, verfolgt im Feld den Junghasen und Hamster, findet hier ein ergiebiges Mäusefeld, eine brütende Fasanhenne, ein Rebhuhn, und kehrt, je nach dem Ergebnis ihrer Jagd, zu verschiedenen Malen während der Nacht mit Beute zu ihrem Bau zurück. Wohl immer aber, selbst im ungünstigsten Fall, findet sie sich in der Morgendämmerung am Bau ein. Nie vergißt sie bei Annäherung an den Bau die Vorsicht: sie umkreist den Bau erst in größerer Entfernung, und erhebt auf das geringste Geräusch oder fremde Witterung ihr heiseres Gekläff, die Warnung für die Jungen, sich in den sicheren Bau zurückzuziehen, und stellt den entdeckten Beobachter auf eine harte Probe, denn solange der Gegenstand ihres Argwohns nicht verschwunden, kommt sie nicht zum Bau.

Die Jungen erwarten die Mutter vom ersten Morgengrauen an am Bau und vertreiben sich die Zeit mit Spiel und Balgerei und kauen, von Hunger geplagt, an alten Hasen- und Rehknochen. Beim Ertönen der mütter-



H. Meerwarth. — Beddingen b. Braunschweig, April 1907.

Jungfuchs vor dem Bau sichernd.



H. Meerwarth. *Beddingen b. Braunschweig, April 1907.*

Junge Füchse in und vor der Röhre des Baus.



H. Meerwarth. *Beddingen b. Braunschweig, April 1907.*

Jungfuchs vor dem Bau, lauschend.

lichen Warnungsstimme springen freilich einzelne schon beherztere, statt wie die folgsamen Geschwister in der Röhre zu verschwinden, der kläffenden Alten entgegen, wenn der Hunger stärker als ihr kindlicher Gehorsam. Dann versteckt sie die Alte wohl gelegentlich mit neuem Raub in irgendeinem anderen passenden Schlupfwinkel, einem nahen Kaninchenbau oder einer dichten Schonung. Ist aber alles in Ordnung, so bringt die alte Füchsin den Raub zum Bau, und die Jugend katzbalgt sich nun um die besten Bissen um den Bau herum. Mit dem Hochkommen der Sonne, wenn das Rotkehlchen zu trillern beginnt und die Holztaube rukst, verschwindet dann die ganze Räuberbande im sicheren Schlupfwinkel.

Bei zunehmender Größe wächst der Jungen Unternehmungslust: in der Nacht begleiten sie jetzt schon gelegentlich die Mutter, oder gehen ihr noch vor Tagesgrauen alle zusammen entgegen. Ein reizendes Bild, wenn man sie dann, im Indianerschritt hintereinander, langsam und vorsichtig mit spielendem Windfang und immer beweglichen Lauschern, die Alte im Hintertreffen, zum Bau schleichen sieht! Auch unter Tag,



H. Meerwarth. *Beddingen b. Braunschweig, April 1907.*

Jungfuchs vor dem Bau.

wenn der Wald recht ruhig und die Sonne recht behaglich scheint, kommen sie jetzt zutage, denn ihr reger Sinn verträgt jetzt nicht mehr die lange Ruhepause unter Tag, die sie noch nicht wie die Mutter aus eigener Erfahrung als bestes Sicherheitsmittel erkannt haben. Die Absetzung der Losung wird jetzt besorgt, die schon schmerzenden Milchzähne am weichen Holunderbusch probiert, gespielt, an Baumwurzeln gekratzt; auch die im Sonnenschein spielenden Schmeißfliegen und die in den Röhren krabbelnden Aaskäfer und Mistkäfer bieten Kurzweil genug. Eines Tages aber naht das Verhängnis in Gestalt des Jagdhüters, der allzu lange nach seiner Ansicht dem Kamerajäger zuliebe das Fuchsidyll ungestört gelassen. Schon sind die Jungfüchse so groß, daß täglich mit ihrer endgiltigen Auswanderung aus dem Bau zu rechnen ist. Jetzt kommt also Waldmann, des Försters scharfer Teckel an die Reihe, dessen zerfetzte Behänge von manchem früheren Kampf im Duell mit der roten Sippe erzählen. Zu seinem Glück ist die Füchsin gerade nicht im Baue, darum hätte er verhältnismäßig leichtes Spiel, wenn nicht der tiefe Bau den Jungfüchsen genug Schlupfwinkel böte, in die ihnen der körperstärkere Hund nicht nachkommen kann. Ein Graben aber unterläßt man hier seit verschiedenen vergeblichen früheren Versuchen und ist zufrieden, wenn der wackere Hund aus dem zerklüfteten Bau wieder glücklich zutage kommt. Nur einen Jungfuchs konnte er fassen und zerrt ihn nun, schon abgewürgt, aus der Röhre. Die übrigen kommen an diesem Tage überhaupt erst bei stockdunkler Nacht zum Vorschein, so daß der ansitzende Grünrock unverrichteter Dinge abziehen muß.

Am nächsten Morgen ist die ganze Räuberbande spurlos verschwunden. Noch in der Nacht hat die alte Fähe bei ihrer Rückkehr den Überfall ihrer Behausung vernommen und ist, kurz entschlossen, mit den übrigen Jungen ausgerückt auf Nimmerwiedersehen.

Und das weitere Schicksal der Familie Reineke? In der nahen Kiefernschonung hält jetzt die Mutter ihren Nachwuchs beisammen. Am hellen Tage unterrichtet sie hier die Jungen in der Karnickeljagd, ab und an sieht der pürschende Weidmann das Spitzbubengesicht eines Roten unversehens am Rand einer Schneise erscheinen und gewöhnlich so schnell wieder verschwinden, daß selbst der flinkste Schütze kaum etwas ausrichten kann. Noch später treiben sie sich dann im wogenden Kornfeld, im dichten Röhricht herum und lernen dort den Hasen und das Rebhuhn, hier die Wildente berücken, selbst gegen jedwede Gefahr aufs beste geschützt. Aber zwei von den Jungen fallen dem unermüdlichen Jäger schließlich doch zum Opfer. Ein anderer hatte das Unglück beim heißhungrigen Balgen um einen Knochen eine schweißende Wunde davonzutragen, aus dem Spiel wurde im Augenblick bitterer Ernst, die Mordgier erwachte beim Anblick der frischen Schweißspur und in wenigen Augenblicken war der muntere Spielkamerad von



H. Meerwarth. Beddingen b. Braunschweig, April 1907.

Jungfuchs vor dem Bau sichernd.



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, Mai 1906.*

Junge Füchse erwarten des Morgens die Mutter vor dem Bau.

den eigenen Geschwistern gewürgt und hinterher aufgefressen. Ein Vierter sprang in seiner Unkenntnis menschlicher Tücke allzu hitzig, ohne den von der Mutter immer wieder gepredigten Bogen, um unter Wind zu kommen, dem fiependen Jäger in der Blattzeit vors Rohr und bezahlte seinen jugendlichen Übereifer mit dem Leben. Ein Fünfter geriet viel später im Herbst, als die Familienbande schon längst gelöst waren, viele Stunden entfernt von seiner Kinderstube im Treiben zu seinem Unglück vor den unrechten Schützen, der ihn, seinen ersten Fuchs, mit Stolz zum Ausstopfer trug und von diesem in möglichst theatralischer Stellung als Zierde seines Jagdzimmers verewigen ließ. So kamen außer der Mutter noch glücklich vier in den Winter, in dem ihnen des Lebens Mühe und Not erst recht die Fuchsnatur zur Entwicklung brachte. Vielgestaltig wurden jetzt fernab vom heimischen Bau ihre Schicksale und jeder auf seine eigenen Füße gestellt; sie wurden sich völlig fremd. Einen noch brachte ein tückisch Geschick in die mit wohlriechendem Heringskopf geköderte Falle, er wurde, noch halb am Leben, in der nämlichen Nacht von einem andern seiner Spur nach=

schnürenden Fuchs aus der Falle herausgefressen, der Hunger hatte diesem jede Empfindsamkeit gründlich abgewöhnt.

Die überlebenden des Gehecks schlugen sich schlecht und recht durch den Winter, hatten neben vielen mageren auch manchen fetten Tag, wenn bei hartgefrorener Schneedecke die Hetze auf ein laufkrankes Stück Rehwild gelungen oder der Nachwinter unter dem nicht ganz gesunden Schalenwild wie alljährlich aufzuräumen begann.

Im Revier ihres Baues wurde keiner mehr bemerkt und der Jäger wunderte sich am Ende der Jagdsaison, daß nicht ein einziger Fuchs zu Schuß gekommen, trotz des starken Gehecks, dessen Verschwinden ihm von seiten des Jagdherrn eine große Nase zugezogen hatte. „Selbstregulierung der Natur“ sagte ich dem Biedern und es fiel mir der letzte Stein vom immerhin ob meiner vielleicht zu übertriebenen Fuchsfreundschaft beschwerten Gewissen, als ich hörte, daß in diesem Winter sogar mehr Hasen als seit vielen Jahren erlegt worden seien!

Und im kommenden Frühling wird unser Fuchsbau wie alljährlich seit langen Jahren aufs neue bezogen sein — ob von derselben Füchsin, wer möchte es behaupten oder entschieden in Abrede stellen? Und wenn es angeht und der Diener Dianens und ihres ergebenen Vasallen, des Herrn Rentner X. es nicht vorzeitig hintertreibt, soll uns unser Bau noch weiteres aus dem Familienleben Reinekes im Bilde festhalten helfen.

Der Zaunigel.

Von Hermann Löns.

Außerhalb des Dorfes nach der Heide zu liegt an dem Moorbache ein Eichenhain. Ein halbes hundert grauer Bauwerke erhebt sich dort, halb versteckt von dem breiten Astwerke der alten Eichen. Es sind die Schafställe und Scheunen der Bauern, kunstlose, strohgedeckte Fachwerkbauten, deren Wände graues Flachtenwerk und gelber Lehmbewurf bildet und deren Grundbalken auf dicken Findlingsblöcken liegen.

Dort wohnt auch der Schäfer. Eine mächtige Mauer aus Ortsteinblöcken, von Moos übersponnen und von Engelsüß und Glockenblumen und Efeu überwuchert, hinter der sich ein gewaltiger, von Wacholder, Holunder, Stechpalmen und Schlehen bewachsener Hagen erhebt, grenzt das Wohnwesen gegen die Stallungen ab. Allerlei Getier haust hier; in den Strohdächern brüten Rotschwanz und Ackermännchen, auch ein paar Schleiereulen und ein paar Käuzchen hausen dort, unter den Scheunen haben es Spitzmaus und Waldmaus gut, Kröte und Ringelnatter, und nicht minder Wiesel und Iltis. Auch Igel sind hier immer anzutreffen.

Der Schäfer läßt sie gewähren. Sie mögen ihm wohl ab und zu ein Ei oder ein Kücken fortnehmen, dafür halten sie aber auch die Mäuse kurz. So treiben sie denn ungescheut schon am späten Nachmittage im Garten oder auf dem Hofe oder unter den Eichen ihr Wesen, und Wasser und Lord, die beiden alten Hunde des Schafmeisters, kümmern sich nicht mehr um sie; nur Widu, der junge Hund, ist noch etwas albern und quält sich dann und wann ein Viertelstündchen mit einem Igel ab, um schließlich mit zerstochener Nase das Spiel aufzugeben. Auch heute hat er das so getrieben und hat sich endlich ärgerlich und müde vor den Herd gelegt, wo er schläft und im Traume das Stacheltier weiter verbellt.

Der Igel hat noch eine volle Viertelstunde zusammengekugelt dagelegen, dann hat er sich aufgerollt und ist in das Gestrüpp des Hagens gekrochen. Er hatte vor, im Garten Schnecken zu suchen, aber der dumme Hund brachte ihn davon ab. Und nun krabbelt er in dem alten Laube herum, scharrt in dem Mulm und verzehrt laut schmatzend bald einen Regenwurm, bald eine Schnecke, dann eine Assel und nun eine dicke Spinne. Und jetzt geht es wie ein Ruck durch ihn; er hat junge Mäuse pfeifen gehört. Ein Weilchen noch



K. Hecht. *Grellenberg, August 1906.*

Igel. Muttertier im Nest, die Jungen säugend.

verharrt er in seiner aufmerksamen Haltung, dann schleicht er vorwärts, macht einen kleinen Satz und stößt seine Nase in einen Knäuel fahlen Grases, der zwischen den Ortsteinen der Hofmauer steckt. Sechsmal stößt er zu, und jedesmal erklingt ein dünner, schriller Todesschrei. Dann langt er sich die jungen Mäuschen heraus und schmatzt sie hastig auf.

Ein Weilchen schnüffelt er noch an dem Mauseneste herum, dann trippelt er weiter, ab und zu fauchend oder stehen bleibend und sich mit Krallen oder Zähnen heftig da juckend, wo die Flöhe und Holzböcke ihn am meisten zwicken. Bald langsam, bald eilig begibt er sich nach dem Eichenhain. Dort gibt es immer allerlei im Grase, ein Taufröschchen oder eine fette Raupe, ein Mäuschen oder auch einmal einen jungen Vogel, der aus dem Neste fiel. Brrr, macht es laut, und ein dickes, braunes Dings stößt mit hartem Anprall an die blutende Eiche. Es ist ein Hirschkäfer. Er hat gefunden, was er suchte. Gierig steckt er die goldgelbe Pinselzunge in den gärenden Saft. Da raschelt es hinter ihm. Wütend dreht er sich um und spreizt die scharfbewehrten Zangen. Aber schon hat der Igel ihn gefaßt, ihm den Leib abgerissen, und während der Kopf des Käfers im Grase liegt und mechanisch die Zangen öffnet und schließt, knabbert der Igel den dicken Hinterleib vollends auf. Dann jagt er unter den Schafställen weiter und sucht einen nach dem anderen ab.

Viel ist heute da nicht zu finden. Einige Spinnen, etliche Käfer, auch ein gutgenährter Regenwurm, das ist alles. Es ist zu trocken gewesen den Tag über, die Junisonne hatte es reichlich gut gemeint, und der Wind ging scharf; das gibt schlechte Jagd. So schiebt denn der Stachelrock nach dem Bache zu; vielleicht daß sich dort die Jagd besser lohnt. Unterwegs dreht er jedes Blatt um und scharrt jeden Grasbusch auseinander, immer prüfend und schnaufend und seine Nase in das Moos und in die Blätter bohrend und ab und zu sitzen bleibend, um irgend ein kleines Tier zu verzehren. Einmal bleibt er lange sitzen; er hat eine alte Maus pfeifen gehört, und vorsichtig pürscht er sich näher. Jetzt hört er sie dicht bei sich vorüberhuschen. Gleich wird sie wieder zurückkommen und dann hat er sie. Aber gerade als er zufahren will, löst sich ein grauer Schatten von der Wagenleiter, die Maus quiekt auf und das Käuzchen streicht, sie in den dolchbewehrten Fängen haltend, auf die hölzernen Pferdeköpfe des Stalles, und der Igel hat das Nachsehen.

Mürrisch begibt er sich weiter. Ein Kieferschwärmer, der am Nachmittage die Puppe verlassen hatte und sich, nachdem er seine Schwingen fertig gereckt hat, nun zum ersten Fluge rüstet, verschwindet unter den spitzen Zähnen. Ihm folgt eine Ackerschnecke; von der dicken schwarzen Schnecke, auf die der Igel stößt, wendet er sich aber mit Ekel ab. Sie riecht abscheulich und schmeckt scheußlich. Aber das laute, rollende Flöten da in dem anmoorigen



Douglas English.

Igel, beim überklettern eines Steines.

Sande am Bachufer, das lockt ihn. Ein schnelles Getrippel, ein fester Stoß, und schon ist die Maulwurfsgrille erledigt. Weiter geht es am Bachufer entlang. Halt, hier hebt sich die Erde. Etwa ein Maulwurf? Das wäre kein schlechter Fang. Oder gar eine Wühlmaus? Das wäre noch besser. Ganz vorsichtig schiebt er sich voran. Lange muß er lauern, ehe die Erde sich wieder rührt, aber schließlich kann er zufahren. Er stieß zu kurz. Mit jähem Ruck wirft sich die schwarze Erdwühlerin in den Bach, daß es plumpst, und nach einer langen Besinnungspause wendet sich der Igel wieder den Eichen zu.

Hier ein Mistkäfer, da eine Raupe, dort ein Brachkäfer und daneben ein Regenwurm, das wird so nebenbei alles mitgenommen. Aber was ist das da, was sich da im Grase fortschiebt? Der Igel sträubt die Kopfstacheln, steckt die Nase vor, rollt sich halb auf und trippelt so auf die Beute los. Jetzt ist er bei ihr. Zß, geht es, und einmal, zweimal, dreimal fährt die halbwüchsige Kreuzotter gegen seinen Stachelpanzer. Ein viertes Mal noch, dann aber nicht mehr. Er hat sie überrannt, hat sie mit den Kopfstacheln an den

Boden gequetscht, hat mit den Zähnen ihren Hinterkopf gefaßt, und während sich ihr Leib in wilden Kreisen dreht, zerkaut er erst den Kopf und schmatzt ihn hinunter und läßt den Leib hinterdrein wandern. Nach einem Viertelstündchen verschwindet auch die äußerste Schwanzspitze, die sich immer noch windet, in seinem Rachen.

Vorläufig ist er nun satt. Spaßeshalber faßt er noch einen großen Taufrosch, der ihm dicht vor die Nase hüpft, an das Hinterbein, aber gerade als der arme Frosch seinen schrillen Todesschrei hören läßt, gibt ihn sein Bezwinger frei und der Frosch springt in gewaltigen, ungeschickten Sätzen ab. Ganz furchtbar eilig trippelt der Igel nach dem Weißdornbusch hin, der sich neben einem der Schafställe spreizt. Der leise Luftzug weht ihm von da eine Kunde zu, die ihn ungestüm vorwärts treibt. Ohne eine Pause zu machen, trippelt er in schnurgerader Richtung weiter, und gerade als die Dorfuhr ausholt um die zehnte Stunde zu verkündigen, gerade als des Nachtwächters Horn hohl an zu heulen fängt, langt der Igel vor dem Busche an.

Da ist noch ein Igel, ein dicker, großer Igel, der eben einen langen, dicken Tauwurm hübsch langsam aus seiner Erdröhre herauszieht. Wie besessen stürzt der erste Igel auf ihn zu. Blitzschnell wendet der andere sich um und beißt nach ihm. Verdutzt bleibt der erste sitzen, dann nähert er sich wieder dem anderen. Wieder setzt es einen Hieb, wieder gibt es eine Verlegenheitspause, und so zehnmal und noch zehnmal. Und dann schlägt der erste Igel eine andere Taktik ein. Schnaufend und fauchend trippelt er um den anderen und versucht, sich ihm von hinten zu nähern, dieser aber dreht sich schnaufend und fauchend fortwährend im Kreise herum und wehrt jeden Annäherungsversuch mit einem blitzschnellen Bisse ab. Schließlich sitzen sie sich beide gegenüber, daß ihre Schnauzen sich fast berühren, und verschnaufen, der Igel überlegend, wie er sich wohl beliebt machen könne, die Igelin immer zur Abwehr bereit.

Bisher war der Igel immer von rechts nach links um seine Auserkorene herumgetrippelt; jetzt versucht er es in der umgekehrten Richtung. So muß auch die Igelin von links nach rechts sich im Kreise drehen. Wenn er sie zehn- oder zwölfmal umkreist hat, wird er plump vertraulich. Dann setzt es von ihr aus einen Schmiß. Verdutzt bleibt er dann sitzen und überlegt den Fall, und sie bleibt auch sitzen. Sie sehen sich mit ihren kleinen schwarzen Augen an, Nase an Nase, bis er wieder Mut bekommt und von neuem um sie herumtrippelt, jetzt von links nach rechts, nach dem nächsten Hiebe von rechts nach links, dann wieder umgekehrt und so weiter.

Elf Uhr schlägt die Turmuhr; elfmal heult des Wächters Horn. Immer noch murksen und fauchen die beiden stachligen Liebesleute umeinander herum. Es wird Mitternacht; das sonderbare Karussell ist noch immer im



Douglas English.

Igel, zusammengerollt.

Gange. Es schlägt ein Uhr; er ist noch immer nicht müde, sie zu umwerben, und ihre Sprödigkeit hält immer noch an. Es schlägt zwei Uhr; noch immer trippelt er fauchend und pustend um sie herum, bald von rechts, bald von links, und nach jedem Hiebe, den sie ihm versetzt, hält er inne und überlegt, ob es nicht besser sei, ihr von der andren Seite zu nahen. Eine halbe Stunde bleibt der Jagdaufseher bei dem Paare stehen und lacht und schüttelt den Kopf, bis die Helligkeit im Osten ihm sagt, daß es Zeit für ihn werde, nach dem Moore zu gehen. Schon singt der Rotschwanz von dem Dachfirst, die Schleiereule sucht ihr Loch am Giebel, der Igel und die Igelin tanzen immer noch ihren sonderbaren Reigen; erst als die Amsel zeternd zur Regenwurmsuche ausfliegt, verschwindet sie unter dem Stalle und er folgt ihr nach. Als der Schäfer die Schafe ausläßt, hört er unter dem Estrich das Gefauche und Geschnaube und ruft dem jungen Hunde zu: „Widu, bring sie zur Ruhe!" Aber Widu mag nicht; er hat von gestern genug.

Der Juni geht hin und der Juli auch. Als die Frau des Schäfers den Komposthaufen auseinanderstößt, findet sie in einem Haufen welken Grases

fünf kleine, rosige, weißstachelige Dingerchen neben der alten Igelin liegen. Nachmittags will sie sie ihrem Manne zeigen, aber sie sind nicht mehr zu finden. Die Igelin hat ihre Jungen verschleppt. Unter dem alten Schlehbusche hat sie ihnen ein neues Nest gekratzt und sie warm zugedeckt. Da säugt sie sie tagsüber, aber nachts treibt sie sich im Garten umher und frißt sich an Schnecken und Würmern dick, scharrt Mäusenester aus und fängt junge Frösche, schont auch die junge Brut der Rotkehlchen, trotz des Gezeters der Alten, nicht und nimmt auch die junge Amsel mit, die ihr in den Weg tolpatscht, wie sie denn auch mit den nackten Wieselchen, die sie aufstöbert, nicht viel Federlesens macht. Sogar die große Wanderratte, die sich in dem Schlageisen gefangen hatte, muß daran glauben; trotz ihres Strampelns und Quietschens wird sie totgebissen und bis auf Kopf, Fell und Schwanz aufgefressen.

Nach vier Wochen führt die Igelin ihre fünf Kleinen aus. Eines Abends, als der Schäfer vor der Tür sitzt und seine Pfeife raucht, raschelt es hinter dem Brennholze und da kommt erst schnaubend und prustend die Igelin angetrippelt und hinter ihr wackeln die fünf Kleinen. Der Schäfer ist ein ernster Mann und lacht selten; heute aber muß er doch lachen, denn es sieht zu putzig aus, wie die kleinen Dinger hinter der Alten herbummeln, überall kratzen und scharren und ihre Nasen in alle Löcher am Boden stecken, oder hastig hinrennen, wenn die Mutter einen tüchtigen Wurm bloßgescharrt hat und ihn sich von den Kleinen fortnehmen läßt. Seit der Zeit ist es für den Schäfer und seine Frau ein Hauptvergnügen, den Igeln zuzusehen, und damit sie nicht gestört werden, wird Widu jeden Abend angelegt. Auch allerlei Eßbares legt der Mann den Igeln hin; Butterbrot verschmähten sie, aber frisches Fleisch nahmen sie gern, und auch kleine Fische, die der Schäfer für die Hechtangeln gefangen hatte. Als der Schäfer sah, daß die Igelin sich immer so viel kratzte, fing er sie, und als er fand, daß sie voller Ungeziefer saß, salbte er sie mit der Schmiere, mit der er seinen Schafen das Ungeziefer vertrieb. Seitdem gab sie das Kratzen auf.

Mittlerweile wurden die kleinen Igel immer größer, hielten auch nicht mehr zu der Alten, sondern gingen ihre eigenen Wege, und wenn sie der Alten begegneten, wurden sie von ihr weggebissen. So wanderten sie denn aus; der eine in die Heidberge, der andere in die Eichen, der dritte in den Wiesenbusch, noch einer in das Dorf und der letzte nach dem Immenzaun, und wenn der Schäfer einen von ihnen antraf, denn er kannte sie gleich wieder, weil er sie alle, dem einen am Kopfe, den anderen hier oder da am Rücken, ein Büschelchen Stacheln abgeschoren hatte, dann zeigte er sie den Leuten und sagte: „Das ist einer von meinem Hofe.“ Bis in den Herbst hinein sah er bald hier, bald da einen von seinen Igeln, und sogar im Februar, als nach einem leichten Schnee die Sonne schön warm schien, traf



F. Hornbogen. *Ahrenbök, Dezember 1906.*

Igel im Schnee — eine seltene Erscheinung.



K. Hecht. Grellenberg, September 1906.

Igel. Muttertier mit Jungen.

er die alte Igelin am hellen Nachmittage vor der großen Hecke am Immenzaun, und er nahm sie mit und setzte sie in den Schafstall, und als im März die Sonne die Oberhand bekam, traf er fast jeden Abend einen Igel an, im Garten, auf dem Hofe oder unter den Eichen und hatte sein Vergnügen an ihnen.

Eines Tages aber kam eine Zigeunerhorde zugewandert und der Vorsteher wies ihnen die Heide bei den Eichen als Lagerstätte an. Während die Männer sich überall herumtrieben und die Weibsleute wahrsagen gingen, zogen die Jungens auf die Igeljagd. Sie hatten Stöcke, an denen oben ein langer, dicker, spitzgefeilter Draht befestigt war, und damit stachen sie in alle Laubhaufen, Hecken und unter die Schafställe. Ab und zu quietschte es und einer von den Bengeln zog einen aufgespießten Igel aus seinem Verstecke, den er dann totschlug.

Abend für Abend saß der Schäfer auf der Bank vor der Tür und wartete auf seine Igel. Er sah sie nie wieder.

Die Haselmaus.

Von Else Soffel.

Erste köstliche Frühlingstage! Unnennbarer Jubel, der aus Menschenaugen strahlt, aus dem Lied des ersten Vogels, dem Sang der befreiten Gewässer tönt! Der Winter kann seine Strenge nicht länger behaupten, die Sonne, die junge, neue glänzende Frühlingssonne macht ihn zuschanden. Welch ein Leben draußen! Ungeduldiges, ungestümes Losringen geht durch die ganze Natur. Ein lustiger, lauer Wind hat sich aufgemacht, der tanzt über die Felder — heraus müssen alle schweren Wintergedanken! Er rüttelt die stillen Bäume auf, fährt über die braunen Äcker, die schlummernde Saat zu wecken, und hinunter zu dem kleinen Bach, wo er mit den hastigen, übermütig sich überstürzenden Wellen Wettlauf hält. Er hat wichtige Arbeit zu vollbringen, und die Sonne leuchtet ihm dabei in alle Ecken und Winkel, der Himmel schaut zum ersten Male wieder licht und frei wie ein heiteres Auge. Freilich, viel ist noch zu schaffen, bis freie Bahn gemacht ist für das große Fest. Noch liegt der Schnee, verwaschener, grau und schmutzig gewordener, in großen Inselflecken sogar auf der freien Ebene, wo Wind und Sonne leichtes Spiel haben. Und in den großen und kleinen Schluchten des Laubwaldes, der an die Äcker stößt, wird er sich wie in stillem Asyl noch lange fristen.

Aber schon klingt aus dem Walde eine leise, heimliche Musik — die Bäume beginnen ihr Frühlingslied zu singen — das Lied der fallenden Tropfen.

Es klingt traumhaft zu dem hellen Geschmetter des Buchfinken, der dort am Rande des Waldes in den Zweigen der alten Linde sitzt und seinem Weibchen die ersten Liebeslieder singt. Das achtet indes nicht groß darauf, sondern geht scheinbar gleichgültig da unten am Fuße des Baumes auf die Suche nach Eßbarem. Ist es doch noch viel zu früh, eine gesicherte Häuslichkeit zu gründen. Noch können Schneestürme und kalte Tage wiederkehren, wenn auch nur auf kurze Zeit. Es hat darum die Pflicht, durch kluge Zurückhaltung und scheinbares Gewähren den feurigen Gatten zugleich zu fesseln und den Nestbau so lange hinauszuzögern, bis rauhe Wetter die lieben Kleinen nicht mehr gefährden und ein reichlicher Tisch gedeckt ist.



Douglas English. *Vivarium.*

Haselmaus.

Der kurze Frühlingsnachmittag neigt sich seinem Ende zu, die letzten Strahlen der untergehenden Sonne ziehen ihre schimmernden Fäden über die braune, offene Ackerkrume, die wie bröckeliges Gold glänzt. Die ersten Frühlingsstimmen sind verstummt. Nur von fern noch Menschenlaute, das Murmeln des müde gewordenen Bächleins, das kratzende Geräusch eines ruckweise den Baum hinaufstrebenden Eichhörnchens, das, den kurzen Tag überschätzend, sich verspätet hat und nun rasch dem sicheren Neste zueilt. Dann scheint mit der beginnenden Dämmerung völlige Stille eingetreten zu sein. Oder doch nicht? Vom Fuß der alten Linde, in dem Blätterteppich, der noch vom vergangenen Herbst her den Boden bedeckt, kommt es wie leises Rascheln. „Ist es der Abendwind, raschelt der Tau?" Die Wipfel der Bäume scheinen doch reglos? Ein Weilchen bleibt alles still; dann ertönt es aufs neue, von kurzen Pausen unterbrochen, öfters. — Jetzt ein leiser piepsender Ton — ein kleines lebendiges Etwas erscheint, eben ein wenig über die dichte Laubdecke hervorragend. Das letzte Tageslicht läßt noch ein bräunlich-rotes, etwas tiefer überhauchtes, warmes Winterpelzchen erkennen, davor steht, von der Umgebung des dunkler gewordenen Erdbodens sich scharf abzeichnend, die Brust als ein blendend weißer Fleck. Zwei sanft blickende, große schwarze Augen sehen sich einen Moment neugierig-furchtsam um, ein Schnäuzchen mit langen Schnurrhaaren hebt sich, aufmerksam witternd, in die Luft. Dann kommen zwei zarte, blasse Pfötchen zur Schau, die einen runden, kleinen Körper halten — ein leise nagendes Geräusch wird hörbar. Eine Haselmaus ist's, die ersten warmen Strahlen der Frühlingssonne haben auch sie in ihrem Winternest erreicht, das sie sich, aus Moos und Tierwolle gepolstert, mit Fasern und Würzelchen durchsetzt, im ausgehöhlten Stamm der alten Linde hergerichtet hat. Durch die lind erwärmte Luft während des Nachmittags langsam zum Erwachen gebracht, findet erst der Abend sie völlig munter und zum ersten Ausgang bereit. Eine Haselnuß, von dem im Herbst sorglich eingetragenen Wintervorrat geschöpft, stillt den Hunger. Denn draußen ist ja noch nichts zu holen. Noch fehlen die Baumknospen, — die Sämereien und Beeren, die im Herbst die letzte Nahrung bildeten, sind verschwunden. Da war es klug gehandelt, von dem Reichtum, den die Haselnußsträucher am Rand des Baches boten, einzuholen.

Der kleine Nachtbummler ist mit dem Öffnen und Verzehren der Nuß längst fertig. Ein Weilchen noch putzt er sich, auf den Hinterbeinen sitzend, ein paarmal hastig über Kopf und Ohren streichend, um wieder, seine Sicherheit bedenkend, innezuhalten und zu lauschen. Ein Weilchen auch tummelt er sich noch in der Nähe des Nests. Den Haselnußsträuchern, die im Vorjahre die Jungen beherbergt hatten, stattet es einen ersten kurzen Besuch ab. Dort mag auch heuer das Sommernest stehen, dicht über dem Boden,



Douglas English. *Vivarium.*

Haselmaus.

wo das dichte Grün es verbirgt. Vielleicht findet sich eine zweite Familienmutter ein, das wird dann ein lustiges Leben geben, wenn erst die Jungen mit den Alten sich hier tummeln. Aber Geduld, noch sind wir nicht so weit. Die Nächte sind noch kalt und dämpfen den kaum erwachten Lebenstrieb. Auf Äcker und Wiesen wird die Nacht nochmals eine leichte Frostdecke breiten, die erst die warme Morgensonne lüftet. Drum zurück ins Nest! Und Geduld! In wenig Wochen hat die Sonne gesiegt, der Frühling ist da!

* *
*

Viele Wochen sind ins Land gegangen. Aus der ersten, zaghaften Frühlingshoffnung ist längst Frühlingsgewißheit geworden. Auf die goldschimmernde Traube des Haselnußstrauchs, die silberglänzenden, sammetweichen Pfötchen der Weide war Weißdornblüte und Heckenrose gefolgt, auf Frühlingsunruhe und Drang tiefe, satte Freude am Dasein. Dunkel und üppig in seinem Blätterschmuck steht der Wald, die grüne Feste unter dem blauen Himmel. Die reichsten Vogellieder sind ausgesungen, heißes Liebeswerben und der laute Jubel der Vereinigung sind verstummt. Nur

vereinzelt ertönt an stillen Sommernachmittagen der frohe Sang der Singdrossel aus dem Bergwald, der neckende Ruf des Kuckuck.

Von der Linde herab, aus deren Zweigen einst des Buchfinken erstes Liebeslied klang, quillt heute Rotkehlchens Abendlied. Grün umbuscht, blumenbekränzt fließt das Bächlein — ruhig zufrieden. So recht die Landschaft hier für die kleine Haselmaus, die mäßige Höhe, Laubwälder in geschützter Lage, Obstgärten und Felder liebt.

Spät im Jahr, spät am Tag, so scheint es ihr eben recht zu sein. Ihre Familienfreuden haben erst vor kurzem begonnen. Zwei Weibchen der gern in friedlicher Genossenschaft lebenden Tierchen haben den Haselnußstrauch zur Brutstätte erwählt. Bietet er doch zugleich sicheres Versteck für die Nester und mit der vorrückenden Jahreszeit die Lieblingsnahrung der kleinen Geschöpfe. Dicht am Wasser steht der Busch, meterhohe, kräftig duftende Minze bedeckt den unteren Teil; vor wenig Wochen hat Iris hier geblüht; verblichen, geschrumpft, mit bräunlichen Rändern hängen die einstmals so wundervoll weichen, prächtig gelbleuchtenden Blütenblätter herab. Sumpfweidenröschen, rötlich schimmernd, rauhhaarige Schwarzwurz, Nessel- und Brennesselarten, Waldrebe und wilder Hopfen umwuchern ihn, so bleiben die Nester, die tief unten zwischen die Äste eingebettet liegen, unberufenen Augen verborgen. Noch ist die Sonne nicht völlig hinunter, da beginnt sich's auch schon zu regen. Ein leises, fortgesetztes Knacken und Knistern wird hörbar, die Spitzen der schwanken Zweige geraten in Bewegung, von unten herauf erneut sich das Geräusch. Schon ist der erste der kleinen Bewohner oben: an einem der letzten Zweige hängt das Teufelchen, mit allen vier Pfötchen um die dünnen Äste greifend, mit dem langen, dicht behaarten Schwänzchen noch unterhalb Halt suchend. Ein spukhaftes Geschöpfchen, wie es da hängt, vor dem dämmernden Himmel, zwei schwarze, zuspringende, von der Lust der Bewegung glühende Äuglein suchend umherschickend! Ein Junges ist es, der hellere Schimmer des Kleides, die kinderhaft täppische Lustigkeit der Bewegungen zeigt es uns an. Unter sorgfältiger Aufsicht der Mutter unternimmt es mit Geschwistern und Spielgefährten den ersten Ausgang. Drüben vom nächsten Ast lockt die Alte, das Tierchen zum Sprung zu bewegen, indem sie, selbst mit den Vorderpfötchen den Zweig ergreifend, an dem es hängt, sich rasch hinüber und herüber schwingt, was sie mit sanft lockenden, piepsenden Lauten begleitet. Endlich hat der kleine Schüler Mut gefunden, aber noch ungeschickter als die Mutter, will es ihm nicht gelingen, nach vollbrachtem Sprung rechtzeitig mit den Hinterfüßchen zuzufassen, und so rutscht er, nur mit den Vorderfüßchen angeklammert, ein Stück den Ast hinunter. Im nächsten Augenblick jedoch ist er wieder oben — von neuem beginnt das Spiel, diesmal mit glattem Erfolg. Unterdessen ist der ganze Busch lebendig geworden.



Douglas English. *Vivarium.*

Haselmaus.

Die zweite Stammutter erscheint mit ihren Sprößlingen; in der Nähe hausende Tierchen gesellen sich dazu. Geheimnisvoll, geschäftig-märchenhaftes Treiben beginnt: leise Tönchen, spukhaftes Huschen und Fallen, Auf- und Abjagen, unterbrochen von Augenblicken plötzlicher Stille, wenn, durch irgend ein verdächtiges Geräusch erschreckt, die ganze Gesellschaft in die Nester flüchtet. Wiesel und Marder, Ratte und Waldohreule sind gefährliche Feinde, und nicht eher wagten sich die vorsichtigen Tierchen wieder heraus, als bis sie sich durch aufmerksames Lauschen überzeugt haben, daß die Gefahr vorüber, auch dann noch oft plötzlich innehaltend in ihrer Beschäftigung, die beiden Vorderpfötchen und das Köpfchen erhoben, ängstlich horchend. Ist alles still, so beginnt das Leben von neuem. Äste und Zweige des geduldigen Haselnußstrauches wogen leise hin und her, Blätter rascheln, Stimmchen quietschen, fast unwirklich leise. — Dann ist die ganze Bande plötzlich ausgezogen, ein Stück weg von hier, wo unten die Landstraße vorüber führt, zu den Obstbäumen, mit denen diese bepflanzt ist. Dort ist reichlich Nahrung vorhanden, bis erst die Nüsse völlig reif sind. Einige machen sich über das Fallobst her, das am Boden liegt. Andere scheinen es vorzuziehen, in luftiger Höhe zu speisen. Behende klettert dort eines am

Stamm hinauf, läuft an der Unterseite der Äste entlang bis zu Ende, schwingt sich geschickt mit Hilfe des zur Balance gebrauchten Schwanzes auf die Oberseite und hängt sich mit den Hinterfüßchen auf, von oben her die Frucht benagend. Wird dabei ein größeres Stückchen lose, so setzt sich das Tierchen behaglich auf den dünnen Zweig, an dem der Apfel hängt, und verzehrt den Bissen, ihn in possierlichster Weise zwischen den daumenlosen Pfötchen wälzend. Das Schwänzchen hängt, an der Spitze zum Haken umgebogen, so sitzt sich's am besten. Hinter dem Baum zieht jetzt der Mond vorbei, die dunkeln Silhouetten der Blätter, das Köpfchen mit den feinen Öhrchen schneiden eben ein Stück von seiner Scheibe ab. Der Nachtwind flüstert: andere Märchen, ebenso unbegreifliche, nie auszufühlende. Der heimliche Beobachter scheint ein Phantast zu sein, oder ein Poet? An den Schaden denkt er nicht, den die kleinen Pelzträger der gemeindlichen Obsternte zufügen. Er denkt an Fausts wunderbare Worte: Du lehrst mich meine Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen. Und ein leiser Schmerz überkommt ihn bei der Erkenntnis der trotz allem Forschen und Sehnen unüberbrückbaren Kluft zwischen allem Lebenden.

* *
*

An einem stillen Herbstnachmittag statten wir unserm liebgewordenen Plätzchen den letzten Besuch ab. Trübes Wetter scheint uns den Abschied von draußen leicht machen zu wollen. Fast bedrückend ist die Stille. Leiser Nebel rieselt hernieder und hängt in Tröpfchen an den Hecken, den silbrigen Spinnennetzen, die jetzt ins Auge fallen. Wie eingebaut liegt die Welt, als ob kein Weg mehr nach draußen führe. Alles Leben, Ton und Farbe gedämpft und müde. Einwärts kehrt sich der Blick, der Schwerpunkt unserer Freuden, unserer Arbeit ruht im Hause. Ein paar Goldammern fliegen ab und zu, ihr liebes, einsilbiges Liedchen scheint dem Geriesel des Herbstregens abgelauscht. Einzig die Meisen protestieren gegen die allgemeine Stimmung. Wie Alarmruf ertönt ihr metallisches „Pink, pink-terrrrrr", mit dem sie einander locken oder beim Herannahen eines Menschen fortfliegen. Die herbstliche Farbenpracht des Laubwaldes ist in Nebelschleier gehüllt. Der Gesang des Bächleins geht verloren-monoton. Von der Blumenwildnis um unsern Haselnußstrauch ist nichts mehr zu sehen, er selbst schon fast entlaubt.

Wer glaubt noch an Märchen der Sommernacht?

„Ss, Ss" tönt es da, leise, ganz leise in absolut regelmäßigen Zwischenräumen. Und wieder „Ss, Ss". Sollte doch nicht alles Leben erstorben sein, eine Feldmaus sich aus dem Loch gewagt haben, eine Haselmaus am Ende gar aus dem Nestchen geschlüpft sein? So leise, so zart ist der Laut,



Douglas English.

Nest der Haselmaus.

daß wir unwillkürlich an unsere kleinen Freunde vom Sommer denken. Aber nein — die schlafen ja. Im kugeligen Nestchen, selbst zur kleinen Kugel zusammengerollt, liegen sie, warm eingehüllt, und verschlafen die kalte Zeit. „Ss, Ss“ mahnt es wieder und ohne Pause, in genauem Takt: „Ss, Ss!“ Plötzlich kommt uns ein Gedanke. Wenig Schritte von hier, von der alten Linde herüber scheinen die Töne zu kommen. Was sollte die Tierchen gehindert haben, ihr altes Nest zum Winterschlaf aufzusuchen, in dem sie den letzten gefahrlos überstanden hatten? Bei jedem Schritt, den wir in der Richtung nach dem Baume zu machen, wird es uns klarer: sie müssen es sein, sie sind es. Bald stehen wir davor, und nun wissen wir auch, daß es das Atemgeräusch der kleinen Tiere war, was wir für willkürliche Laute gehalten hatten. Ein Päckchen Streichhölzer ist zur Hand, wir leuchten in die Höhlung. Nicht nur den kleinen Haselmäusen scheint der Schlupfwinkel bekannt zu sein. Ein Käuzchen mag hier einstmals eine Mahlzeit gehalten haben, die Flügel- und Schwanzfedern eines Feldspatzen zeugen davon. Kleine Schnecken, Spinnen und Tausendfüßler sind hier zu Hause, ein goldgrün leuchtender Laufkäfer hängt an der Borke. Ganz zu hinterst in der Höhlung, am geschütztesten Plätzchen fassen wir ein noch warmes Paketchen. Gleichmäßig ertönt das vorhin gehörte Geräusch — durch das Einziehen und Ausstoßen der Luft verursacht —, während wir damit ans Licht rücken. Vier schlafende Haselmäuse sind es, die wir aus einem Gewirr von Moos, Reisern, Laub usw. herausschälen. Junge Tierchen mit hellgelblich-rotem Pelzchen, und für den kommenden Winterschlaf fett und wohlgenährt. Verkrüppelt und zusammengezogen die kleinen Gesichtchen, fest daran gepreßt die Vorderpfötchen, zwischen denen der lange Schwanz über das Köpfchen gelegt ist, fast kugelrund zusammengerollt der kleine Körper. Die Versuchung kommt uns an, sie mitzunehmen. Einen Augenblick schwanken wir, unser Entschluß muß gefaßt sein, ehe die kleinen Geschöpfchen durch die Wärme der Hand zum Leben erwacht, an Entkommen zu denken vermögen. Dann bringen wir sie sorgsam wieder in die schützende Höhlung zurück und treten unsern Heimweg an. Das Bild der Landschaft hat sich nicht geändert. Aber wir empfinden vielleicht anders, weniger trübe als vorhin. Der ungeheure Reichtum verborgenen, zurückgedrängten, aber nicht vernichteten Lebens hat uns getroffen. Unsere Haselmäuschen werden in wenig Wochen völlig erstarrt, das letzte Laub von den Bäumen gefallen sein. Aber sie leben beide. Nur unsern kurzsichtigen Augen scheint es anders. Nein, nicht die Zeit des Sterbens ist der Herbst — er ist die Zeit des Wartens und Sammelns, die erste Vorbereitung für das kommende Frühjahr!

Das wilde Kaninchen.

Von Hermann Meerwarth.

„Neuschnee“ — welche Fülle von weidmännnischen Freuden und Hoffnungen in dem einen Wort für den Berufsjäger, den ein günstig Geschick an den rechten Platz gestellt, wo es sich noch verlohnt, in der „stillen Zeit“ das Fuchseisen zu stellen, wo ihm jede „Neue“, sofern er sein Zeug versteht, den Marder und Iltis ans Eisen oder in die Prügelfalle liefert. So werden ihm die Mühen ebenso belohnt wie seine wohlweisliche Zurückhaltung, in der er den Träger des kostbaren Balgs schonte, so lange sein Kleid noch zu schäbig war.

Aber nicht diesen zuliebe ziehen wir heute hinaus, die „Neue“ zu nützen, schon längst zählen sie hier in der Nähe der großen Stadt zu den Seltenheiten, denn die hohe Jagdpacht verträgt keine ungebetenen Gäste mehr, die sich auf Kosten der Jagdkasse ernähren und den Absatz beim Wildhändler schmälern. Nicht Eisen und Gewehr ist heute unser Rüstzeug, sondern Hacke und Spaten, ein langer Stock, ein Sack mit alten Lumpen und eine Blechkanne übelduftenden Inhalts sind das Handwerkszeug, das einige Arbeiter unter Führung des Försters zu Holze tragen, um einen Massenmord unter den Wildkaninchen zu versuchen, sie zu ersticken mit den giftigen Gasen des Schwefelkohlenstoffs, da Pulver und Blei und alle Fangmethoden nicht mehr genügen, ihrer verheerenden Ausbreitung Einhalt zu gebieten.

Fast hätte das alte Krähenpaar, die ständigen Wächter am Eingang des Waldes, den geschworenen Feind nicht wiedererkannt, den sie sonst schon von weitem den gesamten Waldgenossen mit lautem Geschrei avisieren. Mit aufgeblähtem Gefieder betrachten sie von ihrer Warte den herannahenden Menschentrupp, und erst im letzten Moment stieben sie, entsetzt über die eigene Unvorsichtigkeit, mit halbersticktem Schrei davon und haken in respektvoller Entfernung auf einem alten Überständer auf, sprachlos über unser nie gesehenes Geschau und Beginnen.

„Wartet nur ab, ihr schwarzen Gesellen, wer weiß, wie bald auch euch zuliebe, oder besser gesagt zum Schaden, der Förster zur Apothekerbüchse greifen wird, wenn erst von Amts wegen unzweifelhaft festgestellt ist, daß

ihr mehr schadet als nützet, daß ihr mehr Saat verzehrt als Ungeziefer — drum geht in euch beizeiten, laßt euch raten, Pflanzenkost ist unbekömmlich, mehr Fleisch müßt ihr genießen, mehr Fleisch — wohlverstanden nur solches, was wir selbst nicht gebrauchen können!"

„Wer's euch wohl je recht machen könnte!" krächzt der alte Krähenvater ins Bartgefieder. Er hat recht, es ist uns schwer recht machen, uns Kulturmenschen, die für ihre künstlichen Anpflanzungen dem wildlebenden Getier beibringen wollen, wie es sich dagegen zu verhalten hat, die ihren Kulturschöpfungen zuliebe nur mehr dulden können, was diesen keinen Abbruch tut, die nachgerade peinlichst Buch führen über die Speisenkarte jedes einzelnen der freilebenden Tiere und unerbittlich jedes auf die Liste der Geächteten und Vogelfreien setzen, dessen Tun und Lassen dem Gedeihen unserer Kulturarbeit irgendwie hinderlich ist. „Kampf ums Dasein", bei dem kein Mittel verschmäht wird, bei dem nicht gar zu selten verschiedene Kulturinteressen in Konflikt geraten! Forst- und Landwirtschaft auf der einen Seite, Jagd auf der anderen, wie entgegengesetzt sind ihre beiderseitigen Interessen und wie schwer sind die einen zu wahren, ohne die anderen zu schädigen. Was dem einen nützt, ist dem anderen schädlich, das Bestreben, beiden gerecht zu werden, spiegelt sich in den immer wieder abgeänderten Jagd- und Wildschadengesetzen, deren Quintessenz darauf hinausläuft, das Nutzwild seines ökonomischen Wertes wegen in gewissen Grenzen möglichst zu schonen, das Raubwild möglichst auszurotten. Daß dabei sehr oft über das Ziel hinausgeschossen wird, oder daß der Forstmann, als Forstschutzbeamter und Jäger in einer Person, nicht zu selten in Konflikt mit sich selbst, nach der angeborenen Jagdpassion urteilt und handelt, sind unausbleibliche Begleiterscheinungen, denen der Naturfreund in manchen Gegenden unserer Heimat die Erhaltung z. B. eines größeren Rotwildstandes trotz jahrzehntelangen Ausrottungsvorschriften zu verdanken hat.

Ein gefährliches Experiment ist es immer, Tiere anderer Länder bei uns einzubürgern, das hat man freilich erst in allerneuester Zeit einsehen gelernt, seit es ruchbar wurde, wie z. B. in Nordamerika von Liebhabern aus Europa eingeführte Vögel und Insekten ganz ungeheuren Schaden anrichteten. Doch die Jagd ist ein hohes Vergnügen und, wie schon gesagt, auch ein nationalökonomischer Faktor, mit dem der Staat und die Gemeinde sehr wohl zu rechnen haben. Warum also die Jagd nicht verbessern durch Einführung neuer Wildarten, womöglich solcher, die neben sportlichen Genüssen materiellen Nutzen versprechen? — So wurden der Fasan und das Kaninchen bei uns eingeführt, beides entschiedene Kulturfeinde, aber doch wieder kaum miteinander zu vergleichen, denn jenes kann man sich sehr wohl erwehren und überdies ist der aus seiner Jagd gewonnene Gewinn ein recht beträchtlicher — mit diesem, dem Kaninchen hat man sich aber einen Gast gerufen,



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, Juni 1907.*

Alte Kaninchen bei der Äsung auf einer Waldschneise.



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, September 1907.*

Kaninchenröhre unter dem Wurzelstock einer Kiefer, davor Losung.

der zwar durch seine Eigenart manch sportliches Vergnügen bereitet, dabei aber selbst sehr wenig Ertrag bringt und durch seine ewige Unruhe anerkanntermaßen da, wo er in großer Zahl auftritt, das übrige Wild, besonders seinen wertvolleren Vetter, den Hasen, zum Verlassen der angestammten Reviere veranlaßt.

Ihm, dem Karnickel, also gilt heute unser so wenig weidmännisch erscheinender Auszug mit Stecken, Lumpensack und Schwefelkohlenstoff, zu dem uns die „Neue“ behilflich sein soll. In der Tat, es muß schon schlimm sein, wenn der Germane die angeborene Jagdpassion soweit verleugnet, daß er das Jagdzeug beiseite legt und zum Apothekermittel greift, um sich einer so kleinen Kreatur zu erwehren. Pulver und Blei, Fallen und selbst der eigens für den Karnickelfang gezüchtete Jagdiltis, das Frettchen, sollten schon nicht mehr ausreichen? Es ist wohl mehr die Sorge vor dem, was noch kommen könnte, die unsre Behörde sogar zu Flugschriften zur Unterweisung in der Vertilgung des Karnickels durch Schwefelkohlenstoff veranlaßt, — mehr Vorbeugungsbestreben als schon angerichteter Schaden. Sicher wäre es besser gewesen, wir hätten den Welschen wie so manches andere auch dieses Geschenk lieber gelassen und uns beizeiten an des alten Plinius Berichte erinnert, wonach schon im römischen Altertum infolge des vom Kaninchen verursachten Schadens Hungersnöte in Spanien ausbrachen und des Augustus Kohorten zur Vertilgung des kleinen Unholdes zu Hilfe gerufen werden mußten. Daß ähnliches auch heute noch passieren kann, sehen wir in unsern Tagen in Australien, wo das von den Ansiedlern eingeführte Karnickel bei seiner erstaunlichen Vermehrungskraft und dem gleichzeitigen Fehlen geeigneter natürlicher Feinde, kleiner Raubtiere, die ihm in die Baue folgen könnten, zu einer wahren Landplage geworden ist, der erfolgreich zu steuern der Regierung trotz hoher, bis in die Hunderttausende von Mark steigenden Prämien für ein erfolgreiches Vertilgungsmittel bis heute nicht gelungen ist. Kein Wunder, wenn wir heute bei solcher Kunde besorgt der auch bei uns immer rascher um sich greifenden Ausbreitung der wilden Kaninchen zusehen, da ja auch bei uns die natürlichen Feinde des Karnickels, Marderarten, Fuchs und größere Raubvögel zwar in genügender Zahl vorhanden sein könnten, um es in Schach zu halten, aber eben, wie schon gesagt, aus Rücksicht auf anderes Wild so kurz wie möglich gehalten werden müssen. Die Sorge ist also sehr wohl am Platz, und wenn es uns auch persönlich recht wenig sympathisch erscheinen mag, die Berechtigung kann man unter solchen Umständen nicht in Abrede stellen, auch mit Gift und Infektionsbazillus gegen die kleine Kreatur vorzugehen, die durch Untergraben von Bahn- und Flußdämmen und Baumwurzeln, durch das Verbeißen der jungen Kulturgewächse und Benagen der jungen Stämme in Wald und Feld bei der großen Fortpflanzungsfähigkeit so empfind-



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, Juni 1907.*

Kaninchen bei der Äsung, charakteristische Stellungen. Oben zwei schwarze Kaninchen.

lichen und vielseitigen Schaden verursacht wie kein anderes unserer einheimischen Tiere.

Drum frisch ans Werk, der Tag ist heute günstig wie selten — ein scharfer Nordost hat das Wild in die windgeschützten Dickungen getrieben, kein lebendes Wesen ist sichtbar, was irgend einen Schlupfwinkel hat, hat sich da hinein verkrochen und so sind sicher auch die Kaninchen im Bau. Ein Lappen, getränkt mit Schwefelkohlenstoff, mit dem langen Stock möglichst in die Röhre hineingestoßen, dann mit Erde zugeschüttet und Schnee darauf festgestampft — die Prozedur an jedem Bau, an jeder Röhre wiederholt — probatum est trotz des Gestanks — und das Vertilgungswerk muß radikal gelingen —, wenn nur draußen im Wald der Boden so glatt wie die Platte am grünen Tisch wäre, wenn es keine Erdrisse, keine halbversteckten Baumstümpfe gäbe, hinter denen eine Röhre gar leicht übersehen wird, wenn, kurz gesagt, die Vertilger nicht fehlbare Menschen wären, die eben nur lückenhaftes Menschenwerk leisten.

So dürfen wir getrost annehmen, daß trotz allem noch mancher alte Rammler, noch manche hoffnungsvolle Stammutter entkommt, daß der flinke kleine Vetter Lampes zwar gehörig zurückgedrängt, aber nicht so bald ganz verschwinden wird, — zur Freude des geübten Schützen, zum Spott für den Sonntagsjäger.

Wir aber wollen jetzt, unbekümmert um das Für und Wider, nur als Naturfreunde sehen, was für anziehende Seiten sich dem eigenartigen Erdmännchen abgewinnen lassen, und es zu diesem Zweck draußen in seinem Element, im Wald am Bau im Wechsel der Jahreszeiten beobachten.

Am Kaninchenbau.

Einer der südlichsten Ausläufer der Lüneburger Heide erstreckt sich im Norden Braunschweigs bis vor die Tore der Stadt, von der Kultur zwar schon bis auf einen kleinen Rest in Beschlag genommen, in diesem Überbleibsel aber mit seinen moorigen Wiesen und heideüberwuchertem Brachland eine wohltuende Abwechslung in der sonst wenig anziehenden Einförmigkeit des norddeutschen Kulturwalds.

Gewiß, auch die Heide ist einförmig, aber urwüchsig in ihrer Einförmigkeit, wild in ihrer Schwermut und — höchster ihrer Vorzüge — gemieden vom Strom der Stadtbevölkerung, die ihr nur Geschmack abgewinnt in der kurzen Zeit ihrer Blüte, wenn sie in schreienden Farben prangt.

Hier nun, besonders in den jungen, dichten Kiefernschonungen, findet sich eine ausgedehnte Ansiedlung unsres Kaninchens, nach hunderten zählen hier die im leichten Sandboden mühelos gegrabenen Baue, und abends spät



A. Probst. Querum b. Braunschweig, September 1907.

Kaninchenröhren am Rande einer Kieferndickung.



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, September 1907.*

Kaninchenbaue. Röhren in einer Kieferndickung.

sieht der Spaziergänger auf den Gestellen und Graswegen allenthalben die flinken Kerlchen umherhoppeln oder blitzschnell in der Dickung verschwinden, im grauen Abendlicht meist nur noch erkennbar an der auf und ab wippenden, weißen „Blume". Eine ganz besonders bevorzugte Stelle ist eines der erwähnten Brachländer, ein ausgedehnter teils mit Heide, teils mit schwanken Gräsern bewachsener Sandhügel, an dessen Südwesthang sich ein großer Bau befindet. Von mehreren Dutzenden von Einfahrten stehen sicherlich an unserem speziell erwählten Platz gegen 20 teils oben auf der Höhe, teils am Abhang gelegene in unterirdischer Verbindung. Die bevorzugten Zugänge jedoch liegen nach Süden und Westen am Hang, wo der Bau von den benachbarten Wiesen durch einen schmalen Streifen hoher Kiefern abgeschlossen ist, die den Tierchen Schutz gegen die niederschlagreichen Westwinde gewähren, während eben die Lage der Hauptröhren am Südhang eine Deckung gegen Nord- und Ostwinde bedingt. Im Osten eine ausgedehnte Kiefernschonung, im Norden Felder und Heidepartien, — das



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, September 1907.*

Großer Kaninchenbau auf einem Ödland. Helle Sandflecke in der Mitte bezeichnen einige der zahlreichen Zugänge.

ist die nächste Umgebung unsers Baues, auf welchem die Karnickel ein Gebiet von einigen 50 Quadratmetern als sicheren Tummelplatz zur Verfügung haben, von dem sie in wenigen Sprüngen jederzeit eine Zufluchtsröhre finden. —

*   *

*

Vorfrühling, — noch steht der Wald öde und traurig, ohne seinen schmucken Teppich von Dornstauden, Farnen und Geißblatt, noch vermissen wir sie alle die lieblichen Sänger, nur einige Krähenpaare haben sich schon zusammengefunden und besichtigen den nahen Kiefernhochwald auf passende Brutstätten. Graubraun, in schmutzigen Farben liegt vor uns das Brachfeld, geknickt und abgestorben das lange Schmelengras, das hier vom Spätsommer ab einem wogenden Meere gleich im Winde geschwankt, bis es

4*

die winterliche Schneedecke zu Boden gedrückt. Zeichen der Verwitterung und winterliches Schweigen noch allenthalben, so weit das Auge reicht; und doch schon Spuren neuen Lebens am Kaninchenbau. Weithin leuchten aus der düstern Umgebung an einzelnen Haupteinfahrten hellgelbe Placken frisch herausbeförderten Sandes, die ersten Zeichen neuerwachten Lebens nach der langen Winterzeit, in der man in der Kaninchensiedelung den Wohnraum aufs Mindestmaß beschränkt und sich friedlich, alt und jung, Männlein und Weiblein, möglichst dicht aneinandergedrückt hatte, um sich gegenseitig zu erwärmen. Aber so ausgesprochen der Geselligkeitstrieb unsrer Kaninchen ist, in puncto „Liebe und Ehe" haben sie ihre eigenen und strengen Grundsätze, die beim ersten Erwachen des Frühlings, die seither so friedliche Gesellschaft auseinandertreiben. Für ein, höchstens zwei Paare hat jetzt der ausgedehnte Bau noch Platz, alle übrigen verlassen freiwillig oder dem Stärkeren nachgebend die gastliche Winterherberge und finden in der Nachbarschaft rasch einen neuen Unterschlupf in verwaisten Bauen, deren seitherige Besitzer in des Winters Nöten erlegen, oder indem sie sich einen neuen graben an passender Stelle. Das zurückbleibende Paar aber hält getreulich zusammen, und die Kaninchenhäsin beginnt ihr hoffnungsreiches Eheleben, indem sie für das nahe Wochenbett eine besondere Kammer gräbt und mit ihrer Bauchwolle auspolstert; den frischgegrabenen Sand aber fördert sie zutage, um jede Verkehrsstörung in der engen Röhre zu beseitigen. Allenthalben finden sich nun bald in der nahen Dickung vor den stets befahrenen Mutterbauen die frischen Sandspuren, aber auch viele neue, ganz kleine Notbaue entstehen jetzt und in den folgenden Wurfperioden hier und im hohen Holz unter Wurzelstöcken oder auf dem Ödland ziemlich frei angelegt von hochträchtigen Kaninchenhäsinnen, Bewohnerinnen kleinerer Baue, in welchen die Jungen nicht sicher genug vor den Nachstellungen der bösartigen Rammler verborgen werden können: deshalb entschließen sich die sorgsamen Mütter, ihre Jungen abseits von ihrem Wohnbau in besonderen, kurzen und flach unter der Erde verlaufenden Wurfröhren zur Welt zu bringen, wo auch die Jungen gesäugt werden. Flocken von Kaninchenwolle, die man in der Nähe des Baues findet als deutliche Spuren heftiger Zärtlichkeit unter den Insassen des Baues, sind weitere Belege für die schon begonnene Paarungs- oder Rammelzeit. —

Die blasse Märzsonne verschwindet eben hinter den hohen Kiefern, da hört man ein kaum vernehmliches Poltern am Bau und der dicke Kopf eines alten Rammlers erscheint am Ausgang der Röhre, langsam und vorsichtig, die „Löffel" in angestrengtem Lauschen vor- und rückwärts bewegend, der Windfang in fieberhafter Bewegung, und verläßt in eigenartigen, ruckweisen Absätzen den Bau. Nur kurz ist sein Aufenthalt vor der Röhre, lange genug war das Fasten durch den Winter



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, Juni 1907.*

Alte Kaninchen bei der Äsung auf einer Waldschneise.

hindurch, und der heftig erwachte Paarungstrieb erheischt kräftige Nahrungszufuhr — vor dem Bau noch kein grünes Hälmchen, drum kein langes Verweilen, denn drüben hinter dem Sandhügel in der handhohen Wintersaat winkt reichliche Äsung. Ein paar hastige Fluchten und der Stammvater der Burg hat die Höhe des Hangs erklommen, von wo er, auf die Hinterläufe erhoben, erst kurze Umschau hält und dann in eiligen Sätzen im abendlichen Zwielicht enteilt, noch lange sichtbar an der leuchtenden Blume, deren Aufblitzen uns seinen Weg verrät — erst in die nahe Dickung und von da ins Roggenfeld.

Schon ist inzwischen ein neuer Graubalg in der Röhre erschienen, wie der erste unter Sichern und Lauschen sich langsam aus der Röhre schiebend. Lange weilt sie, die schon trächtige Stammutter, vor der Röhre und nur langsam und schwerfällig, immer wieder in Absätzen, weit weniger entschlossen im ganzen Gebaren als der Rammler beginnt sie, der nahen Schonung zuzustreben. Schwer sind ihre Pflichten — ein Wochenbett wird nach Karnickel-



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, April 1906.*

Junge Kaninchen, ungefähr acht Wochen alt, am Bau.

brauch in ungefähr sechswöchentlichen Zwischenräumen das andere ablösen bis in den Winter hinein, wenn der vielerorts bedrohte Lebensfaden nicht vorzeitig abreißt. Wie im Bewußtsein der auf sie gestellten Hoffnungen ist Vorsicht die Signatur ihres ganzen Gebarens. Kaum wenige Sprünge vom Bau entfernt stürzt sie, so schnell es die beschwerliche Tracht gestattet, Hals über Kopf in den Bau zurück und entgeht so mit knapper Not den Fängen des Habichts, der lautlos, wie ein Schatten dicht über den Bau hinweg seinem Schlafplatz im nahen Stangenholz zustrebt.

Noch lange kann man das Kaninchen im Bau mit den Hinterläufen stampfen hören, ein Zeichen heftiger Angst und Erregung, nach der es trotz des nagenden Hungers den Bau erst in stockdunkler Nacht wieder verläßt, wo der Feinde Zahl immerhin schon geringer sein wird.

*   *
*



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, Juli 1906.*

Junges Kaninchen, ungefähr acht Wochen alt, am Bau.

Der Kuckuck ruft, der Frühling ist da, bald sind sie vollzählig, unsere befiederten Sommergäste, die in der Nähe des Kaninchenbaues ihr Wesen treiben Nun ist es eine Lust, hier anzusitzen, stundenlang, regungslos, ohne Langeweile, denn zuviel fast bietet sich der Beobachtung. Der Anger hat sein schönstes, frischgrünes Ostergewand angelegt, auf der einen Seite, wo noch vor wenigen Wochen nichts zu erkennen war als ein brauner Moderhaufen, erheben sich, schüchtern erst, aber Kopf an Kopf die jungen Triebe des Adlerfarn, einzelne bis zwischen die Kaninchenröhren vorrückend. In der klaren Luft kreist und rüttelt mit lautem Geschrei der Turmfalke, der alljährlich im nahen Hochwald auf einem verlassenen Krähennest seine Brut großzieht, mitten zwischen den hier brütenden Krähenpaaren, mit denen er in ewigem Zank und Streit liegt. Saftiges Birkengrün zwischen den dunkeln Kiefern, an denen ein Schwarzspechtpaar sich allabendlich zu Gaste meldet. Neugierigen Auges, mit den unglaublichsten Halsverdrehungen betrachtet der prächtige Vogel den stillen Beobachter, ohne Scheu rutscht



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, Juni 1906.*

Junges Kaninchen, halbwüchsig, vor dem Bau.

er, mit hörbarem Tritt, an den nahen Kieferstämmen auf und ab, läßt von Zeit zu Zeit seinen eigenartigen, mehr raubvogelähnlichen Schrei ertönen und streicht mit trillerndem „Krik—krik—krik" nach entfernteren Waldpartien und wieder zurück.

Neues Leben auch am Kaninchenbau; noch zu früher Nachmittagsstunde erscheinen in den Röhren die Jungen des ersten Satzes, die die vorsorgliche Mutter so lange als irgend möglich in der sicheren Behausung zurückgehalten. Jetzt ist sie schon zum zweitenmal Mutter geworden, nun gehört den Kleinsten ihre ganze Sorge und sie muß die andern ihrem eigenen Schicksal überlassen. Wie die Kobolde huschen die kleinen Tierchen, kaum größer als eine Männerfaust, von Röhre zu Röhre, nimmer entfernen sie sich weit von der sicheren Zufluchtsstätte. Sie selbst haben zwar noch keine schlimmen Erfahrungen machen können, nichtsdestoweniger verleugnen sie auch jetzt schon nicht die furchtsame Karnickelnatur, die bei der geringsten Störung all ihr Heil im blitzschnellen Verschwinden in der heimischen Höhle sieht.



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, Juni 1906.*

Junges Kaninchen, halbwüchsig, vor dem Bau.

Wenn eben der letzte Abendsonnenstrahl entschwunden, kommen auch die Alten zum Vorschein, bleiben lange an der Einfahrt sichernd und windend, versäumen es nicht, sich des öfteren auf die Hinterläufe zu erheben und in hastigen Sätzen die Höhe des Sandhügels zu gewinnen, um Umschau zu halten, und erst, wenn alles sicher erscheint, kehren sie zu den Jungen zurück und beteiligen sich an dem munteren Spiel vor den Röhren. Nie wird dabei der Sicherheit vergessen, das geringste vernommene Geräusch, jede fremde Erscheinung in den Lüften oder im nahen Holz veranlaßt die Alten zu rascher Flucht nach einer der Röhren, wo sie verhoffend sichern und bei anscheinender Gefahr mit lauten, in dem unterhöhlten Boden weithin hörbarem Aufstampfen der Hinterläufe das Zeichen zu allgemeiner Flucht geben — ein Augenblick, und alles ist verschwunden, und je nach der Größe des Schrecks oder der Häufigkeit seiner Wiederholung dauert es verschieden lang, bis die Tiere wieder zum Vorschein kommen.

Das frisch sprießende Gras bietet jetzt den Kaninchen dicht am Bau genügend Äsung, so daß die Jungen noch auf längere Zeit seine schützende Nähe

überhaupt nicht zu verlassen brauchen und die Alten, besonders die Häsin, in der Regel erst bei eingebrochener Dunkelheit weiter fort zu den Feldern und Wiesen auf Äsung rücken. Es ist auch gut so, daß der Tisch für die heranwachsende Nachkommenschaft so nahe gedeckt ist. Gar mannigfach sind die sie bedrohenden Gefahren und sie mehren sich mit der vorrückenden Jahreszeit. Auch drüben bei den Krähenpaaren im Kiefernholz steigern sich die Familiensorgen der Alten mit der von Tag zu Tag immer größer werdenden Freßlust der Jungen. Sie sind sorgsame Wächter an unserm Bau, sie sind sicher sofort zur Stelle, wenn hier irgend ein Unglück geschehen, wenn die Jungen etwa, wie dies nicht selten vorkommt, einem Mordsuchtsanfall des eigenen Erzeugers oder einer Erkrankung erlagen und von der Alten dann aus dem Bau geschafft wurden. Willkommene Gelegenheit für die schwarzen Schreihälse, die sicher auch so manchen gesunden kleinen Karnickel mit vereinten Kräften in ihre Gewalt brächten, wenn er sich bei Tage weiter weg vom Bau wagte. Hier am Bau können sie den flinken Tierchen freilich nichts anhaben, — doch was man selbst nicht haben kann, auch keinem andern gönnen, das ist Krähenart, der unsere jungen Kaninchen einen zwar unbeabsichtigten, aber doch recht wirksamen Schutz verdanken. Mit lautem Geschrei, das die ganze schwarze Gesellschaft der näheren Umgebung zusammenruft, wird jeder größere Raubvogel angemeldet und verfolgt, sobald er sich nur von weitem sehen läßt. So ist es schon ein besonderer Glücksfall, wenn es, wie heute, einem Bussard gelingt, unbemerkt von den Krähen bis in die unmittelbare Nähe unsers Kaninchenbaues zu gelangen, dessen munteres Treiben schon lange seine Unternehmungslust gereizt, wenn er hoch in der Luft kreisend sein Revier nach Beute absuchte. Hier von der nächsten Kiefer, in der er dicht am Stamm aufhakt, wird es ihm ein leichtes sein, ein oder das andere von den jungen Kaninchen, herabstoßend mit scharfem Griff zu fassen und dem nicht gar fernen Horst zuzutragen. Verschiedene unter dem Horstbaum gefundene Kaninchenläufe beweisen zur Genüge, daß der Bussard sich darauf versteht, sofern es ihm nur gelingt, unbemerkt von der schwarzen Wächterschar an einen Bau zu gelangen.

Der Hauptfeind unserer Kaninchen ist aber hier entschieden der Fuchs, der jetzt an schönen Tagen, wenn die Kaninchen auch bei Tage außerhalb des Baues in den Dickungen liegen, so manches in raschem Sprung im Lager abfängt oder auf der Lauer beim Verlassen des Baues erhascht. Ist erst der Mai gekommen, so können wir darauf zählen, daß eine Fähe ihr Gehecke aus dem Bau im entfernten Wald hierher führt, um sich selbst die Beschaffung des Futters zu erleichtern und die hoffnungsvollen Sprößlinge für den Kaninchenfang anzulernen. Am hellen Tage kann man nun die roten Spitzbuben in den Dickungen umherpürschen sehen, und die Reste zerrissener Kaninchen sind fast durchweg auf ihr Konto zu setzen. Zwingt schlechtes



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, Mai 1906.*

Kaninchen. Alter Rammler hält Umschau.



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, Juni 1906.*

Kaninchen, halbwüchsig, Gras am Eingang der Röhre äsend.

Wetter zum Verlassen der Dickung, so führt die Fähe ihre Familie zu einem größeren Kaninchenbau. So fanden sich auch an unserem Bau eines Tages die untrüglichen Zeichen, daß sich junge Füchse hier einlogiert hatten: vor dem Bau Federn vom Rebhuhn, ein Hasenlauf —, nun die alte Fähe versteht, praktisch Quartier zu machen, hier werden die Kaninchen der Fuchsbrut im Bau ja geradezu in die Fänge rennen, nun wird's wohl vorbei sein mit unserm Kaninchenidyll! Das ist die unmittelbare Schlußfolgerung, die sich dem Beschauer bei dem neuen Befund am Kaninchenbau aufdrängt, aus dem jetzt ein penetranter Fuchsgestank gerade aus den Hauptröhren entströmt. Wie empfindlich muß dagegen der feine Windfang des kleinen Nagers sein, der seinen Todfeind sicher aus eigener Erfahrung oder angeborenem Instinkt kennt und deshalb wohl den Bau eiligst verlassen und meiden wird. Wie groß darum des Beobachters Überraschung, wenn er nach wie vor, sogar aus eben den Röhren, die die unverfälschte Fuchswitterung entsenden, die Kaninchen auftauchen sieht, als wäre überhaupt nichts Besonderes vorgefallen! Sonst die personifizierte Furcht und hier die an=



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, April 1906.*

Kaninchen. Zwei Junge in der Einfahrt zum Bau.

scheinende Gleichgültigkeit! Sicherlich kann ja der Fuchs den Kaninchen bis in die engen Endröhren nicht nachdringen und er wird sich wohl auch nur in den Teilen des alten und zum Teil recht weiten Baus aufhalten, die ihm genügende Bewegungsfreiheit gestatten, und gewiß sind auch die jungen Gebrüder Reineke noch lange nicht flink genug, ein gesundes Kaninchen im Bau zu fassen, und die alte Fähe, die ihre Jungen bei schlechtem Wetter hier zur Nachtzeit mit Raub versorgt, sonst aber in der nahen Dickung in irgend einem Notbau ihren Unterschlupf sucht, vermeidet es, sonst am Bau ihres Geheckes zu erscheinen, so daß den Bewohnern des Baues von ihrer aufgedrungenen Einquartierung doch nicht allzu viel Gefahr droht.

Aber darum bleibt das Rätsel nicht geringer, wie das sonst so scheue und furchtsame Karnickel es über sich gewinnt, in der vom Feind verpesteten Behausung auszuhalten. Ein zähes Festhalten am erwählten Bau scheint ihm also wohl eigentümlich, wie in der Tat auch manche, offenbar besonders günstige Bauten immer wieder neue Bewohner finden, wenn die ursprünglichen mit Tod abgegangen sind.

*   *
*

Die Höhe des Jahres ist überschritten, wir stehen im Hochsommer und unmerklich hat sich unser Kaninchenbau mit wallendem Gras bedeckt, zwischen dessen hohen, dicht stehenden Büscheln seine Bewohner, wenn sie nicht gerade drinnen der Ruhe pflegen oder vor Unwetter Zuflucht suchen, am hellichten Tage sich tummeln, gegen allerlei Gefahr durch die Dichtigkeit der Vegetation geschützt, gleichwohl jederzeit bereit, blitzschnell in den Röhren zu verschwinden. Der Bestand von Adlerfarnen hat sich zu einem kleinen über manneshohen Miniaturwald ausgewachsen, mit seinem mit Geißblatt und Dornen durchsetzten, fast undurchdringlichen Dickicht ein bevorzugter Winkel für scheue Tiere der verschiedensten Art. Allabendlich ertönt aus ihm der Lockruf eines Rebhühnervolks, das in der nahen Heide angekommen, hier in einem Dorngestrüpp einen sicheren Schlafplatz entdeckt hat. Ein alter Rehbock hat nach der Brunft hier seinen Stand genommen, wo ihn so leicht niemand vermutet und nur ein regelmäßiger Beobachter am Kaninchenbau seiner roten Decke gelegentlich ansichtig wird, wenn er sich heimlich wie ein Dieb bei Anbruch der Dämmerung ins nahe Holz stiehlt, um von hier aus in stockfinstrer Nacht nach den nahen Wiesen und Feldern auf Äsung zu ziehen.

Auch unsern Kaninchen dient jetzt der Farnwald als willkommener und gegen Räuber der Lüfte gut gesicherter Tummelplatz, in dem freilich mancher dem hier lauernden Fuchs zum Opfer fallen mag.



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, Juli 1906.*

Kaninchen, ungefähr acht Wochen alt, vor der Röhre, sichernd.



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, Juni 1906.*

Kaninchen in charakteristischer Ruhestellung vor dem Bau.

Noch mehrere — fünf bis sechs — Generationen sind aufeinander gefolgt und haben die früheren zu schnellerer Selbständigkeit gezwungen, unter einem Wurf auch ein pechschwarzes Exemplar, ein Farbenspiel, das beim Kaninchen nicht gar selten ist, während jede andere Abweichung vom typischen grauen Kleid nur selten angetroffen wird. Die halbjährigen Jungen des ersten, in günstigen Verhältnissen auch noch des zweiten Satzes, beginnen bereits sich zu begatten, so daß von ihnen noch im Jahre ihrer eigenen Geburt gegen zwei Generationen zu erwarten sind. So ist ein stattliches Völkchen in unserm Bau herangewachsen, in dem zwar mancher Verlust stattgefunden, ohne das Gesamtresultat — starke Zunahme — im ganzen zu schmälern.

Nach altem Erfahrungssatz haben gerade die am meisten bedrohten Tiere eine besonders große Vermehrungskraft, und diese tritt um so ungestörter in die Erscheinung, je weniger die Tiere sich selbst gegenseitig im Fortkommen schädigen. Unser kleiner Kobold verbringt, wie wir gesehen



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, Juni 1906.*

Kaninchen, junges, halbwüchsig, vor der Röhre in Ruhestellung.



H. Meerwarth. *Querum b. Braunschweig, Juni 1906.*

Altes Kaninchen in der Nähe des Baus, sichernd.

haben, eine ziemlich geschützte Jugendzeit, er ist in seiner Äsung wenig wählerisch, Gras, Getreide, saftige wildwachsende und kultivierte Kräuter sowie die Rinde fast sämtlicher Holzarten sind seine Äsung, die ihm so bald, selbst im Winter, nirgends fehlen wird. Es sind also für seine starke Vermehrung alle Vorbedingungen erfüllt, und seine natürlichen Feinde müßten weit zahlreicher sein, als sie es tatsächlich sind, um dieser starken Vermehrung ein Gegengewicht bieten zu können. So könnte uns die Fruchtbarkeit der Wildkaninchen fast als ein ganz übertriebener Luxus erscheinen, wenn es eben nicht doch eine Vernichtungsgefahr für sie gäbe, nämlich ein lang andauernder strenger Winter, dem unter Umständen der ganze Kaninchenbestand zum Opfer fällt. Im Hinblick darauf erscheint die fabelhafte Vermehrungskraft als nichts anderes als eine Selbsthilfe der Karnickelnatur zur Erhaltung der Art, die um so eher durch ein besonders wetterfestes Stammpaar gesichert sein wird, je größer die Anzahl der Mitstreiter im Kampf ums Dasein ist. So hängt es sicher nur mit den milden Wintern zusammen,

5*

daß gerade in den letzten Jahren die Kaninchenplage besonders fühlbar geworden, und so ist umgekehrt einzig der lange und strenge Winter schuld daran, daß die wilden Kaninchen in den Ländern des Nordens, Skandinavien und Rußland, trotz verschiedener Versuche nicht eingebürgert werden können.

Dieser in unserer Zeit der abnorm milden Winter immer seltener gewordenen natürlichen Vertilgungsgefahr gegenüber können alle anderen noch vorhandenen kaum ins Gesicht fallen. Mag immerhin der junge Forstlehrling hier an unserm Kaninchenbau seine ersten Schießkünste erwerben, mag er selbst anscheinend die sämtlichen Insassen, sei es mit der Flinte erlegt, sei es mit Hilfe des Frettchens im Netze gefangen, im Rucksack nach Hause tragen, — aus der nahen Dickung, wo eine Ausrottung mit menschlichen Hilfsmitteln unmöglich ist, wird neuer Zuwachs, neue Besiedlung unsers Baus kommen, und alljährlich können wir in absehbarer Zeit hier dasselbe Schauspiel genießen trotz Flinte, Frettchen und — Schwefelkohlenstoff.

Die Hausmaus.

Von Else Soffel.

Seit mehr als einer Generation lebt die Familie in dem alten Hause, weit verzweigt läuft der Hauptstamm in Neben- und Seitenlinien aus — eine richtige Mäusesippschaft. Und alle hatten noch Platz gefunden. Die Älteste der Familie bewohnt ein geräumiges Loch in der finstersten Kellerecke. Ganz unauffällig ist es, nicht allein der Dunkelheit wegen, die dort herrscht. Nur ein flacher Spalt in der Mauer, gar nicht groß, gerade zum Durchschlüpfen. Ja, als sie im Vorjahre einmal mit acht kräftigen Jungen schwanger gegangen, hatte ihr das Durchschlüpfen sogar ein wenig Mühe gemacht. Nur ein flacher Spalt in der Mauer, wo der Mörtel sich ein wenig gelockert hatte und abgebröckelt war. Von dort aus führt ein Gang zwischen den Steinen zur eigentlichen Behausung. Eine volle Nacht hatte es gedauert, bis zwischen Putzen und Fressen und ein wenig Kurzweil die Fuge freigemacht, alles Überflüssige weggeschafft war. Auf den Hinterfüßchen stehend, die vorderen an den Stein gepreßt, war mit aller Anstrengung gearbeitet worden. Dann fand sich da hinten aus einem Stein ein ordentliches Stück ausgebrochen, groß genug, um in der Höhlung ein Nest anzulegen. Es ist auch höchste Zeit dazu; zwei, drei Tage noch und es liegen die Jungen darin. Für Nestmaterial, was den kalten Stein bedecken und eine weiche Unterlage bilden soll, ist gesorgt. In der Ecke des Kellers hat vordem ein Strohhaufen gelegen, er ist jetzt weggeschafft, aber einige Halme finden sich noch verstreut. Ein Ausflug ins Freie zum Kellerfenster hinaus bis zur Kehrichttonne wird noch mehr Rat schaffen. Neben Gemüse, Kartoffel- und Brotresten, die schon hin und wieder die Nahrung abgegeben haben, wird auch wohl zwischen zerbrochenem Porzellan, Staub und Kehricht ein Läppchen warmen Stoffs, ein Stückchen weiches Papier entdeckt. Erst ein wenig spioniert, ob von draußen nicht das Gebell des leidigen Rattenfängers hereindringt durch das offene Kellerfenster — er hält sich ebenfalls gern hinter dem Hause bei den Kehrichtfässern auf — das Schnäuzchen späht, prüfend die Luft einziehend, aus dem Mauerriß hervor — ist auch die Katze nicht in der Nähe? Dann folgen zwei feuchtglänzende Äuglein, ein Paar heller, großer Ohren —

doch eh' das Übrige recht sichtbar wird, fährt schon ein nackter Schwanz über die Kellerfliesen, an der Mauer hinauf, zum Fenster hinaus, hinunter auf der andern Seite, schnell ein Stückchen über den Boden hin, und ist verschwunden. Sonst ging es ja wohl noch schneller, aber die Kleinen, die in dreiwöchentlicher Tragzeit herangewachsen, der Stunde ihres Erscheinens nah und näher rücken, lassen's nicht mehr so rasch zu. Eine Weile bleibt das Tierchen verschwunden, dann ist es plötzlich wieder da. Die Sonne scheint so schön hier außen. Einen Augenblick sitzt es, den jetzt etwas unförmlichen mütterlichen Körper auf das Hinterteil gestützt, und wärmt sich. Doch nicht müßig ist es dabei. Sauber leckt es die einwärts gebogenen Pfötchen, blitzschnell fahren diese über den Kopf und die großen, nackten Ohren. Doch schon hat's zu lange gesessen, dort läuft's am Kehrichtfaß hinauf und hinein, holt sich etwas zum Naschen, ein Stückchen alte Rübe oder Kartoffel, beschnuppert dies und jenes, nimmt bald dies, bald das in die zierlichen Vorderpfötchen und läßt es gleich darauf, mit anmutiger Nachlässigkeit, wieder fallen, das Köpfchen beständig aufmerksam und suchend in der Luft. Sitzt auch wieder ein Stückchen, wobei es den zwischen den Hinterpfötchen am Boden liegenden rötlich-grauen Nacktschwanz einer Reinigung unterzieht, unterbricht sich, lauschend und sichernd, rennt wieder eine Elle weit, dahin, dorthin, kreuz und quer und treibt sich so, mit Fressen und Putzen, Laufen und Horchen abwechselnd eine Weile herum, sich nie weit vom Platz entfernend. Und hat — trotz aller Sorge und Aufmerksamkeit — übersehen, daß Hinz, der langjährige Hauskater, auch seinerseits den Sonnenschein zu einem Ausgang ins Freie benutzt und leise näher kommt. Noch hat er zwar das Mäuschen nicht erblickt, das hinter der Kehrichttonne sitzt, durch die vorspringende Mauerecke geschützt. Aber auch das Mäuschen hat den Hinz nicht erblickt, und das ist das Schlimme. Ach Mäuschen, Mäuschen, flieh in dein Häuschen! Eine Bewegung, noch so flüchtig — die Spitze deines Schwänzchens, das um die Ecke lugt — und bist du erst entdeckt, dann ade Frühlingssonnenschein und Daseinsfreude! — Hinz kommt näher und näher, nun biegt er um die Ecke: ein Blick, ein Zuspringen und aus ist es. — — O nein! Diesmal noch nicht! Hinz scheint heute kein Interesse zu haben für Mäusebraten. Faul und schläfrig wendet er langsam seine Schritte dem Garten zu, träge in die Sonne blinzelnd und nur hin und wieder die Ohren spitzend, beim Gezeter der jungen Stare, die seit einigen Tagen im Kobel droben nach Futter lärmen. Das Mäuschen aber hat Zeit genug zum Entrinnen.

* *
*



Douglas English. *Vivarium.*

Hausmaus.

Eine Reihe von Tagen ist vergangen. Die späte Nachmittagssonne sendet ein paar schräge Strahlen bis hinunter in den düsteren Kellerraum und beleuchtet den roten, schon etwas ausgetretenen Ziegelsteinboden mit seinen Löchern, die im Dreieck gesponnenen Schleier der Winkelspinnen, grau und schmutzig vom herabfallenden Kalk und Staub, mit der bösartigen Inwohnerin, die in lauernder Bereitschaft in ihrer Röhre sitzt, um blitzschnell hervorzuschießen, wenn sich ein verflogenes Mücklein gefangen hat. Ein Heimchen zirpt in der Ecke, so traulich, man muß ihm glauben, daß man sich auch hier unten wohlfühlen kann. Dem Riß in der Mauer ist es absolut nicht anzusehen, daß er mehr ist als eben ein Riß in der Mauer: der Eingang zu einer kleinen Behausung, in der seit heute sechs kleine Weltbürger angekommen, zu ihrer Mutter Glück und Plage! Auch die Köchin, die eben pantoffelklappernd die Treppe herunterkommt, die von der Speisekammer direkt in den Keller führt, denkt sich nichts dabei, als sie die Kiste von der gegenüberliegenden Mauer ab und gerade vor das Eingangsloch der mauslichen Wohnung schiebt. Und es ist gut, daß sie sich nichts dabei denkt! Denn weh, wenn sie es täte! Mit Glassplittern und Zement würde der Spalt verschlossen und zudem noch die Falle auf=

gestellt, weil „das Gelichter doch immer noch einen Ausweg hat!" Seitdem die Anverwandten der Kellerbewohnerin in Speisekammer und Küche, ja sogar im Zimmer der Herrin an Möbeln und Tapeten Schaden gestiftet — so faßt Lene das auf —, hat sie sich als Mächtigste zu den vorhandenen Feinden gestellt und macht mit Hinz und Peter gemeinsame Sache. Manch lebenslustiges junges Mäuslein, ja mehr als eine erfahrene, weltkluge Mäusin ist ihrer Rachsucht zum Opfer gefallen!

Warm ist das Nestchen, das die Alte ihren Jungen bereitet hat, hinten im schützenden Versteck, sorgfältig aus zerbissenen Strohhalmen, klein gezupfter Wolle und Papier zusammengetragen und mit Hilfe drehender Bewegungen des ganzen Körpers zur Mulde ausgerundet. Und groß ist die Liebe der Mutter zu ihren Kindern. Sie nährt und wärmt sie, jedes mit dem gleichen Maß von mütterlicher Liebe bedenkend, und würde sie auch im Falle der Gefahr nicht verlassen. Aber das hat keine Not. Das Nest hier wird niemand entdecken, — wenn nur die Mutter selbst den zahlreichen Gefahren entgeht, die in Gestalt von Hinz und Peter und den Tücken der alten Lene stündlich auf sie lauern, so werden die Kleinen unbeschadet erwachsen. Schon sprossen die Härchen, graue, seidig kurze, etwas heller an der Unterseite, an Brust und Rücken, kräftiger und leichter heben sich die tastenden Köpfchen, nur wenige Tage noch, so öffnen sich die verschleierten Äuglein, schwarz glänzende, sanft neugierige, um munter und erstaunt ihre Welt zu besehn, die doch viel mehr umfaßt, als das Nest im dunkeln Versteck. Zuerst die Zugänge, die zu demselben führen, heimlich und dunkel, jeder wichtig für den Augenblick der Gefahr! Dann der weite Keller, mit allem, was er bietet: immer etwas, um die Zähnchen daran zu versuchen, zum Naschen oder zur Kurzweil, überall ein Versteck, ein behagliches Eckchen, wo sich's in Sicherheit sitzt, zum Fressen oder Putzen. Als neulich Lene polternd in den Keller kam — wie gut, daß sie mehr Lärm macht als Hinz und Peter —, war das Mäuschen hinter seiner Rübe still sitzen geblieben. Schön ist es auch, aber schon gefährlicher, draußen vor dem Fenster bei der Kehrichttonne und ihren Habseligkeiten, oder ein Stückchen in den Garten hinaus im Sonnenschein verborgen zu sitzen zwischen hohen Gräsern und Blumen, spielend das Schnäuzchen daran zu reiben, oder neugierig den Käfer zu beschnuppern, der den Grashalm hinaufklettert. Aber nur kurz dauert gewöhnlich die Herrlichkeit hier außen, mit viel Angst erkauft. Allzuhäufig hat Peter im Garten zu wühlen, oder Hinz liegt, sich behaglich sonnend, in der Nähe, beide jeden Augenblick bereit, dem ausgangslustigen Mäuschen heimzuleuchten. Nicht viel besser steht es mit einem nächtlichen Ausflug die Treppe hinauf zur Speisekammer. Überall Fallen — schon einmal war das Mäuschen gefangen gesessen und nur dadurch entkommen, daß es die Gitterstäbchen dicht über ihm verbogen

fand, so daß es sich hinauszuzwängen vermochte. In Angstschweiß gebadet, mit völlig wund gestoßenem Schnäuzchen, erreichte es sein Loch.

Zu all solchen gefahrvollen Extravaganzen hat die Mutter freilich gegenwärtig keine Zeit, sie lebt ganz ihren Kindern, und kommt nur, um den dringendsten Hunger zu stillen, aus ihrem Versteck. Als sie aber heute zu diesem Zweck ihre Wohnung verlassen will, findet sie den Ausgang verbaut. Eine Mauer türmt sich davor, groß, schwarz, unübersehbar. So oft es das Mäuschen auch probiert, es kann nicht weiter, das tastend emporgehaltene Köpfchen, das zarte Schnäuzchen stoßen immer wieder auf ein Hindernis, das die suchenden Äuglein nicht überblicken, die schwachen Pfötchen nicht hinwegschaffen können. Für diesmal bleibt nichts anderes übrig, als einen andern Ausweg zu wählen.

Aber die Nacht ist lang und wozu hätte das Mäuschen seine Zähne, wenn nicht zum Nagen? Die Schale war hart, denn es war eine gute, neue Kiste. Aber der Kern war süß.

Und doch wär' es besser gewesen, es hätte die Süßigkeit nicht gekostet. Denn es hat damit den endgültigen Vertilgungskrieg heraufbeschworen über das ganze Geschlecht der Mäuse in dem guten alten Haus. Diese Tat — es ist eine Tat, viele Nachtstunden daran zu setzen, um ein ungekanntes Hindernis wegzuschaffen — war der Tropfen, der Lenes Wut zum Überfließen brachte. Denn in der Kiste war Obst gewesen, selbstgetrocknetes, sorgfältig aufgespartes, um diese Jahreszeit eine Seltenheit. Und nun fand sich kaum ein Stückchen, kaum eines, das nicht von frechen Mäusezähnchen benagt gewesen wäre.

Nein, es kann nicht mehr so weitergehen! Der Bande muß der Garaus gemacht werden! Lene war vor ihre Herrin getreten und hatte das Sündenregister der frechen Gesellschaft aufgerollt, ein Sündenregister, das den Duldsamsten zur Rache umstimmen, im Herzen des Sanftmütigsten Verfolgungsgelüste erwecken mußte. Es ist lautere Wahrheit, wenn Lene behauptete, daß der Gesellschaft nichts heilig sei, daß kein Ort und kein Gegenstand vor ihrer Frechheit sicher wäre. Vom Keller angefangen bis hinauf zu den Böden waren die Spuren der gottlosen Taten der Mäuse zu bemerken. Lange nicht das Schlimmste war es, daß sie da und dort von den reichlichen Speisevorräten in Küche und Keller ihr Teil nahmen. Zwar gingen sie auch hier absolut nicht mit der Bescheidenheit und Einsicht vor, die ihnen in Lenes Augen nur hätte nützen können und die sich so unnütze und häßliche Tiere unbedingt zur Pflicht hätten machen müssen. Denn wenn Lene hier und da dachte und wohl auch aussprach, daß sie der hungrigen Bande den und jenen Rest meinetwegen noch gegönnt hätte, so waren die Frechlinge meist anderer Ansicht gewesen und hatten sich an das Schönste und Beste gemacht. Ja sie ließen sich nicht daran genügen,

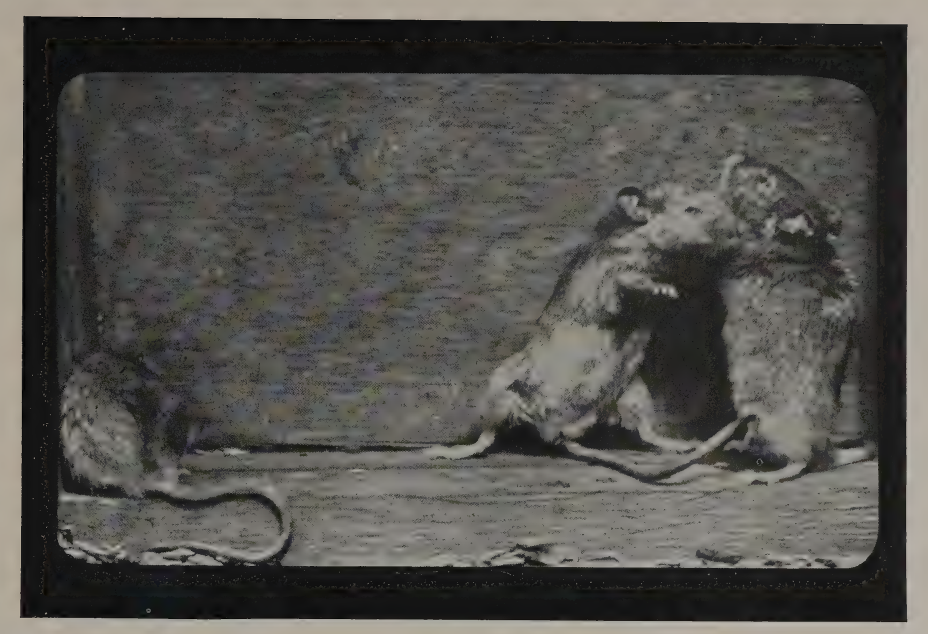
ihren Hunger zu stillen, sie nahmen sogar noch mit und legten richtige Vorratskammern an, wie z. B. drüben in der Garderobe, wo Lene in einem Spalt zwischen Tapete und Holzlamperie einen ganzen Haufen aufgestapelt gefunden hatte von Zucker, Brot, Apfelstückchen usw.

Schlimmeres jedoch als dies alles hatten sie im Zimmer der Herrin angerichtet; dort hatte eine freche Alte sich die weiche Sofaecke gar zum Wochenbett ausgesucht. Sechs rosa gefärbte, wie aus Wachs gebildete Geschöpfchen mit schweren Köpfchen und großen, noch verschlossenen Augen hatte Lene eines Morgens aus dem Versteck ans Tageslicht befördert voll Ekel und Entsetzen und sofort vernichtet. Selbst der rührende Opfermut der Mutter, die erst dann weglief, als sie ihre Kinder nicht mehr erblickte, konnte der sonst so Gutherzigen keine Sympathie abgewinnen.

Allerdings: Möbel und Vorhänge waren beschädigt, und sogar an ein paar kostbare alte Folianten hatten sie sich gewagt und die Ledrecken benagt. „Aber so geht's, wenn man's zu weit kommen läßt! Und wenn's sogar noch Leut' gibt, die der Gesellschaft das Wort reden." Mit diesem letzten Ausspruch hatte Lene auf ihre Herrin abgezielt, die Lenes Widerwillen gegen die geschwänzten Mitbewohner ihres Hauses nicht teilte und nur der Einsicht sich nicht verschließen konnte, daß der Schaden, den sie taten, in dem Maße, als sich die Tierchen ungehindert vermehrten, ins Unerträgliche wachsen würde. Angenommen, daß nur sechs fortpflanzungsfähige Weibchen im Hause lebten — es waren deren aber sicher mehr — und daß jedes dieser Tierchen vier- bis fünfmal im Jahr (manche noch öfter) die Durchschnittszahl von sechs Jungen zur Welt brachte, so gab es in einem Jahre eine Nachkommenschaft von etwa 200 Mäusen, diejenigen nicht mitgerechnet, die von den zuerst geborenen noch im gleichen Jahre gezeugt wurden. Mochte davon auch eine größere Anzahl umkommen, so blieben doch genügend, um die Tierfreundin vor die Alternative zu stellen, das Haus entweder den Mäusen zu überlassen, oder sich zur Vertilgung zu entschließen. Und so erhielt denn Lene die Erlaubnis, ein Radikalmittel zu ergreifen, um so mehr, als Hinz, der Kater, zum Mäusefang längst zu vornehm geworden war — er führte unter Lenens Obhut ein gutgenährtes Dasein — und Peter nur auf dem Hof gebraucht werden konnte.

* *
*

So war, menschlich gesprochen, Ruhe eingetreten in dem alten Haus. In Wahrheit aber: eine Fülle von eigenartigem, reizvollem, naturberechtigtem Leben war zerstört worden, das uralte Gesetz vom Sieg des Stärkeren im Kampf ums Dasein hatte wieder einmal recht behalten. Still war es



Douglas English. Hausmäuse. *Vivarium.*

geworden in Küche und Keller, die Stammütter und -väter, die kaum erwachsenen lebensfrohen Jungen getötet, im heimlichen Versteck verhungert, manches Nestchen zärtlich geliebter Kleinen, die vergebens auf der Mutter Rückkehr gewartet hatten. Wie viel Zutrauen getäuscht, wie viel Lebensfreude vernichtet! Nein — nur Notwehr konnte solches Vorgehen rechtfertigen! Solchen Gedanken hing die Herrin des alten Hauses nach, als sie abends einsam in ihrem Zimmer saß, wo sie so oft dem Treiben der zutraulich gewordenen Mäuse gelauscht hatte. Die Lampe sang, die alte Dame saß still bei einer leichten Beschäftigung oder lehnte sinnend im Sessel, bis die Vergnüglichkeit der kleinen Geschöpfchen im Hintergrund des Zimmers ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Wie oft hatte sie so ein Tierchen beobachtet, das sich bis in den Bannkreis der Lampe gewagt hatte und nun, ohne sich um die Anwesenden zu bekümmern, friedlich und emsig dem Putzgeschäft oblag, nur hin und wieder das Köpfchen mit den großen, schwarzen Perlaugen erhebend, ob es auch sicher sei, und sich sicher fühlend, auch wenn ihm eine Bewegung, ein leichter Lärm die Gegenwart der Bewohnerin kundgetan hatte. Oder ein leises, kaum glaubhaft leises Klingen von Porzellan oder Glas hatte ihr verraten, daß die bereit-

geſtellten Reſte ihre Liebhaber gefunden hatten. Wie hatte ſie nach und nach die beſonderen Liebhabereien ihrer kleinen Gäſte, z. B. ihren Hang zu wohlſchmeckenden oder ſüßen Flüſſigkeiten wahrgenommen, welche faſt unwahrſcheinlich komiſche Szene hatte es gegeben, als einſt ein Mäuschen an ein zufällig ſtehen gebliebenes Gläschen Rum geraten war und dann, als es die Wirkung verſpürte, ſich in den ſonderbarſten, außergewöhn=lichſten Bewegungen ausließ. Wie oft hatte ſie ihren Kletterkünſten zu=geſchaut, wie Abend für Abend gelauſcht, um endlich einmal mit Sicherheit zu erhorchen, ob die eigentümlich zwitſchernden, melodiſchen Tönchen, die ſie ſich nicht anders erklären konnte, wirklich von ihren Mäuſen her=rührten, wie ſich gefreut, als ſie deſſen endlich ſicher war.

Kam dann plötzlich einmal Lene ins Zimmer, ſo floh freilich die ganze Geſellſchaft in größter Eile mit halsbrecheriſchen Sprüngen von Büfett oder Kommode herab in alle Ecken und Winkel — huſch, waren ſie weg und mit ihnen ein Stückchen Winterabendmärchen. Bei ſolcher Gelegenheit hatte ſie einmal ein vollſtändig weißes Exemplar, das ſich zu weit nach vorn verirrt hatte und nun, weil es keinen Ausweg finden konnte, am Vorhang in die Höhe kletterte, mit Deutlichkeit beobachtet. Gern hätte ſie verſucht, ob ſie nicht vielleicht gerade dies eine zufällig fangen würde, und nur die Erwägung, daß die Tierchen durch das Stellen einer Falle in ihrem zutraulichen Treiben geſtört und mißtrauiſch gemacht würden, hatte ſie davon abgehalten. Und nun hatte ſie zu einem wahren Maſſen=mord ihre Zuſtimmung gegeben. Zwar, in ihr Wohngemach hatte ſie Lene nicht hereingelaſſen. Trotzdem — ſei es, daß die Tierchen auf irgend eine Weiſe, vielleicht bei einem Ausflug in das nachbarliche Gebiet der Küche oder Speiſekammer, von dem Gift erwiſcht hatten — dies war das Wahrſcheinlichſte, ſei es, daß ſie mißtrauiſch geworden waren und aus=gezogen, — ſie zeigten ſich nicht mehr.

Arme kleine Hausmaus, dachte die Einſame, überall folgſt du dem Menſchen, der dich verfolgt. Wo er ſich anſiedelt, in allen Ländern der Erde, biſt du zu Haus, ſtets dich anſchließend, immer mit dem gleichen, argloſen Zutrauen ihm entgegenkommend. Und trotzdem — oder vielleicht deshalb? — hat er es nicht gelernt, Verwandtes aus deinen ſanften Äugelchen blicken zu ſehen, das Leben in deinem Körperchen zu verſtehen! Arme, kleine Hausmaus! Arme kleine Paria!

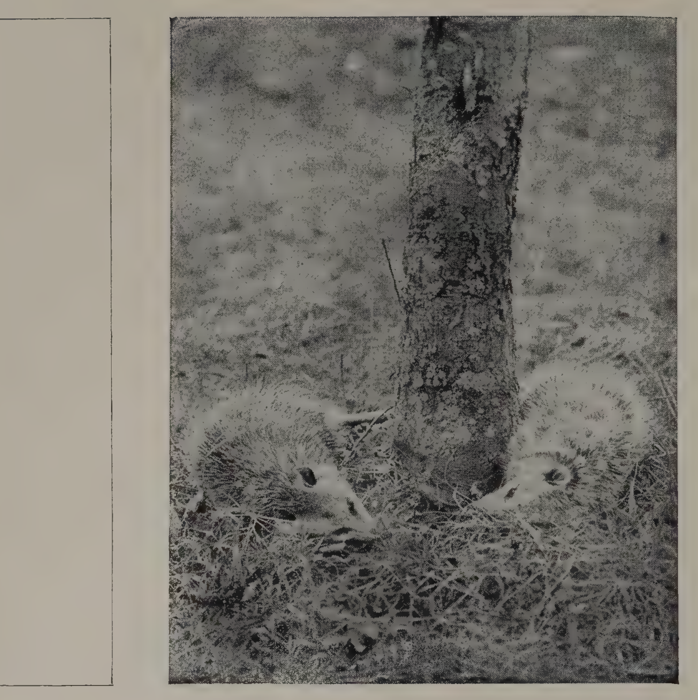
Das Opossum.

Von Hermann Meerwarth.

„Alle Wetter!“ rief Michel, der neue Gärtner, und sprang mit beiden Beinen zugleich aus dem Bett. Er hatte Grund zu diesem Ausruf und zu dieser eiligen Flucht, denn, was da von oben unter den Ziegeln des Daches hervor seine Lagerstätte traf, war kein Spaß und sogar für seine an landwirtschaftliche Düfte gewöhnte Nase des Guten zuviel. Ein pestilenzialischer, den Atem benehmender Gestank erfüllte das Gemach, mit nichts anderem zu vergleichen, höchstens, daß man darin eine starke Beimengung von Knoblauchgeruch erkennen konnte, das bespritzte Bett war und blieb — auf Tage hinaus — verstänkert, ja selbst als es ganz aus dem Raum entfernt war, blieb die Erinnerung an die nächtliche Überraschung noch lebendig, denn der unheimliche Duft ging von dem Dachsparren aus und wich erst nach manchem Tag vollständig.

Unser Freund aber hatte in jener Nacht nichts weiter entdecken können als einen dicken Rattenschwanz, der sich alsbald vor dem Schein der Lampe hinter die Dachziegel zurückzog, und hatte sich nach seiner Art philosophisch bei dem Gedanken beruhigt, daß in Amerika, seiner neuen Heimat, wie so vieles Andere, so auch die Ratten eben ins Amerikanisch—Große übertrieben seien, — der Duft freilich blieb ihm fremd und die Aussicht, sich auch daran gewöhnen zu müssen, nicht gerade verlockend.

Das war eine Nacht, die er nicht so bald vergessen wird, die erste im neuen Weltteil! Die kleinen Plagegeister, die Mücken zerstachen ihn, der es sich auf dem Holzstuhl bequem machen mußte, ganz jämmerlich und hielten ihn wach, so daß er den ganzen nächtlichen Hexensabbat auf dem Dach in allen Einzelheiten miterlebte. Das kroch bald leise mit schleppendem Körper über die Ziegel, bald sprang es in plumpen Sprüngen, dann fauchte und quiekte es, nun raschelte es an einem Baumast, der ans Dach herüberreichte, dann tat es einen schweren Plumps und das Gefauche und Getappe ging verstärkt am Boden im Garten weiter, dann knistert es wieder an der Regenrinne und der Hophei geht auf dem Dache von neuem los. Dazwischen hört er das Gezirpe von Fledermäusen, das Quietschen von Ratten,



A. Radclyffe. *Dugmore.*
Opossum, sich tot stellend.

das Bullern der Kröten, das Rattern der Laubfrösche, das Geigen von Zikaden und Heuhüpfern und was alles in einer warmen, schönen Frühlingsnacht im Süden Amerikas seine Künste bei Vollmondschein zum besten gibt. Schattenhaft umgaukeln große Fledermäuse die Fruchtbäume vor dem Fenster, und der Nachtschwalben geheimnisvoller Ruf wiegt ihn gegen Morgen in den Schlaf der Erschöpfung.

War es ihm nicht, als hätte er im Schlaf Gegacker und Geflatter im nahen Hühnerstall gehört? Noch müden Auges führt ihn, den Übernächtigen, am Morgen sein erster Gang zum Hühnerhof, dem Stolz seines Herrn. Doch was er findet, vertreibt ihm den letzten Schlaf im Augenblick!

Eine schöne Bescherung! Eine Wolke von Federn fliegt ihm beim Öffnen der Tür ins Gesicht, verscheucht sitzen ein paar Hühner in den äußersten Dachwinkeln, aber am Boden liegen 4, nein 5 zerrissen, und in der dunkelsten Stallecke liegt am Boden regungslos ein verdächtiger Klumpen. Ein Stoß mit der Harke und das Ding erhebt sich fauchend und ist mit einigen täppischen Sprüngen mitten zwischen die Beine des überraschten





A. Radclyffe. *Dugmore.*

Opossum, in einer Baumkrone kletternd.

Angreifers hindurch zur Tür hinaus ins Freie entwischt. Im letzten Moment erkennt unser biederer Landsmann noch den verräterischen Rattenschwanz und die Erinnerung an die verflossene Nacht weckt ihm Rachedurst und Mannesmut und mit ein paar wuchtigen Hieben mit dem Harkenstiel trifft er das enteilende Tier am Hinterteil und rächt zugleich den Hühnermord und sein so übel zugerichtetes Lager. Jetzt hat er Zeit, das Untier in Ruhe zu betrachten: von Katzengröße, mit langem, graugelbem Pelz liegt es wie tot, im geöffneten langen Rachen starrt eine achtunggebietende Reihe spitzer Zähne, große, nackte Rattenohren und ein langer, schuppiger Rattenschwanz mildern das Fremdartige der ganzen Gestalt.

„Maustot," denkt Michel, gibt ihm noch einen Fußtritt, faßt es dann beim Schwanz, wobei er prüfend das Gewicht auf gut 10 Pfund taxiert, und wirft es schließlich auf den nahen Komposthaufen. Im großen Bogen folgt ihm wenige Augenblicke später die Pfeife, die er nun anstecken will, mit allen Zeichen höchsten Ekels aber beiseite wirft: er hat nun keinen Zweifel mehr, daß der nächtliche Teufelsstank und die Schwanzwurzel des Hühnermörders im direktesten Zusammenhange stehen.

Im Bewußtsein, durch den Tod des Übeltäters wenigstens Vergeltung geübt zu haben, macht er sich dann auf zu der peinlichen Mission, dem Hausherrn das Unglück im Hühnerstall zu melden. Wer malt aber sein Erstaunen, als er den Komposthaufen nachher bei seiner Rückkehr mit seinem Herrn leer fand, keine Spur seines Opfers! Noch lange war er nicht davon abzubringen, daß ihm da jemand einen Possen gespielt habe, denn was er eigenhändig totgeschlagen und beim Schwanz als mausetot auf den Düngerhaufen geworfen, das war eben für ihn tot und konnte nicht mehr davonlaufen. Doch der Farmer erkannte den Verbrecher an seinen Taten im Hühnerstall und die drastische Schilderung von des Gärtners nächtlichem Abenteuer im stillen Kämmerlein machten es ihm zur Gewißheit, daß eine große Beutelratte hier auf dem Dach der lange verödet gestandenen Gärtnerwohnung ihr nächtliches Wesen getrieben und leider am frühen Morgen noch den Zugang durch eine schlecht verschlossene Stalltür ins Hühnerhaus gefunden hatte. Ganz nach Art unserer Marder hatte sie alles Erreichbare gemordet und war dann, vom Blut berauscht, am Schauplatz ihrer Freveltaten vom Schlaf übermannt worden. In die Enge getrieben, hatte sie dann erst fauchend die Zähne gezeigt und versucht, dem Überraschten zu entfliehen, alsdann aber, vom Knüttel erreicht, die Taktik geändert, sich totgestellt und war beim Verschwinden ihres Widersachers lautlos auf und davon, — und lag nun aller Wahrscheinlichkeit nach in irgend einem gewohnten Zufluchtsort in der Nachbarschaft mit schmerzendem Rücken zwar, aber wohlig im Gefühl der Sättigung, dem angenehmen Geschäfte der Verdauung hingegeben.

Eine Opossumepisode vom wirklich erlebten Anfang bis zum gemutmaßten Ende so echt, daß an der Natur des Tieres für den Erfahrenen ein Zweifel nicht bestehen konnte.

Michel aber hat Rache geschworen, und wenn ihn der Zufall wieder mit der Beutelratte zusammenbringt, so wird er sich nichts mehr vorheucheln lassen, sondern will sehen, ob ein Opossumschädel einem derben deutschen Bauernhieb standhält.

So oder ähnlich hat sich wohl schon manches Fremdlings erstes Zusammentreffen mit der Beutelratte, diesem Charaktertier der Neuen Welt, abgespielt.

So häßlich das Tier in seiner ganzen Erscheinung und seinem Wesen ist, ebenso viele interessante Seiten bietet es dem Auge des Forschers.

Daß es von Haus aus ein ausgesprochener Waldbewohner ist, läßt es schon an der Ausbildung seiner Kletterwerkzeuge, des nackten Greifschwanzes und der mit gegenüberstellbaren Daumen versehenen Kletterfüße erkennen, und es gibt uns dadurch zugleich einen Fingerzeig auf sein ursprüngliches Heimatland, die waldreiche Ostseite Südamerikas, wo die in zahlreichen Arten von Mausgröße an aufwärts bis zu Katzengröße vertretene Familie der Beutelratten neben den Klammer-, Brüll- und Rollaffen, den Greifstachlern und den kletternden Ameisenbären und Faultieren die an das Baumleben bestangepaßten Charaktertiere stellt. Und der Krabbenbeutler Brasiliens gleicht auch dem nordamerikanischen Opossum in seinem Äußeren und seinem Wesen so sehr, daß sich dieses ohne jeglichen Zwang als die am weitesten nach Norden vorgeschobene und der geographischen Verschiedenheit entsprechend abgeänderte gleiche Art repräsentiert.

Ihre Eigenschaft als Waldtier bekundet nun die Beutelratte auch heute noch in ihrer geographischen Verbreitung, indem sie sich immer enge an die Waldregion hält, im Norden wie im Süden Amerikas immer nur im Gebiet der die östliche Seite der Kontinente einnehmenden großen Waldkomplexe vorkommt, nach Westen zu im Gebiet der Savannen und Prärien dagegen immer nur in den in den Flußtälern vorrückenden Waldzungen angetroffen wird.

Hat sie nun auch auf dieser Seite ihre natürliche Verbreitungsschranke, so besitzt sie auf der anderen Seite gerade wieder diejenige Anpassungsfähigkeit, die sie zu einer Weiterverbreitung besonders befähigt. Klimatische Unterschiede bedeuten für sie offenbar ein nur geringes Verbreitungshindernis: die subtropischen Gebiete Nordamerikas beherbergen sie ebenso wie die nördlicheren Staaten bis in den Süden des Staates New York hinein und, will man den Krabbenbeutler Brasiliens nur als geographische Parallelart betrachten, finden wir sie ja sogar in den ausgesprochen tropischen Gegenden Südamerikas, eine Parallelerscheinung zu Puma, Waschbär und



A. Radclyffe. Dugmore.

Opossum, sich tot stellend.



A. Radclyffe. *Dugmore.*

Opossum, in seinem Schlupfwinkel, einer Baumhöhle, gestört.

einigen anderen in nordsüdlicher Ausdehnung weitverbreiteten Säugetieren. Diesen gegenüber ist unsere Beutelratte aber noch im Vorteil, indem sie eben auch die letzte Verbreitungsschranke, die die wenigsten Tiere zu überwinden vermögen, überschreitet. Vor der vordringenden Kultur des Menschen machen jene anderen genannten Tiere Halt und weichen allmählich immer weiter zurück. Nicht so die Beutelratte, die im Gegenteil auch von dem in ihr Waldgebiet vordringenden Menschen ihren Tribut erhebt, indem sie unter seinen kleineren Haustieren wie unter seinen Kulturpflanzen für sie Brauchbares findet und dadurch für die durch die Kultur bedingte Einengung ihrer natürlichen Aufenthaltsorte, der zunächst allmählich verschwindenden Wälder, in den Kulturpflanzungen und Haustieren des Menschen einen Ersatz findet. Ja sogar mitten in den geschlossenen Häuservierteln größerer Städte wird sie, wenigstens in Südamerika, angetroffen und zählt hier ganz allgemein zu dem gewöhnlichen Hausungeziefer. Sie ist, kurz gesagt, mit allen jenen Eigenschaften ausgerüstet, die einem Tier im Kampf mit seinem schärfsten Konkurrenten, dem Kulturmenschen, Erfolg gewährleisten. Diese Eigenschaften erwecken noch um so mehr Interesse, wenn man in Betracht zieht, daß die Beutelratte als Mitglied der in der ganzen Reihe der Säugetiere auf einer der untersten Stufen, direkt hinter den eierlegenden Ameisenigel und Schnabeltiere stehenden Beuteltiere, unter diesen selbst wiederum in ihrer körperlichen Ausbildung die ursprünglichste Gestaltung zeigt. Also ein Gemisch von Widersprüchen: anatomisch betrachtet der niedrigst stehende Vertreter ihrer gesamten Verwandtschaft, biologisch betrachtet, ihnen allen und vielen Vertretern höher entwickelter Tierfamilien überlegen an Anpassungsfähigkeit!

Das Leben der Beutelratten ist ein durchaus nächtliches, eine seltene Ausnahme, daß man eines dieser Tiere vor bezw. nach der Dämmerung antrifft. Den Tag über verschläft es in hohlen Bäumen, einer von Blättergewirr gut geschützten Astgabel, Erdlöchern, unter Wurzelstöcken gefallener Bäume, in trockenen Wasserabzugsröhren und ähnlichen Orten. Die letzte Kategorie ist wohl die unsicherste ihrer Schlupfwinkel: hier mag es wohl vorkommen, daß ein lange trocken gelegener Graben, plötzlich unter Wasser gesetzt, unser Opossum am hellen Tage zu einer unfreiwilligen Wanderung zwingt. Dabei verrät es dann in allen Bewegungen, wie ungewohnt ihm solcher Ausflug im Tageslicht ist: unsicheren, halb schwankenden langsamen Schrittes, mit steif ausgestrecktem Schwanz sucht es möglichst bald einen neuen Schlupfwinkel zu gewinnen. Von Menschen oder Hunden überrascht, zeigt es dann seine natürlichen Trutzwaffen, den zähnestarrenden Rachen, bei größerer Gefahr tritt die noch wirksamere, übelriechende, in den Mastdarm mündende Afterdrüse in Aktion, deren greuliches Sekret sie in der Angst mit dem Urin von sich gibt, und hat dadurch in der Tat einen

recht wirksamen Schutz gegen tierische Feinde, denn von Hunden z. B. sind die meisten mit keinem Mittel dazu zu bewegen, eine in die Enge getriebene Beutelratte zu fassen, und nur eigens dazu veranlagte und dressierte Hunde sind deshalb zu der von den Farbigen mit Leidenschaft betriebenen Opossumjagd zu verwenden.

Wird sie aber schließlich trotz all dieser Abschreckungsmittelchen scharf angefaßt, so stellt sie sich sofort tot und erleidet schließlich, wenn ihr die Täuschung nicht gelingt, auch den Tod ohne den geringsten Widerstand, ohne einen Ton von sich zu geben.

Die bevorzugtesten Schlupfwinkel sind jedoch Baumhöhlungen, die mit trockenen Blättern, Strohhalmen, Tierhaaren und Geflügelfedern ohne jede Kunst ausgepolstert werden. Ein von der Beutelratte einmal bezogener Schlupfwinkel bleibt in der Regel ihrem Geschlecht reserviert, selbst wenn der ursprüngliche Besitzer mit Tod abgegangen ist. Die scharfe Witterung, die gewöhnlich sogar die stumpfe Nase des Menschen bemerkt, wird ebensowohl von anderen Höhlenbewohnern respektiert, wie sie anderseits die Sippe der Stänker natürlich besonders anlockt. So werden in bestimmten Baumhöhlungen, in denen einmal schon Beutelratten angetroffen wurden, von Zeit zu Zeit immer wieder neue gefunden, und man kann derartige Plätze bei der Unbeholfenheit und Stumpfsinnigkeit der Tiere zur Tageszeit geradezu als ständige Fangplätze verwenden.

Im übrigen ist es im Gebiet der Beutelratte recht wenig ratsam, Astlöcher mit den Händen zu untersuchen, denn der bei der geringsten Störung offene Rachen einer ruhenden Beutelratte ist eine Überraschung, die man nicht so bald vergißt! — Michel kann auch davon eine Geschichte erzählen!

Bei Einbruch der Dämmerung aber verläßt sie ihren Schlupfwinkel, um, einsiedlerisch, wie sie das ganze Jahr hindurch lebt, ihren Einsiedelgang nach Futter anzutreten.

Sie ist nahezu Allesfresser, eine Eigenschaft, die ihr natürlich im Existenzkampf sehr zustatten kommt. Kleinere Säugetiere, Vögel, Vogeleier, Insekten, Würmer und allerhand Früchte — es ist ihrem Gaumen alles recht. Gegen die Ratten und Mäuse in den Gebäuden der Farm liegt sie in ständigem Vernichtungskrieg und stiftet hierdurch wie auch durch die Vertilgung allerlei pflanzenschädlichen Ungeziefers immerhin auch einigen Nutzen. Baumfrüchte sind ihr ein Leckerbissen, den sie nicht nur als Fallfrucht erreicht, sondern als gewandter Kletterer, wenn nötig am Schwanz hängend und sich so wie mit einem Schwungseil von Zweig zu Zweig schwingend direkt vom Baume erntet.

In den Vorfrühling fällt die Paarungszeit, in der die Tiere — auch ohne Not — von ihrem widerlichen Duftorgan besonders verschwenderisch Gebrauch machen. In dieser Zeit kann man sie in mondhellen Nächten



A. Radclyffe. *Dugmore.*

Opossum. Mutter mit Jungen auf dem Rücken.



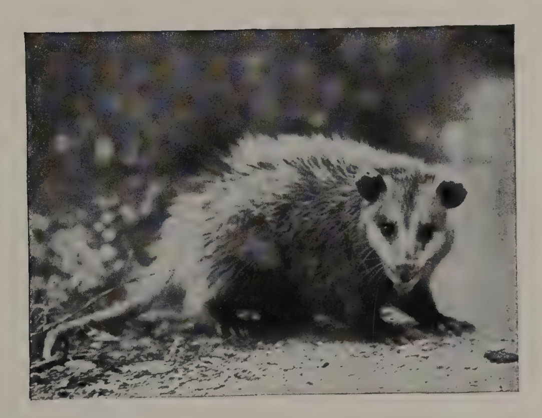
A. Radclyffe. *Dugmore.*

Opossum. Die Mutter verteidigt die Jungen in ihrem Schlupfwinkel.



A. Radclyffe. *Dugmore.*

Opossum, an einem Stamme kletternd.



A. Radclyffe. *Dugmore.*

Opossum.

am besten beobachten, wie sie nach ihrer Art langsam aber geschickt in den Bäumen, auf den Dächern umherturnen, sich bei Störung sofort im Schatten drücken, ungestört aber die ganze Nacht über von Baum zu Baum, von diesem auf Hausdächer und zurück klettern, sich unter Gefauche und Gekreisch jagen — und dem Bewohner ob der gestörten Nachtruhe manches Kraftwort entlocken.

Jetzt findet man in bevorzugten Schlupfwinkeln gelegentlich auch beide, Männchen und Weibchen, vor. Schon nach ganz kurzer Zeit — etwa nach vierzehn Tagen — bringt das Muttertier seine Jungen in wechselnder Zahl von vier bis zu sechzehn, zur Welt, echte, vollständig nackte Frühgeburten, von Erbsengröße, an denen kaum die Beine, geschweige Augen und Ohren zu unterscheiden sind. Sie werden sofort in der Beuteltasche am Bauch untergebracht, wo sie sich an den Zitzen der Mutter festsaugen und ununterbrochen den mütterlichen Nahrungsquell in sich aufnehmen. Vergeblich sucht man in dieser Zeit an den etwa gefangenen Muttertieren die Nachkommenschaft. Der Beutel wird von dem Tier, so lange es am Leben ist, festgeschlossen gehalten und erst nach ungefähr acht Wochen, nachdem die Jungen inzwischen Augen und Ohren und die Körperbehaarung erhalten haben, strecken sie — jetzt an Körpergröße und Gewicht um ein vielfaches, bis auf Mäusegröße, herangewachsen, — gelegentlich den Kopf aus der merkwürdigen Kinderwiege, um ihn aber bei der geringsten Störung oder durch ein Murksen der Alten gewarnt, sofort zurückzuziehen. Nun ist die Zeit gekommen, wo die Alte keinen anderen ihrer Sippe, besonders kein Männchen in ihrer Nähe duldet und wo sie gegebenenfalls diesen gegenüber von ihrer körperlichen Überlegenheit energischen Gebrauch macht. Sie hat allen Grund zu dieser Exklusivität, denn jetzt im Frühjahr, wo alle Pflanzenkost besonders rar ist, sind die Beutelratten besonders hungrig, bei dem gleichzeitigen Fehlen von Insekten und Vogeleiern ausschließlich auf Fleischnahrung angewiesen und daher in der Wahl wenig skrupulös. Noch monatelang bleiben die Jungen in der Obhut der Mutter, die sie sorgsam behütet. Bald reicht die Beuteltasche zur Beherbergung der herangewachsenen Nachkommenschaft nicht mehr aus — jetzt klettern die Tierchen im Falle der Gefahr der Alten auf den Rücken und halten sich mit den nackten Greifschwänzen an ihr fest. Bis in den Hochsommer hinein bleibt die Familie vereint, tagsüber in irgend einem Schlupfwinkel, wenn sie die Morgendämmerung fernab vom gewohnten Nest überrascht. Erst mit dem Nahen des Herbstes werden die Jungen selbständig und führen nun, wo zahlreiche Waldfrüchte und Sämereien zu der gewohnten Fleisch- und Insektenkost hinzukommen, ein üppiges Leben.

Deshalb jagt auch gerade in dieser Jahreszeit die farbige Bevölkerung Amerikas das Opossum mit Vorliebe. Vorher war selbst dem Nigger, der zwar

— vielleicht infolge der eigenen scharfen Hautausdünstung — gegen den Knoblauchgestank weniger empfindlich ist, der Geschmack des eigenartigen Wildbrets wenig verlockend; aber jetzt im Herbst, wo das Tier bei reichlichem Futter besonders fett wird, läßt auch der üble, wohl auch als geschlechtliches Reiz- und Erkennungsmittel dienende scharfe Geruch nach, und Opossumjagd bei Fackelschein mit geübten Hunden, die das Tier zu Baum hetzen und verbellen, ist jetzt ein beliebter Sport der farbigen Bevölkerung. Als gewandte Kletterer steigen die schwarzen Burschen dem ersehnten Braten in die Baumwipfel nach, schütteln es ab oder schlagen, falls der Baum nicht zu stark, diesen um und gelangen so in Besitz der Beute. Diese wird dann gar noch einige Zeit am Leben erhalten und gemästet und schließlich als hochwillkommener Festbraten verzehrt.

„Geschmacksache" — gewiß — aber wer als Europäer mit eigener Nase empfunden, was eine Beutelratte an „Wohlgeruch" zu leisten vermag, wird solchem Festschmaus mit Schaudern den Rücken wenden und es wohl nur als Jägerscherz verstehen, wenn sogar ein Mann wie Amerikas eifrigster Jäger, Roosevelt, nach neueren Berichten dem Opossumbraten Geschmack abgewinnt. Auch bei uns erscheint ja gelegentlich Meister Reineke trotz seiner duftigen „Viole", als Lampe maskiert, auf der Tafel einer zu allerlei Schabernack aufgelegten Jagdgesellschaft! Wohl bekomm's!

Der Biber.

Von Hermann Friedrich.

Ein ewiges Werden und Vergehen ist, wie die paläontologischen Urkunden lehren, in der Tierwelt zum Gesetz geworden; neue Gestalten tauchen auf, längst vorhandene treten vom Schauplatze ab. Dieser Wechsel vollzog sich im Laufe der Jahrtausende mit einer gewissen Stetigkeit, solange „die Krone der Schöpfung“ noch nicht auf der Bildfläche erschienen war; auch für die großen Saurier, die Schrecken der Jurazeit, erfüllte sich allmählich das Geschick. Aber schon vom Auftreten des Urmenschen an, der mit Steinbeil und Knochenlanze sich die Tierwelt untertan zu machen begann, kam zunächst wenigstens in das Vergehen rascherer Fluß. Das Nibelungenlied nennt Bär und Wisent, Elch, Ur und den „grimmen Schelch“ als Jagdtiere in Deutschlands Wäldern; sie sind in der verhältnismäßig kurzen Spanne Zeit teils ganz verschwunden, teils bis auf jetzt zählbare Individuen zusammengeschmolzen. Mit ihnen auch der altweltliche Biber. Einst vom Gebiete der Mitternachtssonne bis an die klassischen Gestadeländer des Mittelmeeres und vom Atlantischen Ozean über das Uralgebirge hin bis zur pazifischen Küste an Flüssen und Seen seßhaft, ist er heute in nur wenigen kleinen oasenartigen Gebieten seines ausgedehnten Verbreitungsbezirkes erhalten geblieben. Wohl mag das Vordringen des Menschen auf den Gewässern, die mit dem Fischfang, der Holzflößerei und der Schiffahrt verbundene Unruhe den stillen Frieden seiner Hütten gestört haben, verwundert mag er dreingeschaut haben, als der Uferwald unter der Axt dahinsank und an seiner Stelle Wiesen und Äcker entstanden, als Deiche längs des Flusses in langem Zuge emporwuchsen, und die sandigen oder lehmigen Ufer mit Pflastersteinen abgebaut wurden. Aber ein Kulturflüchter, wenigstens in dem Sinne wie Steinbock und Murmeltier, wurde der Biber nicht. Mit der Flößerei und Schiffahrt wurde er bald vertraut, für die entschwundenen Wälder hielt er sich an die zur Uferbefestigung angelegten Weidenpflanzungen, die Deiche waren ihm zur Anlage von Höhlen gar nicht unwillkommen, und die Pflastersteine riß er heraus, wo sie ihm nicht hinzupassen schienen. Nicht ein Opfer der vordringenden Kultur wurde der Biber, auch der Abgang in einer Zeit, wo man ihn als vermeintlichen argen Fischräuber verfolgte, erklärt nicht die Verödung des großen Bibergebietes; verderblich

allein wurde ihm die aus schnöder Gewinnsucht ins Werk gesetzte Verfolgung seitens der Menschen. Sein Fleisch galt nicht nur Mönchen als leckere Fastenspeise, sondern war auch sonst als schmackhaftes Gericht begehrt; das Fell wurde zu den teuern Kastorhüten verarbeitet, vor allen Dingen aber galt das Geil als derartiges Universalmittel und stand so hoch im Preise, daß vielerorts selbst die behördlicherseits geschützten letzten Biber Wilddieben zum Opfer fielen.

In manchen Gegenden ist freilich das Aussterben des Bibers schon so frühzeitig erfolgt, daß Aufzeichnungen von seiner einstigen Existenz nichts verkünden. Dort geben dann wohl Zähne aus dem Geschiebe eines Flusses, verkohlte Knochen von heidnischer Opferstätte, Kinnladenfragmente aus dem Grunde eines Sees oder benagte Knüppel aus einem Torflager die gewünschte Auskunft, und Orts- und Flußnamen bestätigen sein Vorkommen oft sicherer, als zweifelhafte Berichte gewissenloser Schriftsteller.

Unter unseren Augen vollzieht sich jetzt das Schicksal des amerikanischen Bibers. Vom Golfe von Mexiko und Rio Grande nordwärts bis zur Grenze des ewigen Schnees lebten Indianer und Biber friedlich nebeneinander, und noch im ersten Jahrhundert nach der Entdeckung kümmerten sich die jenseits des Ozeans Schätze suchenden Abenteurer nicht um die Pelztiere. Erst als zur Zeit der Renaissance in Europa sich der Handel neu belebte, entstanden Gesellschaften auch zur Ausbeutung des Pelzwerks des neuen Erdteils, und mit Champlains Kolonisation des St. Lorenzstromes begann des neuweltlichen Bibers böse Zeit. Händler und Trapper drangen in das mit Bibern überaus reich besetzte Seengebiet vor, und bald darauf organisierte im Norden die Company of adventurers of England trading into Hudsonsbay durch in ihrem Dienste stehende Jäger den großen Massenmord. Wenn heute, 300 Jahre nach Eröffnung des Vernichtungskrieges, noch jährlich durchschnittlich 63000 amerikanische Biberfelle in London zur Versteigerung kommen, so ist das ein Beweis, daß noch immer die Biber in großer Zahl vorhanden sein müssen. Was für ein bedeutender Rückgang aber schon eingetreten ist, ergibt sich, wenn wir hören, daß von 1860—1871 durchschnittlich 153000 Felle auf demselben Markte jährlich ausgeboten wurden. Meilenweit kann man heute an den sonst reichbesetzten Ufern der Ströme Kanadas entlang wandern, ohne auf frische Biberspuren zu treffen; nur verwitterte Baumstümpfe, zerbrochene Dämme und verlassene Hütten erzählen, wie lebendig es einst hier zugegangen sein muß. Immer weiter ziehen die Biber sich nach dem Oberlaufe der Flüsse zurück, ohne indessen auch hier eine gesicherte Zufluchtsstätte zu finden. Entlang der Wasserscheide zwischen Hudsonsbay und St. Lorenzstrom, und im Westen Amerikas an den Flüssen des Felsengebirges, namentlich im Gebiete von Montana, bauen heute noch die Biber ihre Dämme. Schon aber folgt auch hierher ihnen



J. Brunner.

Amerikanischer Biber. Beginn



lahlzeit (frisch geschnittene Zitterpappel).



J. Brunner.

Amerikanischer Biber, im Wasser sichernd.



Pfau.

Elbbiber. Hüttenbau, von der Landseite aus gesehen, bei Dessau.

der Jäger mit seinem todbringenden „trap“, und mit den Rothäuten werden auch die Biber aus der Fauna Amerikas verschwinden.

In der alten Welt sind die Biber auf den südlichen Halbinseln Europas, sowie in Afrika und Indien am frühesten verschwunden. Auf das Vorkommen in letztgenannten Ländern schließen wir freilich nur aus den Tatsachen, daß die Ägypter ihn unter den Hieroglyphen haben, und die Religion der Magier in Indien ihn zu töten verbot. Bei griechischen Schriftstellern finden sich Hinweise auf das einstige Vorkommen der Biber überhaupt nicht, aber von Italien wissen wir, daß die großen Nager am Po, wahrscheinlich auch noch südlicher lebten, und aus Spanien erzählt uns Strabo von Bibern als von ganz bekannten Tieren.

In Frankreich weisen aufgefundene Schädel und andere Knochenreste sein ehemaliges Vorhandensein im Sommedepartement und in Savoyen nach; in Burgund, Lothringen, im Quellgebiete der Seine und Aube, sowie bei Chalons nennen ihn die Schriftsteller, und Cuviers „bièvre du Gardon“ hat heute noch sein Standquartier behauptet: die untere Rhone mit ihren

7*

letzten Zuflüssen, namentlich der rechtsseitig mündende Gardon weisen in den „ségonnaux“, d. h. in den sumpfigen, unbebauten Ländereien unmittelbar am Flusse, wo nur Pappeln und Weiden gedeihen, noch heute bewohnte Biberbaue auf. Allerdings ist die Zahl der hier vorhandenen Nager recht gering, und es ist zu bedauern, daß die von dortigen Tierfreunden mit unermüdlichem Eifer fortgesetzten Bemühungen, zur Erhaltung und Vermehrung des immer mehr abnehmenden Bestandes der westlichsten altweltlichen Biberoase für einige Jahre eine gänzliche Schonzeit einzuführen, bisher ohne Erfolg geblieben sind.

Weniger Glück in der Erhaltung der Biber hatte die benachbarte Schweiz. Zähne in den Kohlenflötzen am Züricher See und Funde in der Thayinger Höhle bekunden seine Anwesenheit daselbst in frühester Zeit, und die vielen Fragmente in den Küchenabfällen der Pfahlbauer verraten, daß diese den großen Nager eifrig gejagt und Biberbraten mit Spitznuß oft auf der Speisekarte gehabt haben. Auf den heidnischen Altären der alten Germanen dampfte, wie die Untersuchung der uralten Opferstätte am Lochenstein in Schwaben ergab, der Biber als Opfertier, und ein halbes Jahrtausend später erschien er als Fastenspeise auf der reichbesetzten Tafel der Klosterbrüder zu St. Gallen, wo der durch seine galanten Abenteuer auf dem Hohen Twiel mehr als durch sein Waltarilied bekannte Mönch Ekkehard IV. in seinen benedictiones ad mensas dem Biber den Vers widmete:

Sit benedicta fibri caro, piscis voce salubri.

Noch in der Zeit, als die Kirchenväter in Konstanz zum Konzil versammelt waren (1414—1418) gab es dort „Biber, Dachs, Otter — alles genug“, wie die „Ordnung und Taxe der Essenspeisen“ erweist. Wenn Gesner ein Jahrhundert später noch mitteilt, daß in den großen Flüssen der Schweiz der Biber ein gemeines Tier sei, so hatte seine Stunde doch auch hier bald geschlagen. Gemse und Murmeltier flüchteten in die Hochgebirge und sicherten sich dort ein Asyl, der Biber aber konnte dorthin nicht nachrücken; die reißenden Gewässer, an deren Ufer nur Nadelholz gedeiht, sagten seiner Natur nicht zu, und so verschwand er aus der Schweiz.

Die letzten Biber des weiter östlich liegenden Alpenvorlandes lebten nordwestlich von Salzburg, da, wo die Sur sich in die Salzach ergießt; noch 1867 wird ihr Vorkommen hier bestätigt, aber schon drei Jahre später sah man nur noch die Reste der zerfallenen Baue, die letzten Insassen derselben waren Wilddieben zur Beute geworden.

Auch im übrigen Donaugebiete hielten sich die Biber nur an wenigen Stellen bis um die Mitte und das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts. In den Auen um Wien wird nahe dem durch die Franzosenschlacht bekannten Dorfe Aspern eine der vielen kleinen Donauinseln der „Biber-



J. Brunner.

Amerikanischer Biber, mit einem Weidenast schwimmend.

haufen" genannt. Seit Menschengedenken soll an den hier wild zerrissenen Ufern des Stromes, wo hundertjährige Baumriesen, von Hopfen und Waldrebe umrankt, ihre Äste gen Himmel recken, eine Biberkolonie gewesen sein, die seit dem Tode des Kronprinzen Rudolf, der hier mit seinem Freunde, dem Erzherzoge Johann zu jagen pflegte, unter dauernden Schutz gestellt wurde. Noch steht heute am „Biberhaufen" der Hochsitz, den der unglückliche Fürstensohn benutzte; er selbst aber und sein Freund Johann Orth, der diesen Namen einem hier liegenden Jagdschlosse entlehnte, sind in die seligen Gefilde hinübergegangen, und verschwunden sind, wie im Jahre 1893 angestellte genaue Erkundigungen ergeben haben, auch die Biber der Donauauen um Wien.

In Bosnien und der Herzegowina, wo die Ortsnamen Dabar (Biber) und Dabarpolje (Biberfeld) das ehemalige Vorkommen von Bibern bekräftigen, nahm man ihre Existenz noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts an, weil Jäger in der Ukrina beim Abendansitz Biber gesehen haben wollten, und in Dervent ein Biberfell feilgeboten wurde. Auf diese Gerüchte hin erschien alsbald eine amtliche Verordnung, die Biber zu schonen; leider erwies sich dieselbe als überflüssig, denn bei genauerer Untersuchung stellte sich heraus, daß das auf den Markt gebrachte Biberfell ein altes war, die im Fluß beobachteten vermeintlichen Biber aber nichts als Phantasiegebilde der Jäger. Im gesamten Donaugebiete ist der Biber nirgends mehr zu finden.

An den kleinen Zuflüssen der Moldau haben Biber, dank der Fürsorge der Fürsten zu Schwarzenberg, sich verhältnismäßig lange gehalten. Verderblich wurde ihnen hier die auch anderwärts beobachtete Gewohnheit, Röhrenbaue in den Teichdämmen anzulegen. Um Wasserdurchbrüche zu vermeiden, erklärte man ihnen 1833 den Krieg, und 1876 wurde der letzte freilebende Biber ausgegraben und in einem Zwinger des Rosenberger Teiches, wo bereits früher gefangene sich befanden, untergebracht. Sie vertrugen aber die Gefangenschaft nicht lange, im Januar 1883 endete der letzte Biber Böhmens.

Noch bis zum Jahre 1902 war es nicht möglich, über die Verbreitung des Bibers im russischen Reiche genauere Auskunft zu erlangen. Heute wissen wir, daß zwar im ganzen Norden, wo noch zur Schwedenzeit (1809) die Abgaben in Biberfellen geleistet werden konnten, wie auch in den Ostseeprovinzen von Bibern nichts mehr verlautet, daß ferner auch die wegen ihres braunschwarzen, sammetweichen Pelzes einst berühmten polnischen Biber an Zahl jetzt so gering sind, daß ihr Fortbestehen nicht wahrscheinlich ist. Östlich von Polen aber liegt im Dnjepr-Becken das Hauptbibergebiet Rußlands, das einen verhältnismäßig starken Bestand aufweist. In den Gouvernements Pinsk, Minsk, Mohilew, Wolhynien und Nordkiew, wo die un-

geheuern Rokitnosümpfe sich ausdehnen, bieten zahlreiche, langsam fließende Gewässer, die unter mannigfaltiger Seenbildung, und von dichten Wäldern begrenzt, zur Beresina und zum Pripet strömen, den großen Nagern so günstige Existenzbedingungen, daß im Jahre 1884 im Pripetgebiete von 122 Höhlenbauen und 182 Uferlöchern berichtet werden konnte, in denen 140 Familien mit 314 alten und 252 jungen Bibern gezählt wurden.

Im südlichen Dnjeprgebiete werden die Biber wieder seltener. Die bei Poltawa und Jekatarinoslaw in den Jahren 1887 bis 1894 erbeuteten und beobachteten Biber sind wohl nur als vom nördlichen Hauptgebiete abgesprengte zu betrachten, die freiwillig oder unfreiwillig auf die Wanderschaft gegangen waren.

Eine kleine, und zwar künstlich dorthin verpflanzte Biberkolonie liegt im Wolgagebiete, am Woronesh und seinem Nebenflusse Urmanka; die Tiere wurden 1886 aus dem großen Biberbezirk Rußlands vom Prinzen von Oldenburg eingeführt und auf dem Gute Romanj in Freiheit gesetzt.

Jenseits des Uralgebirges sind die Biber im Ob- und Irtischgebiete, wo früher auch weiße Exemplare mit gelblichen Rücken vorkamen, nahezu ausgerottet; nur an den zum Irtisch fließenden Flüssen Konda und Soswa fristet ein geringer Bestand kümmerlich sein Dasein. Völlig entvölkert ist dagegen der noch bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts bis zum Tundrarande reich besetzt gewesene Jenissei abwärts vom Baikalsee; ob oberhalb desselben im Mongolengebiete, wo an der Chamsara und dem Sisti-Kem noch 1885 Biber vorhanden waren, heute noch ein Restbestand sich findet, ist nicht mit Sicherheit festgestellt. An der Lena und ihren Zuflüssen sind die Biber längst verschollen, noch weiter östlich sollen sie nie gelebt haben.

Auf der skandinavischen Halbinsel bildeten noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts die waldigen Tallandschaften bis hinauf nach Finnmarken Hauptstandorte für Biber, während die klippenreiche Westküste den Tieren keine Siedlungsorte bot. In heidnischen Finnengräbern und bei alten Opferstätten konnte man Hände voll Biberknochen zusammenlesen, und in einer 1698 verfaßten Schrift „Speculum boreale“, welche die finnmärkische Bevölkerung nebst Handels- und Naturverhältnissen schildert, erwähnt der Verfasser, daß der unter 70° 10′ n. Br. fließende Komagelo, der in den Varangerfjord stürzt, noch einige Biber beherberge. Dieses Flüßchen dürfte somit der nördlichste Punkt der Erde sein, auf dem jemals Biber gelebt haben. Wie in den benachbarten russischen Provinzen, sind auch die Biber Skandinaviens größtenteils vernichtet; nur eine Kolonie, die sich auf das südwestliche Norwegen, etwa auf eine Strecke zwischen Kragerö und Stavangerfjord beschränkt, politisch zum Stifte Christiansand gehörig, ist als die nördlichste mit Sicherheit nachgewiesene Biberoase Europas erhalten geblieben. Am stärksten bevölkert ist von den durchweg in südlicher Richtung

der Nordsee zuströmenden Flüssen der Nidelv, der bei Arendal in den Skagerrak mündet, und auf 80 bis 90 Kilometer die Reisighütten der Biber aufweist.

Die Nachrichten über das Vorkommen von Bibern auf den britischen Inseln sind ziemlich spärlich; wir wissen nur, daß sie in den meisten Gegenden verhältnismäßig frühzeitig ausgestorben sind. Vor der vorrückenden Kultur zogen sie sich in die Seen des schottischen Hochlandes und in die Gewässer von Wales zurück; 1180 werden sie dort als Bewohner des Flusses Teify noch genannt, später aber geschieht ihrer nicht mehr Erwähnung. Über den in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geplanten Versuch, kanadische Biber in den Gewässern des schottischen Hochlandes einzuführen, ist weiteres nicht verlautet.

Was nun schließlich die einstige Verbreitung des Bibers in Deutschland betrifft, so kann bei der Fülle vorliegender Beobachtungen nur das notwendigste angeführt werden. Die alljährlich sich mehrenden Funde fossiler Belegstücke in Höhlen oder in Lehm- und Kiesablagerungen, der Nachweis von Biberknochen an heidnischen Opferstätten und Pfahlbausiedlungen, das Vorkommen halbfossiler, von Bibern benagter Holzstücke („Biberstöcke") in Torfmooren; ferner die große Menge der mit „Biber" und „Bever", in den östlichen Gebieten mit „Bobr" zusammengesetzten Orts-, Flur- und Flußnamen geben reichlich Anhaltspunkte über das ehemalige Vorkommen. Erwähnt sei nur, daß sämtliche deutsche Ströme Biber an ihren Ufern beherbergten. Vom Hauptstrome verdrängt, hielten sie sich teilweise bis in die neueste Zeit an den ruhigeren Nebenflüssen, bis ihre Stunde auch hier geschlagen hatte.

Im Rhein, von Basel an nordwärts, sind die Biber schon länger als 300 Jahre ausgestorben; in Westfalen kamen sie vereinzelt noch bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts vor, 1750 werden sie an der Lippe erwähnt, und über das Schicksal der letzten Biber an der Möhne, einem Zuflusse der Ruhr, liegt genaues aktenmäßiges Material vor; hiernach würde der letzte am 13. Mai 1840 mit einem Knüttel erschlagen. Noch hört man aber von einem „allerletzten", der aus der Möhne durch Zerstörung seines Baues vertrieben, durch die Ruhr nach dem Rhein gewandert war, und hier, nach einem Berichte der Kölnischen Zeitung vom 2. Oktober 1877, an der Werthausener Fähre von Schiffern totgeschlagen wurde.

Für das frühere Vorkommen des Nagers im Wesergebiete sprechen neben einer großen Reihe von Orts- und Flußnamen Zahn- und Schädelfunde im interglazialen Mergel von Henerdingen bei Walsrode, sowie im schlammigen Boden des Dümmersees und in den Torfstichen von Vilsen bei Hoya und Lübbow unweit Lückow. Kieferfragmente aus dem Kiese der Leine und den Kalktuffablagerungen von Alfeld würden allein schon das

ehemalige Auftreten an der Leine anzeigen, wenn wir nicht wüßten, daß um 1200 ein Biber im Göttinger Stadtgraben erlegt wurde.

Von den ostelbischen Strömen liegen für das Vorkommen des Bibers auffällig wenig Nachrichten über das Odergebiet vor, um so gründlicher sind wir dagegen über das deutsche Weichselgebiet unterrichtet. In dem westpreußischen Provinzialmuseum zu Danzig ist eine große Zahl fossiler Biberreste aus dem Alluvium, aus Torfbrüchen, moorigen Wiesengeländen und Geschieben gesammelt; eine Reihe von Ortsnamen, sowie Patente über Schuß- und Fangzeit vervollständigen das Bild. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts haben sich Biber zwar nicht mehr durch Anlage von Bauen bemerklich gemacht, wiederholt aber zeigten sich Überläufer aus den Gewässern des Bug und Narew; 1826 wurde bei Thorn, 1830 beim Eisgange in der Nogat, und in dem zum Kreise Kulm gehörigen Zilopsee 1836 ein Biber erlegt, der letzte wurde 1840 bei Thorn gefangen.

So bleibt bei uns nur ein Strom, an dem Biber noch heute erhalten geblieben sind, die Elbe, die an ihrem mittleren Laufe die letzten deutschen Biber beherbergt.

* *
*

Ein kostbares Stück deutsches Land ist das zwischen der alten Lutherstadt Wittenberg und dem ehemaligen Erzbischofssitze Magdeburg von Osten nach Westen in die norddeutsche Diluvialdecke eingeschnittene Elbtal, das nordwärts vom steil abfallenden plattenartigen Fläming, südlich von den niedrigeren Erhebungen der Oranienbäumer und Mosigkauer Heide begrenzt wird. In grauer Vorzeit, teilweise noch in historischer Zeit, verschob der Strom in dieser breiten Niederung vielfach sein Bett und teilte sich in nebeneinander laufende und sich wieder vereinigende Arme. Als aber Eindeichungen und sonstige Regulierungsarbeiten ihm mehr und mehr seinen Lauf vorschrieben, entstanden bald rechts, bald links des eingeengten Flusses Reliktenwässer in Gestalt gestreckter, größerer oder kleinerer Seen; der Wörlitzer und Kliekener See, der Waldersee und Groß-Köhnauer See, sowie die vielen, meist „Stillinge" genannten Tümpel geben von den ehemaligen Stromverzweigungen Kunde, und bei Hochwasser sucht nach alter Gewohnheit die überströmende Flut diese alten Betten gern wieder auf.

Breite, mit einzelnen Baumgruppen bestandene Wiesenflächen, auf denen neben den einheimischen Kräutern und Stauden aus den Quellgebieten herabgeflößte echte Gebirgspflanzen sich eingebürgert haben, wechseln in diesem so reich bewässerten Alluvialboden mit herrlichen Wäldern, in denen tausendjährige Eichen, Weißbuchen, Ahorn und Zitterpappel, schlanke Eschen und Rüstern ihre Äste gen Himmel recken, während Hasel und Erle, hier und



Ströse.

Elbbiber. Biberhütte mit Reisigvorbau bei Dessau.



J. Brunner.

Von amerikanischen Bibern halb abgeschnittener Baum.

da noch Schwarzdorn unter dem grünen Blätterdache ein dichtes Unterholz bilden. An den Wasserläufen wurzelt die Weide, und in ihrem dichten Gebüsch klettert der bittersüße Nachtschatten empor, um seine heliotropfarbigen Blüten und roten Beeren hoch oben in den Zweigen zu entfalten, während im Schatten Hohlzahn, Helmkraut und Taubenkropf ein bescheidenes Dasein führen.

Auf den Altwässern, deren oft sumpfige Ränder durch dichte Bestände von Rohrschilf, Schwertlilie und Seebinsen eingefaßt werden, erscheint zur Sommerszeit eine grüne Decke schwimmender Blätter, aus denen die herrlichen weißen Seerosen, hier und da auch die auf dem Aussterbeetat stehende Spitznuß als schwimmende, tief unten verankerte rötliche Blattrosette hervorleuchten.

In den Wäldern dieser Elbaue läßt der stolze Rothirsch zur Herbstzeit seinen Kampfesruf erschallen, vertraut ziehen Rudel von Damhirschen zur Äsung, und in kleineren Gruppen stehen Rehe auf den Elbwiesen, die bei eintretendem Hochwasser auf künstlich angelegten Rettungsbergen Unterkunft finden, bis die Gewässer sich wieder verlaufen haben. In den Eichenkronen macht der hier nicht selten mit gelb und weißer Kehlzeichnung versehene Edelmarder Jagd auf das Äffchen unserer Wälder, das Eichhörnchen, hoch in den Lüften kreist der Bussard, der Turmfalke sucht rüttelnd die Wiesen nach Kerfen ab, und dem Flusse folgend zieht, wie im luftigen Elemente schwimmend, mit elegantem Flügelschlage der Milan seine Bahn, gefolgt von einer Schar Krähen, deren schmutziggraues Gefieder deutlich erkennen läßt, daß wir uns im Grenzgebiete der Raben- und Nebelkrähe, die hier gemeinsam ihr Nest bauen, befinden. Aus dem seichten Wasser hebt sich mit mächtigen Schwingen der Reiher, der in der rechtsseitig des Stromes gelegenen, hunderte von Nestern zählenden Kolonie erbrütet worden ist; Enten bevölkern allenthalben Teiche und Wasserläufe und halten beim Eichelfalle in den Wäldern gemeinsam mit den Rehen reichliche Mahlzeiten, und wer unter kundiger Führung Mühe und Beschwerden nicht scheut, der findet hier Gelegenheit, ein gar seltenes Wild zu beobachten, den Biber, der in diesem Teile der Elbaue eine letzte Zufluchtsstätte gefunden hat.

* *
*

Die lauen Frühlingslüfte haben den Schnee zum Schmelzen gebracht; von allen Seiten stürzen im Gebirge die Wassermassen zu Tale, und rasch steigen die Fluten. Die bisher feste Eisdecke des Elbstromes mußte dem gewaltigen Wasserdruck nachgeben, krachend ging sie in Stücke, und Scholle an Scholle schwimmt hinab zum Meere. Noch schießt das wilde Wasser

durch die Elbauforsten und über die Wiesen dahin; hier und da treibt eine vom Hauptstrome abgeirrte Eisplatte krachend und in Stücke brechend gegen eine Eiche und reißt in die Borke eine klaffende Wunde, für den Baum, wie vordem bei gleicher Gelegenheit schon für viele andere, die Ursache frühzeitigen Hohlwerdens.

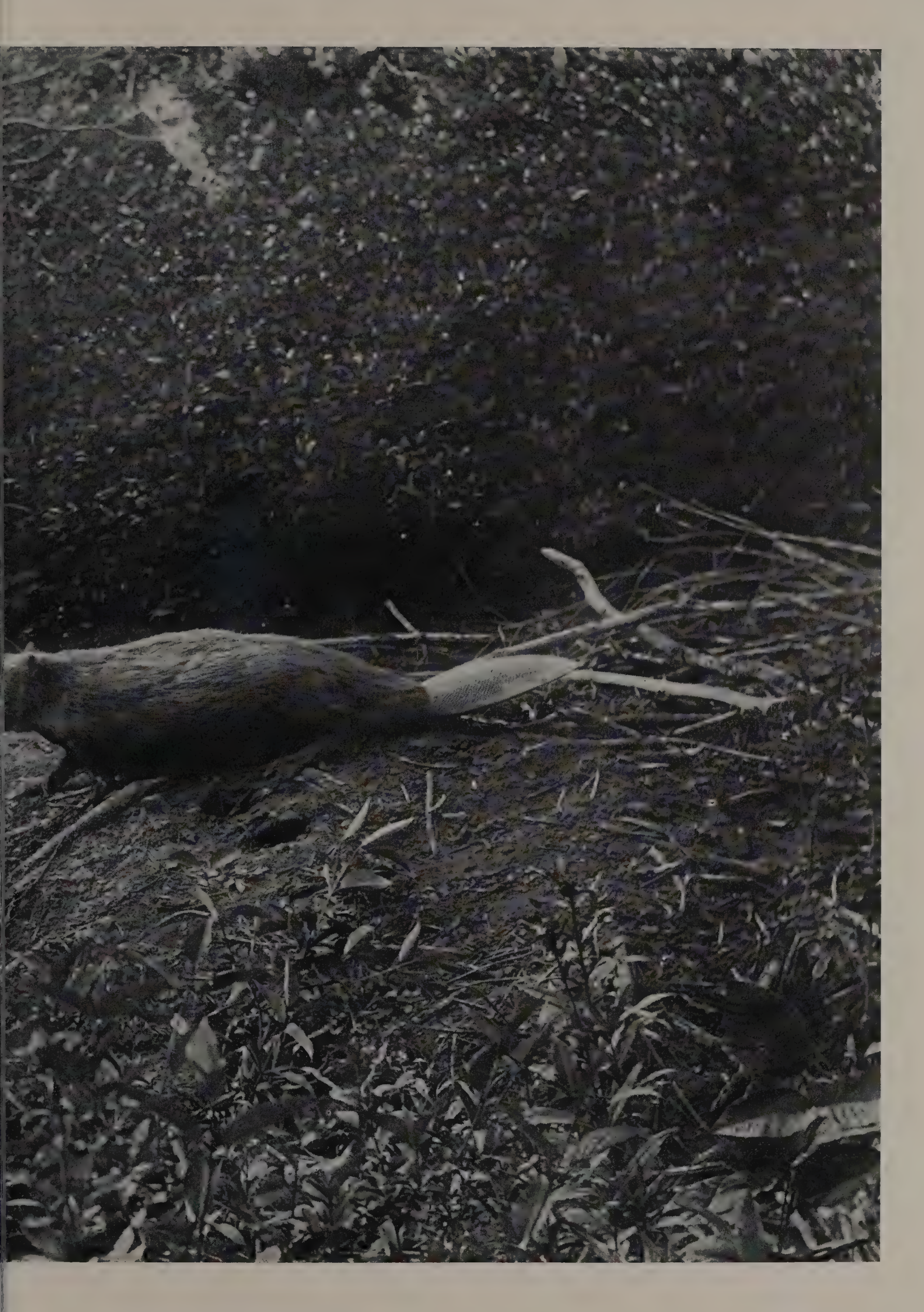
Wer jetzt das Glück hat, in handfestem Revierkahne an einer Rundfahrt durch den Auenwald teilzunehmen, dem bietet sich eine willkommene Gelegenheit, das Wild, soweit es nicht freiwillig oder getrieben in die anstoßenden Heidereviere oder in die Felder jenseits des Elbdeiches hinübergetreten ist, zu beobachten. Von der überschwemmten Wiesenfläche erheben sich schwerfällig noch vom Winter her zurückgebliebene Säger, leichteren Fluges stehen Enten auf, um am Rande des Waldes vor einem Rettungsberge wieder einzufallen, auf dem Rehe sichere Zuflucht gefunden haben. Am Nordrande des Waldes, der sonst vom Elbstrome durch eine breite Wiesenfläche getrennt und von einem mit Weidengebüsch eingerahmten Bach begrenzt wird, ragt ein Reisighaufen aus dem Wasser. Auf ihm fällt ein hellbrauner Klumpen auf, ein Biber ist es, der hier, vom sausenden Wasser umtost, Posto gefaßt hat. Nach Hundeart zusammengerollt, den Kopf quer auf dem breiten, karpfenartigen Schwanze, der „Kelle", ruht er sorglos im hellsten Sonnenschein und erholt sich von den Schrecken und Anstrengungen, die der Aufbruch des Eises drüben am Elbstrome mit sich gebracht hat. Geräuschlos treibt das Fahrzeug an dem Schläfer vorüber. Weiter abwärts steht am Rande des Forstes eine vor Jahren durch eine Scholle angeschlagene und hier hohl gewordene Eiche; schon von weitem hebt sich die dunkle Stelle am graurissigen Stamme ab. Beim Herannahen des Kahnes wird es aber im Innern lebendig, ein breiter Kopf mit orangefarbigen, hauerartigen Nagezähnen erscheint in der Öffnung, neugierig äugen zwei kleine „Lichter" herüber, dann fällt eine schwerfällige Masse klatschend ins Wasser, und aufsteigende Luftblasen zeigen den Weg an, den Freund „Bockert" stromaufwärts flüchtend eingeschlagen hat. Noch einmal taucht er auf, nur die obere Kopfpartie über Wasser, dann verschwindet er, ohne daß die „Kelle" sichtbar geworden, mit hochgekrümmtem Rücken wieder unter Wasser; wahrscheinlich landet er, die Störenfriede verwünschend, auf einer Kopfweide oder bei seinem Gefährten am Reisighaufen.

Drüben über der die Wiesen bedeckenden Flut ragt ein schmaler Landstreifen aus dem Wasser; hinter ihm bezeichnen Eichen, Rüstern und lang sich hinziehendes Weidengebüsch das Ufer des Elbstromes. Ein Segelboot schaukelt zwischen den Bäumen und treibt mit verdächtig aussehender Besatzung stromaufwärts. Schon aber hat des Steuermanns scharfes Auge den Beamten am Waldrande erspäht, scharf wendet das Fahrzeug nach dem Strome, wo es hinter dem Gebüsche verschwindet und die Elbpiraten durch



J. Brunner.

Amerikanischer Biber. Nach der



hlzeit, auf dem Rückwege zum Wasser.



Ströse.

Elbbiber. Biberhütte am Groß-Kühnauer See.



J. Brunner.

Amerikanischer Biber trägt auf dem Kreuze mit Hilfe der hochgehobenen Kelle Baumaterial zum Damm.

die treibenden Schollen dem anderen Ufer zuträgt. Offenbar hatte der Besuch an dieser Stelle der schon seit längerer Zeit hart am Strome stehenden Biberhütte gegolten, denn nur zu genau wissen die Wilddiebe, daß zur Erbeutung von Bibern eine so günstige Gelegenheit so bald nicht wiederkehrt. Deshalb werden sie es sich auch nicht verdrießen lassen, ihr unsauberes Handwerk an anderer Stelle, vielleicht mit besserem Erfolge als hier, weiter zu betreiben.

An der Nordwestecke des Revieres liegt ein alter, als Wildrettungsberg vortrefflich geeigneter ringförmiger Wall, die letzten Reste einer einst hier im Sumpfgebiete gelegenen festen Burg. Unruhig treten Rehe auf ihm hin und her, während unter den überhängenden Zweigen eines Fliederbusches ein Biber, auf den Hinterläufen sitzend und nur dann und wann den Kopf drehend, ruhig dem Treiben der Schollen, die hier das Muldwasser mitbringt, zuschaut. Unmöglich sind seinetwegen die Rehe in Aufregung, denn sie können den unten am Wasser sitzenden harmlosen Burschen kaum sehen. Da spritzt plötzlich an dem Ende des Walles das Wasser auf, ein Fuchs schwimmt, den hier mündenden Fahrweg kreuzend, dem Holze zu. Von seinen Raubzügen im Reviere her kennt er, besser wie die Rehe, die Lage der Rettungshügel, und von einem zum andern schwimmend, erreicht er schließlich den Elbdeich. Ruhe kommt jetzt auch wieder unter die Rehe; an der rechtzeitig gefüllten Futterraufe finden sie bis zum Rückgange des Wassers genügende Äsung, während der Biber eine gefällte Rüster zerschneidet und unter dem Fliederbusche seine Mahlzeiten einnimmt. Am Westrande des Revieres geht die Fahrt zurück; unzählige Mäuse laufen geschickt auf den Zweigen des Unterholzes umher, und über den Wipfeln der Eichen kreisen krächzend die Krähen, die Geier der Elbaureviere. Glücklich landet der Kahn am Walle, hinter dem das gastliche Forsthaus winkt.

* *
*

Die Flut hat sich verlaufen, die Elbe ist in ihr Bett zurückgekehrt. Frühling verheißende laue Lüfte haben die schlummernden Knospen zu neuem Leben erweckt, hier und da schimmert schon grünendes Unterholz durch den Wald, Feigwurz und Anemone blühen, wo noch vor kurzem die Flut dahinrauschte. Aus fernem Süden zurückgekehrt, begrüßt hoch oben im Wipfel der noch kahlen Eiche ein Flug Stare zwitschernd die Heimat, mit klatschendem Flügelschlage stiebt die Ringeltaube ab, und auf den Wiesen hat sich der Kiebitz wieder eingestellt und umflattert ängstlich den Forstmann, der am Elbufer aufwärts schreitet, um zu sehen, wie nach Verlauf des Hochwassers die Biber sich wieder eingerichtet haben.

Noch trägt das Weidengebüsch deutlich die Spuren der Flut und des Eisganges; die schwächeren Weiden sind niedergebogen und mit Schlamm und angeschwemmten Pflanzenresten bedeckt, die stärkeren Stämme sind von den Eisschollen beschunden, und am Boden hat sich eine frische, noch feuchte Schlammschicht abgelagert, zum Spüren hier wechselnden Wildes vortrefflich geeignet.

Auf der Stromseite des Gebüsches leuchten über das Grauschwarz des Schlammes weiße Stümpfe frisch abgeschnittener Weiden als verräterische und untrügliche Kennzeichen der Arbeit des Bibers. Die etwa daumenstarken Stämmchen sind von querverlaufenden, dreiviertel Zentimeter breiten Furchen, den Spuren der scharfen, meißelförmigen Nagezähne, schief nach oben gestutzt. Ein im Schlamm breit ausgetretener „Wechsel" führt geraden Weges durch das Gebüsch nach dem Flußufer, und die unregelmäßig rechts und links im Boden eingekratzten Risse und Furchen bekunden, daß Holz auf diesem Wege fortgeschleppt worden ist. Wer mühselig sich durch das bis oben hin schmutzige Gestrüpp auf dem „Geschleife" durcharbeitet, findet hart am Wasser einen Platz, wo der Biber seine Mahlzeit gehalten hat. In kürzere und längere Stücke zerschnitten, teilweise im Wasser liegend, bilden die Weidenstöcke einen unregelmäßigen Haufen; glatt sind die jüngeren, schon im Safte stehenden Ruten ihrer Schale beraubt, an den stärkeren Enden zeigen sich wiederum quer verlaufende, paarweise Furchen als Spuren der Nagezähne, die die festsitzende Rinde vom Splintholze abgelöst haben. Weißglänzende Schälstücke sind am Ufer hin verstreut, andere schwimmen in dem zwischen den Buhnen kreisenden Wasser vielleicht schon tagelang umher, bis eine Dampferwelle sie wieder ans Land wirft oder zurückflutend in den Strom hinausreißt.

In dem rinnenartig ausgetretenen Geschleife ist eine deutliche Fährte des Bibers nicht zu erkennen; auch seitwärts derselben, wo er die Weiden durchquert hat, kann man ein klares Bild derselben nicht erhalten. Der weiche Schlamm hat dem Gewichte des 25 Kilogramm schweren Körpers allzusehr nachgegeben, die Spur ist breit auseinandergelaufen. Besser gelingt es weiter oberhalb, wo eine Lichtung der Luft und den Sonnenstrahlen mehr Zugang gelassen hat. Hier in dem härteren Boden zeigt der Ballenabdruck des Vorderlaufes sich der Fährte eines Hundes nicht unähnlich, doch drücken sich fünf Krallen, die mittelste bis $2^1/_2$ Zentimeter lang, geradlinig ab. Ungleich schwerer wird aber auch an diesem Platze die Orientierung über die Fährte des Hinterlaufes; einwärts gerichtet haben sich die Zehen 10 Zentimeter breit gespreizt, aber die unterseits bis nahezu an die Krallenspitze reichende Schwimmhaut verursacht auch in diesem zähen Untergrunde einen verschwommenen Abdruck, der noch besonders dadurch an Schärfe verliert, daß der ganze 15 Zentimeter lange Fuß bis zum Hackengelenk den Boden



Pfau.

Elbbiber, offen mündender Uferbau bei Dessau; daneben von Bibern entrindete Zweige.



Pfau.

Elbbiber, unter einer Weide offen mündender Uferbau bei Dessau.



J. Brunner.

Amerikanischer Biber. Biberdamm.



J. Brunner.

Amerikanischer Biber schafft Baumaterial zum Damm.

berührt hat. Fast sieht es aus, als hätte ein riesiger abnormer Gänsefuß hier seine Spur hinterlassen. Auch da, wo feuchter und glatter Flußsand am Ausstiege sich findet, wird die Biberfährte selten deutlicher; leicht verwischt hier die schleppende Kelle den Abdruck, und eine einzige überlaufende Welle genügt, um den Sand wieder zu glätten.

Auf einer Strecke von ungefähr 100 Schritten finden sich im Gebüsch allenthalben Beweise der Biberarbeit; Geschleife führen von den Schnittstellen zum Fluß, wo dicht am Wasser die durch die Reste der Mahlzeiten gekennzeichneten frischen Sitzplätze die Annahme rechtfertigen, daß mehr wie ein Biber hier zu schmausen pflegt. Nirgends aber ist ein Bau des Nagers zu entdecken, und jenseits der Buhnen, oberhalb wie unterhalb, hört jede Spur auf. Kommen etwa zur Nachtzeit die Tiere vom jenseitigen Ufer? Das ist kaum anzunehmen, denn drüben zieht zur Sicherung des durch die starke Strömung gefährdeten Ufers eine zur Anlage eines Röhrenbaues sich schlecht eignende starke Anschüttung von Bruchsteinen hin, und kein Gebüsch bietet dort Deckung. Nur durch Ansitz zur Dämmerstunde würde sich vielleicht ermitteln lassen, woher die Biber kommen.

Einige Kilometer stromaufwärts, da, wo rechter Hand die Wiese in den Wald übergeht, liegt hart am Wildgatter eine etwa 200 Schritt lange und halb so breite Wasserlache, flach und sumpfig auf der der Elbe zugekehrten Seite, tief und hochufrig auf der Waldseite, ein abgeschnittener alter Elblauf. Hier am hohen Ufer wurzeln neben Eichen, Espen und Rüstern einige Silberpappeln, von denen die stärkste schon im Laufe des vorigen Frühjahres von einem Biber ringförmig angeschnitten war. Während der Sommermonate war dann die Arbeit liegen geblieben, gab es in der Zeit doch für den Biber frisches Grün, Seerosenwurzeln und Kresse in Fülle. Im Herbst aber hatte er seine Holzfällerarbeit auch an der Pappel wieder aufgenommen; immer tiefer wurde der Ring, so daß der Stamm an der Schnittstelle eine sanduhrförmige Gestalt annahm, und die Späne, einzelne bis 15 Zentimeter lang, sich ringsum anhäuften. Noch war der an der Schnittstelle 1,92 Meter im Umfange messende Stamm nicht bis zur Hälfte verjüngt, als der Winter hereinbrach und den Biber abermals zum Einstellen der Arbeit nötigte. Kaum aber war das Eis gebrochen und das Hochwasser verlaufen, war Bockert wieder am Platze; neue, quer zum Stamm verlaufende, wie mit einem Stahlmeißel ausgeführte Bisse verbreiterten und vertieften den Doppelkegel mehr und mehr, und ein gar nicht so heftiger Südwestwind genügte, den stattlichen Baum schließlich zum Fallen zu bringen. Daß er mit der Krone ins Wasser fiel, war von dem Biber gewiß nicht beabsichtigt, denn gerade die dünnen, mit weicher Rinde bedeckten Zweige blieben ihm, da sie tief unter Wasser getaucht waren, unerreichbar, weil er nicht imstande ist, unter Wasser zu schneiden; vielmehr hatte das Gewicht der nach der

freien Wasserseite stark entwickelten Äste den Baum nach dieser Richtung gezogen. So blieb dem unermüdlichen Biber für seine viele Arbeit ein nur geringer Lohn in den frei aus dem Wasser ragenden Zweigen, die er schon größtenteils abgeschnitten und am Ufer zerkleinert und geschält hatte.

Aber auch in der langen Zeit, die der Biber zum Fällen der Pappel gebraucht, hatte er nicht etwa, wie mancher glaubt, von Fischen gelebt; dazu eignet sich sein mit schmelzfaltigen Backenzähnen ausgestattetes Gebiß überhaupt nicht. Die vielen, teils schon verwitterten, teils noch frischen kegelförmigen Stümpfe längs des Ufers beweisen, daß er auch in dieser Zeit als echter Vegetarianer sein Dasein gefristet hatte. Sogar durch das Wildgatter war er in den Wald eingedrungen; breite Geschleife gingen unter dem untersten Drahte hinweg, die deutlich erkennen ließen, daß Holz auf ihnen herausgeschleppt war. Vergeblich war aber auch hier ein Teil seiner Arbeit gewesen. Eine starke Espe hatte er glatt abgeschnitten, aber zur Nahrung nicht verwerten können, weil sie von den Kronen der umstehenden Bäume am Fallen gehindert war. Dagegen hatte er eine 20 Zentimeter starke Eiche gefällt, aber unberührt liegen lassen, offenbar weil die zu viel Gerbsäure enthaltende Rinde seinem Geschmack nicht zusagt. Um seine unausgesetzt nachwachsenden Schneidezähne, die durch Nagen von Weichhölzern sich so gut wie gar nicht abnutzen, kurz zu halten, muß er von Zeit zu Zeit hartes Holz schneiden, so gut wie Mäuse in scheinbar sinnloser Weise völlig ungenießbare Gegenstände in Späne verwandeln.

Eine eigentümliche Holzfällerarbeit zeigte etwas abseits des Wassers ein aufrecht stehender Rüsterstumpf. Neben einem normalen Ringschnitte in einer Höhe von 15 Zentimetern über dem Erdboden war der Stamm in unregelmäßiger schräger Schnittfläche 1½ Meter darüber gestutzt. Da der Baum am hohen Ufer wurzelte, konnte der obere Schnitt nicht einmal während des Hochwassers gemacht sein. Offenbar war der Stamm, als er am Grunde genügend eingeschnitten war, infolge der Schwere der Krone umgesunken, ohne jedoch an der Schnittstelle völlig durchzubrechen; als nun der Biber den Stamm an der oberen Stelle abgeschnitten hatte, schnellte der Stumpf wieder empor.

Daß allerdings bei Hochwasser gelegentlich auch nur die Kronen der Bäume gestutzt werden, dafür gibt eine Eschenheisterpflanzung, die in einer bei Überschwemmung unter Wasser stehenden Senkung angelegt ist, Kunde. Die sonst schlanken Stämme tragen in etwa 2 Meter Höhe eine buschige Krone, so daß sie in dieser Form eher einem Pflaumenbaume ähneln. Hierher hatte vor Jahren beim Hochwasser ein auf nahem Rettungsberge sitzender Biber seine Exkursionen gemacht und schwimmend die Stämme über Wasser abgebissen. Unter der Bißstelle schlugen die Heister von neuem aus,



Pfau.

Von **Elbbibern** angeschnittene Pappel von 6,40 m Umfang, bei Wörlitz (Anhalt).

wurden beim nächsten Hochwasser abermals verbissen und durch erneuten Ausschlag kam die merkwürdige, den Eschen sonst nicht eigene Kronenbildung zustande.

* *

*

Die Jahreszeit ist weiter vorgeschritten, der Sommer hat begonnen. Auf die im saftigen Grün prangenden Elbwiesen, wo der Wachtelkönig mit eigentümlich schnarrendem Lockrufe seinen jungen Nachwuchs zusammenruft, tritt zur Dämmerstunde das Rotwild mit seinen Kälbchen; vor dem alten Dachsbau auf dem Rettungsberge, dessen langjähriger Bewohner beim letzten Hochwasser ums Leben kam, tummeln sich junge Füchse, während die alte Füchsin am Teichufer eine Kette junger Enten zu beschleichen sucht; in den Zweigen ertönt statt des schmetternden Sanges der alten Nestvögel das Gezwitscher der studierenden Jungen: allenthalben neues Leben!

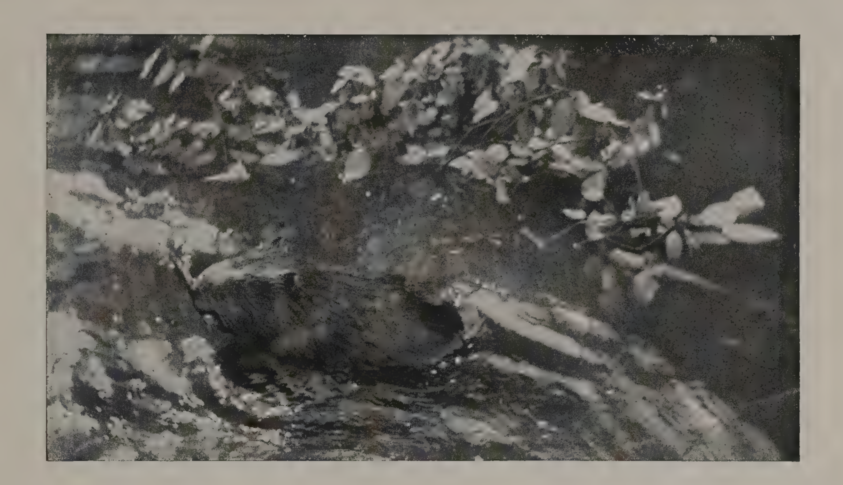
Im Bibergebiete scheint es auffällig ruhig zu sein. Nur hier und da finden sich am Ufer frische Schnitte, und die dünnen geschälten Ruten lassen auffällig schmale Zahnspuren erkennen; die Wurzelstöcke von Wasserpflanzen bilden jetzt mit den nach dem Wasser überhängenden beblätterten Zweigen die hauptsächlichste Nahrung, und auch die im Weidengebüsche rasenartig wuchernde Kresse scheint, nach den glatt abgeästen Flächen zu schließen, eine willkommene Abwechslung in den Mahlzeiten zu bieten.

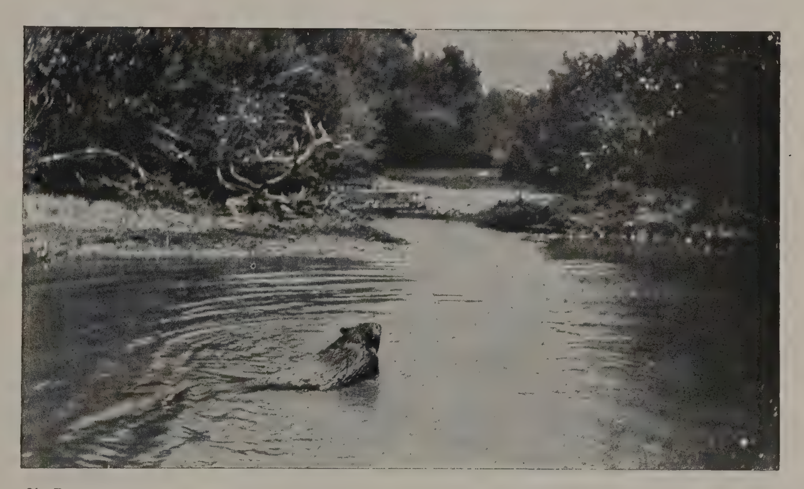
Still liegt, auf der einen Seite vom Walde, auf der andern von Wiesen begrenzt, der Wasserspiegel der „Stillinge". Infolge der Trockenheit der letzten Wochen ist der Wasserstand bedeutend zurückgegangen; der aus dem südlich gelegenen See kommende „Bruchgraben", der vor seiner Mündung in die Elbe die Stillinge durchfließt, führt kaum noch fußhohes Wasser. Am steil abfallenden Waldufer des Teiches ist ein sonst vom Wasser bedecktes, etwa 35 Zentimeter im Durchmesser haltendes rundes Loch sichtbar geworden, dem gegenüber ein Beobachter am andern Ufer in einem dichten Rüsterausschlag einen gedeckten Platz findet. Helle Federwölkchen spiegeln sich samt Wald und Ufer in der klaren Flut, des Rohrsperlings „kerre, kerre, kitt, kitt" tönt aus dem Schilfe und verstummt erst, als die Sonne herniedergestiegen und Dämmerlicht über Wald und Wiese sich ausbreitet. Da erscheint drüben in der Öffnung der Uferwand der Kopf eines Bibers; er sichert nach rechts und links, und da er etwas Verdächtiges nicht bemerkt, gleitet er hinab ins Wasser, um sofort wieder aufzutauchen. Bewegungslos liegt der breite Leib, dem er den Namen „Das Bauchtier" verdankt, auf dem Wasser, den Kopf mit den zurückgelegten Ohren ein wenig erhoben. Die auf dem Wasserspiegel entstandenen Wellen haben sich schon wieder geglättet, nichts verrät mehr die Anwesenheit des noch immer sichernden Tieres, da erscheint auf demselben Wege ein junger Biber in der Größe eines Kaninchens, ein zweiter folgt, und als sie platschend ins Wasser fallen, kommt auch Leben wieder in die Mutter. In kleinem Bogen zieht sie um hier im Wege stehende Zacken herum, die Jungen setzen sich gleichfalls in Bewegung, und eine mehr und mehr sich ausbreitende Furche im Wasser bildend, schwimmen sie, eines hinter dem andern, vorüber, der Ausflußstelle des Teiches zu. Schon scheint das traute Familienbild für heute entschwunden, als die voranschwimmende Alte nach links wendend dem hier weniger steilen Ufer zusteuert und schwerfällig mit nachschleppender Kelle ans Land klettert. Unmittelbar folgen die Jungen nach und verschwinden langsam hoppelnd mit hochgekrümmtem Rücken in einem hier stehenden Weidenstrauche. Bald ertönt scharfes Beißen aus dem Gebüsch, ein Weidenstamm neigt sich und fällt rauschend zur Erde, und kurz darauf erscheint die Bibermutter, den Ast hinter der Schnittstelle mit den Zähnen gefaßt



Leithold.

Von Elbbibern angeschnittene Pappel.





J. Brunner.

Amerikanischer Biber in starker Strömung schwimmend.

und hinter sich herziehend wieder am Ufer, und nun bietet sich, wenn auch schon bei starkem Dämmerscheine, der seltene Anblick einer Abendmahlzeit haltenden Biberfamilie. Biß auf Biß zerkleinert die Alte den Stamm; erst fallen die jungen Zweige, dann wird auch der Hauptstamm in Stücke geschnitten, und auf Kelle und Hinterläufen sitzend verstehen auch schon die Jungen nach Eichhörnchenart ihre Vordergliedmaßen als Hände vortrefflich zu gebrauchen. Drehend bewegen sie die Zweigstücke, und bald zeigt das durch das nächtliche Dunkel schimmernde Weiß der Zweige, daß ihnen das Entrinden rasch von der Hand geht. Da knackt unter dem Fuße des Beobachters ein trockener Ast, und Alte und Junge fliegen ins Wasser, daß Wellen über den ganzen Tümpel sich ausbreiten; aber weder an der Oberfläche, noch an der Uferhöhle, aus der sie herauskamen, werden sie wieder sichtbar. Das Wasser beruhigt sich wieder, die Sterne spiegeln sich im Grunde, die Biber bleiben verschwunden.

Zwar besitzt auch der Biber, ähnlich wie der Seehund, zum Tauchen besondere Einrichtungen; Nase und Ohren sind verschließbar, eine Nickhaut als drittes Augenlid erleichtert das Sehen unter Wasser, und Erweiterungen im Blutgefäßsystem, namentlich an der vena cava inferior, in denen beträchtliche Mengen von Blut zeitweise aufgenommen werden können, bringt man, da sie ähnlich auch bei anderen Wassersäugetieren vorkommen, mit der durch das zeitweise Verweilen unter Wasser bedingten Unterbrechung des Atmungsprozesses in Beziehung; aber mehrere Minuten lang vermag er trotzdem nicht unter Wasser auszuhalten. Das Verschwinden untergetauchter Biber erklärt sich vielmehr aus der Anlage und Einrichtung der Biberwohnung.

Offen über Wasser mündende Röhren, wie die oben geschilderte, bilden nicht den einzigen, sogar nicht einmal den normalen Zugang zur Wohnung, sondern werden nur bei besonders niedrigem Wasserstande sichtbar. Die Röhren münden unter Wasser. Sinkt der Wasserspiegel, so daß der Eingang frei wird, so bietet stets noch ein zweites, tiefer gelegenes Rohr die Möglichkeit, ungesehen in den Bau zu gelangen, oder bei Gefahr aus demselben zu entfliehen. So kommt es, daß an vielen Stellen, wo untrügliche Zeichen auf das Vorhandensein von Bibern hindeuten, äußerlich sehr oft nichts die Lage des Uferbaues verrät. Erklärlich wird aber durch diese Einrichtung des Zuganges außer dem Verschwinden der Tiere die namentlich im amerikanischen Gebiete gemachte Beobachtung, wo diese Uferbaue unter dem Namen borrows oder washes bekannt sind, daß Biber plötzlich und fast genau auf demselben Flecke aufzutauchen pflegen, so genau, daß man bei photographischen Aufnahmen den Apparat schon vorher auf diesen Fleck einstellen kann und sicher den Biber auf die Platte bekommt; verläßt er

9*

den unter Wasser mündenden Ausgang, so kommt er auf dem kürzesten Wege an die Oberfläche.

Der Uferbau selbst ist sehr einfach. Das Zugangsrohr führt an hohem Ufer schräg aufwärts und endet gewöhnlich dicht unter der Rasendecke in einer gewölbten Erweiterung, dem „Kessel", der mit Gras und Schilf ausgepolstert ist und häufig Überbleibsel hier gehaltener Mahlzeiten, geschälte Holzstücke und Späne, aufweist.

Da, wo solche Röhrenbaue an sandigem Ufer angelegt werden, sinkt nicht selten die Decke des Kessels oder ein Teil des Zugangsrohres, zuweilen auch der ganze Bau in sich zusammen. Namentlich nach Verlauf von Überschwemmungen, während welcher das in der Röhre hochgestiegene Wasser die Decke gelockert hat, machen sich solche eingebrochenen Baue an Stellen bemerkbar, wo man sie vorher gar nicht vermutet hatte. An Bächen, die durch flaches Wiesengelände ziehen, liegen solche Uferbaue gewöhnlich dicht unter der Rasendecke, so daß es vorkommt, daß die Räder darüberfahrender Heuwagen in den Kessel versinken, oder die Pferde in die Röhren treten. Ja selbst das Gewicht eines Menschen genügt zuweilen schon, einen Durchbruch zu veranlassen, was namentlich in der Zeit, wenn die Bibermutter mit ihren Jungen im Bau sitzt, nicht ganz ungefährlich ist; die Alte, die auch gegen Hunde angriffsweise vorgeht, wenn sie ihre Jungen in Gefahr glaubt, spendet solch unerwartetem Besuche kein freundliches Willkommen.

Die Notwendigkeit, die Mündung des Uferbaues unter Wasser zu halten und sich genügende Wassertiefe zum Schwimmen zu sichern, führt den Biber dazu, eine Regulierung des Wasserstandes durch Anlage eines Dammes vorzunehmen. Zunächst sucht er einen hierzu geeigneten Platz im Flusse, am liebsten da, wo in seichtem Bett das Wasser in trägem Lauf dahinfließt; breite Ströme mit beträchtlichen Wassertiefen machen eine derartige Anlage entbehrlich und bieten außerdem dem Baumeister unüberwindbare Hindernisse. Am benachbarten Ufer werden Bäume gefällt, in meterlange Stücke zerkleinert und in der Richtung des Stromes im Flußbett versenkt; die Zwischenräume werden mit dünnerem Reisig ausgefüllt und schließlich mit schlammigen Rasenstücken und Steinen verdichtet. Im deutschen Bibergebiete hat man die Tiere beim Bau solcher Stauwehre noch nicht beobachtet, in Amerika aber, wo sie mehr Tagtiere als bei uns zu sein scheinen, hat man festgestellt, daß der Schlamm zur Verdichtung des Dammes mit Hilfe der Kelle herangeschafft wird; zunächst drückt der Biber mit den Vorderpfoten einen Klumpen zusammen, schiebt die Kelle darunter, hebt sie hoch und trägt den Schlamm seinem Bestimmungsorte zu. Die der Strömung zugekehrte Seite des geradlinig oder im Bogen verlaufenden Dammes baut er senkrecht hoch, während die abgewendete in Folge der



Leithold. *Dezember 1899.*

Elbbiber; eigentümlicher Schnitt im Klickener Lug.

nach oben zu abnehmenden Breite eine schräge Böschung wie bei einem Flußwehre aufweist.

Die Dammbauten der alt- und neuweltlichen Biber werden genau nach demselben Prinzip ausgeführt, erreichen aber in Amerika eine bedeutendere Größe, und oft liegen dort mehrere in verschiedener Entfernung hintereinander, so daß der Fluß rosenkranzartig in eine Reihe von Teichen verwandelt wird. Dämme von 50 Metern Länge und 1,5 Meter Höhe gehören keineswegs zu den Seltenheiten, und wenn an einem Arme des Escanauba River ein über 150 Meter langer Damm aufgeführt wurde, so möchte man annehmen, derselbe sei das Werk einer größeren Anzahl gemeinschaftlich und gleichzeitig arbeitender Tiere. Das ist aber nicht der Fall. Alle diese Stauwerke sind aus kleinen Anfängen durch die Arbeit weniger Tiere hervorgegangen, Jahr für Jahr wurde neues Holz eingebettet — von Einrammen von Pfählen berichten gewissenhafte Beobachter nichts —, der anfangs noch überall Wasser durchlassende Faschinenwall mit Schlamm und Steinen verdichtet, so daß oft erst nach vielen Jahren die charakteristische und künstlerische Erscheinung des soliden Walles, bei dem das oberhalb gestaute Wasser nur durch eine Öffnung unter der Dammkrone ablaufen kann, zustande kommt. Dieser Abfluß des Überwassers wird von dem Biber so reguliert, daß der Wasserstand im Teiche auf stets gleichmäßiger Höhe erhalten wird.

Die durch den Zerfall des Holzwerkes bedingte zerbrechliche Struktur dieser Biberdämme, und die Gewohnheit der Bisamratte, Löcher in dieselben zu reißen, erfordert eine beständige Kontrolle und unausgesetzte Instandhaltung seitens der Biber; Reparaturarbeiten werden vorgenommen, Sickerlöcher durch Einfügung neuen Materials verstopft, so daß die Wandungen immer mehr an Stärke zunehmen. Die beträchtliche Höhe mancher dieser kanadischen Biberdämme, die gewaltige Anhäufung festen Materials, sowie die Vernichtung des Waldes im ganzen Umkreise lassen den Schluß nicht unberechtigt erscheinen, daß dieselben durch Hunderte von Jahren bei unausgesetzter Reparaturarbeit instand gehalten worden sind. Werden die Biber weggefangen, so verschwinden die Dämme in kurzer Zeit.

Im Elbgebiete sind Dammbauten überall beobachtet, doch handelt es sich hier nur um Absperrung von Gräben und Bächen, und meist haben die Dämme nur kurze Dauer, da sie von den Besitzern des anliegenden Geländes sofort nach der Entdeckung wieder beseitigt werden, um Überschwemmungen zu vermeiden. Nur teilweise zerstörte Dämme bauen die Biber gewöhnlich mit großer Energie im Laufe einer Nacht wieder zu.

Eigentümlich ist der Eindruck, den der Anblick eines solchen Biberdammes und die durch denselben über meterhoch gestauten Wassermassen auf jeden Beobachter machen; leicht kommt man in Versuchung, in einem

derartigen Bauwerke das Resultat an menschlichen Scharfsinn grenzender Überlegung anzunehmen, und sie mit den im Oberharz seit Jahrhunderten gebauten Talsperren zu vergleichen, durch die in industriereichen Gegenden das sonst ungenützt abfließende Wasser zu seenartigen Teichen aufgestaut und nutzbar gemacht wird. Dieser Vergleich drängt sich um so mehr auf, als Biberdämme von größerer Ausdehnung nicht geradlinig über den Fluß verlaufen, sondern, wie die Urft-Talsperre unterhalb Gemünd in der Eifel, eine mit der konvexen Seite stromaufwärts gerichtete Kurve zeigen. Wenn aber festgestellt ist, daß nicht bloß im Elbgebiete, sondern auch bei norwegischen und amerikanischen Bibern diese Bauten in durchaus gleicher Weise ausgeführt werden, so müssen wir doch zu dem Schlusse kommen, daß wir es mit einem vererbten instinktiven Triebe zu tun haben, der jedesmal mit unwiderstehlicher Gewalt zum Durchbruch kommt, wenn die Tiere sich in ihrer Existenz gefährdet sehen. Einen interessanten Beleg hierfür lieferte ein Biberpaar, das lange Jahre in einem rechtsseitig der Elbe gelegenen großen Fischteiche lebte. Sobald im Herbste behufs Vornahme der Fischerei das Wasser abgelassen wurde, bauten die Biber nachts die Abflußstelle derartig mit Schlamm und Schilf zu, daß der Wasserabfluß vollständig gehemmt wurde.

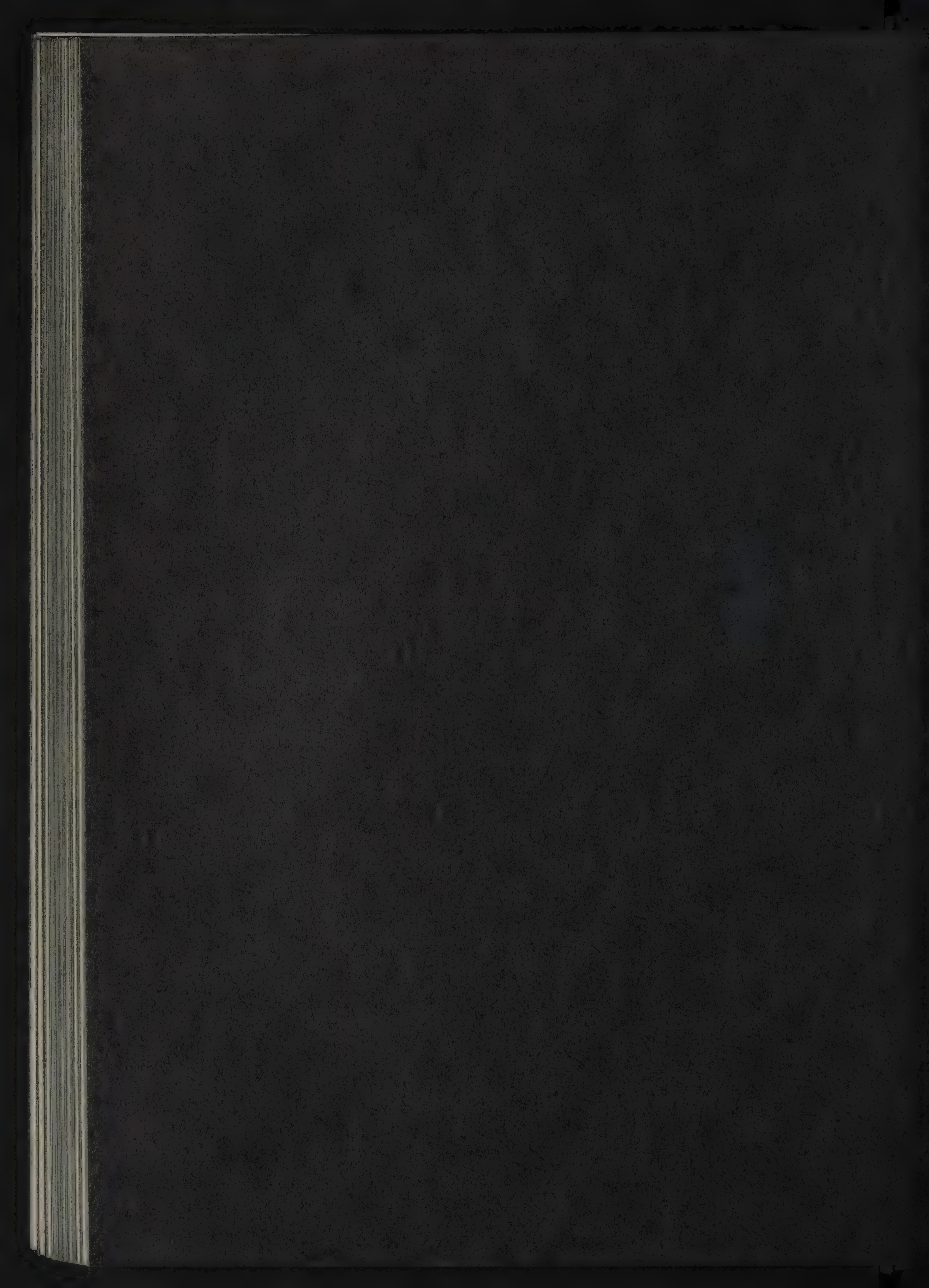
Die Wirkung dieser Biberdämme auf die Umgestaltung der angrenzenden Landschaft ist so bedeutend, daß sich damit auch ein geographisches Interesse verbindet. Dadurch, daß zur Beschaffung des Baumaterials die Bäume in der Umgebung des Dammes gefällt werden, andere durch das aufgestaute Wasser zum Absterben kommen, entstehen große Lichtungen im Urwalde, die den Sonnenstrahlen den Zutritt zu den Teichen und Hütten des Bibers gestatten. An flachem Ufer bildet sich infolge der Durchtränkung des abgeholzten Bodens eine üppige Sumpfvegetation von oft ungeheurer Ausdehnung, ein Torfmoor ist mitten im Walde entstanden, das als „Biberwiese“ mit den Kulturflächen, wie sie der Farmer für sein Vieh braucht, zunächst wenigstens nichts gemein hat. Werden aber die Dammbaue am Flusse vernichtet, und bricht nach Jahren das nicht mehr reparierte Stauwehr, so entwässert sich allmählich der Sumpf, eine üppige Grasvegetation bildet sich inmitten des Urwaldes als prächtiger Weideplatz für das Wild und als Quelle erstaunlich reicher Heuernten für die Ansiedler.

Ist das Ufer des gestauten Flusses nicht besonders flach, so wird durch die größere Wasserhöhe das anstoßende Ufergebiet weiter als sonst mit Feuchtigkeit durchtränkt, wodurch in sonst regenarmen Gegenden zu Ansiedlungen sich eignende fruchtbare Flächen entstehen, die sonst öde und unwirtlich sein würden. Gleichzeitig aber wird durch die verminderte Stromgeschwindigkeit die Erosion und damit die Tieferlegung des Flußbettes verhindert.



M. Behr. *Patzetz, Juni 1908.*

Junge Elbbiber im geöffneten Uferbau.



Von großem Interesse ist es jedenfalls, festzustellen, daß die Gewohnheiten der alt- und neuweltlichen Biber auch beim Dammbau durchaus identisch sind. Wie jetzt noch im Lake superior-Distrikte, so mögen einst auch die deutschen Biber Dammbauten in größerer Ausdehnung angelegt und zur Veränderung der Landschaft mannigfach beigetragen haben, wenn sich auch hier kaum jemals Spuren davon werden erkennen lassen. In Amerika hat man sogar auch fossile Biberdämme entdeckt. Bei einer geologischen Durchforschung Montanas fand man drei petrifizierte Dämme, zwar nicht im letzten Stadium der Versteinerung des Holzes, doch derartig mit Kalksinter inkrustiert und durchdrungen, daß das Ganze eine dem Zahne der Zeit mit bestem Erfolge widerstehende Festigkeit erlangt hatte.

* *

*

Blühendes Heidekraut bedeckt den Waldboden, Sommerfäden fliegen durch Wald und Flur, und kühle Nächte wechseln mit merklich kürzer werdenden Tagen. Der Rothirsch ist in die Brunst getreten, weithin hallt sein orgelnder Schrei, und prasselnd schlagen die Geweihe aneinander, daß es weithin durch die abendliche Stille der Elbauforsten dröhnt. Die Stare schwärmen, zu großen Flügen vereint, wie eine Wolke über die Wiesen, und in nächtlicher Stille tönt hoch aus der Luft verworrenes Geschrei die Heimat verlassender Zugvögel.

Im Ufergebüsch der Gewässer macht sich der Biber wieder mehr bemerklich; Espen und Weiden fallen unter seinem scharfen Zahn. Verstreut liegen am Ufer des langgestreckten Groß-Köhnauer Sees benagte Knüppel, namentlich da, wo auf der Nordseite in wechselnder Breite ein sumpfiger Streifen zwischen der offenen Wasserfläche und den Wiesen sich hinzieht, dicht bestanden mit mannshohen Rohr- und Schilfgewächsen, die nur zur Winterszeit, wenn die sonst unter dem Fuße schwankende und nachgiebige Decke hart gefroren ist, geschnitten werden können. Einzelne Erlen- und Weidensträucher haben hier Wurzel geschlagen und erheben sich über das Rohr, während am festeren Wiesenufer niedrige, mit Weiden, Erlen und Schwarzdorn bewachsene Hügel sich hinziehen.

Auf diesem wasserdurchtränkten Boden liegen auf der Seeseite zwei Biberhütten, aus Holz domkugelförmig aufgebaut, etwa 100 Schritt voneinander entfernt. Kürzere und längere, bis 10 Zentimeter starke und teilweise entrindete Knüppel liegen 2 Meter hoch kreuz und quer durcheinander, doch derartig fest, daß es die ganze Kraft eines Mannes erfordert, einen hervorstehenden Ast herauszuziehen. Dünnere Zweige füllen die

Zwischenräume aus, hier und da sind Schilf und Schlamm zur Dichtung und Befestigung verwendet. Ein Eingang ist nirgends sichtbar.

Im Innern, etwa 1 Meter über dem Wasserspiegel, liegt eine kesselartige Kammer, der Wohnraum der Biber, und von ihr führt ein Gang von 1/2 Meter im Durchmesser schräg abwärts und mündet im freien Wasser. Eine besondere Ausstattung zeigt die Hütte nicht, höchstens ist die Kammer mit feinen Spänen und Schilf ausgepolstert.

Jeder dieser beiden Hüttenbaue ist ringförmig von einem etwa 1/2 Meter breiten Wassergraben umgeben, und nach der Wiese zu ziehen sich vom ersten Bau ein, vom andern zwei ebenso breite „Biberkanäle" durch das Schilf in Windungen hin, von denen jeder an einem der vorerwähnten Hügel endet; nach einem vierten, mitten zwischen liegenden Hügel, der kein Gebüsch trägt, führt auch kein Kanal.

Die Hügel selbst zeigen deutlich, daß die Bewohner der Hütten nicht bloß ihre Mahlzeiten hier zu halten pflegen, sondern auch das Baumaterial für ihre Wohnungen hier geschnitten haben, um es dann, dem Kanale folgend, nach der Hütte zur Ausbesserung und Verdichtung für die kommende Winterszeit zu transportieren. So sind die Biberkanäle nichts weiter als die Geschleife im Weidengebüsche, nur daß hier der Sumpfboden durch fortgesetzte Benutzung desselben Weges eingedrückt ist, und die so entstandenen Rinnen wie Abzugsgräben aus dem rings durchtränkten Boden sich mit Wasser gefüllt haben und so zu Kanälen geworden sind, in denen der auf dem Lande unbeholfene Biber gern von seiner Schwimmfertigkeit Gebrauch macht. Bleiben solche Kanäle Jahre hindurch in Benutzung, so vertiefen sie sich mehr und mehr und werden zu Abzugsgräben für das durchzogene Sumpfgebiet, das schließlich, wie durch Drainage entwässert, immer trockener wird und nach Absterben der Sumpfpflanzen mit einer neuen Flora sich bekleidet. So trägt der Biber wie sonst kein anderes Tier dazu bei, durch Anlage von Dammbauten und Kanälen einer Landschaft im Laufe der Jahre einen ganz anderen Charakter zu verleihen, und leicht kommt man in Versuchung, in seinen Werken — wie ein amerikanischer Berichterstatter meint — „the highest act of intelligence and knowledge" zu erblicken. Prüft man aber sein Tun und Treiben mit nüchternem Auge, so ergibt sich auch für die Entstehung der Biberkanäle im amerikanischen Gebiete dieselbe mechanische Ursache wie im deutschen Distrikte.

Im Westen und Nordwesten Amerikas trifft man „beaver canals" ebensowenig an, wie Biberhütten; in den Red-River-Kolonien des Hudsonsbay-Territoriums, wie am Missouri und in dem großen Bibergebiete südwestlich vom Lake superior finden sich indessen die Biberkanäle genau in derselben Form, wie in Deutschland, nur ist infolge der dort sich bietenden Terrainverhältnisse ihre Längenausdehnung oft eine viel bedeutendere.





J. Brunner.

Amerikanischer Biber bei der Mahlzeit.



Leithold. *Dezember 1899.*

Dammbau des **Elbbibers** im Schleusengraben bei Klicken.

150—200 Meter weit führen sie durch sumpfigen Boden nach dem Holzbestande, wo das Material zum Bau der Hütten geschnitten wird. Die im amerikanischen Gebiete gewiß häufig beobachtete Umwandlung solcher Biberkanäle in kleine zur Entwässerung der Umgebung beitragende Bäche spiegelt sich in der Sage der Indianer von der Erschaffung der Welt wieder, wonach Manitu, der große Geist, nachdem ihm der Biber aus dem das All anfangs völlig bedeckenden Wasser den Schlamm zur Bildung des festen Landes heraufgeholt hatte, seinen Gehilfen auch mit der Anlage der Flüsse und Bäche beauftragt habe.

Wie am See, so zeigt sich jetzt zur Zeit des Blätterfalles auch im Weidengebüsch der Flußheger eine lebhaftere Tätigkeit der Biber; Weiden sind in großer Menge gefällt, neue Geschleife führen nach dem Wasser, und an derselben Stelle, wo das Frühjahrshochwasser die dort stehende Hütte weggerissen hatte, ist hart im Winkel einer Steinbuhne, etwa 3 Meter vom Wasser entfernt, zwischen überragenden Sträuchern ein neuer Bau entstanden in derselben Form, wie die Hütten im See. Ein Ringkanal ist auf dem hier festen Boden freilich nicht vorhanden, und als weitere Abweichung von der Inselhütte trägt die nach dem Strome zu liegende Seite des Holzhaufens in schrägem Abfall etwa 6 Meter in das stille Wasser des Buhnenwinkels hinaus eine schwimmende Decke aus langen, unzerschnittenen und ungeschälten Weiden, die fest ineinandergeflochten auf den heranlaufenden Wellen eines gerade vorüberfahrenden Dampfers auf- und niederschaukelt.

Auf der stromabwärts liegenden nächsten Steinbuhne, wo der von der Hütte her wehende Wind den scharf witternden Bibern nicht zum Verräter werden kann, bietet sich die Möglichkeit, die Biber in der Dämmerung zu beobachten. Schon vergolden die letzten Strahlen der Sonne die Landschaft, eine eigentümliche herbstliche Stimmung liegt über dem Strome und der angrenzenden Niederung, über die Wiese her trägt die ruhige Luft vom Dorfe die Klänge des Abendgeläutes, da taucht vor dem äußersten Ende des schwimmenden Reisigs der Kopf und Rücken eines Bibers auf. Langsam dreht er sich, nach allen Seiten sichernd, um sodann geraden Weges dem Ufer zuzusteuern. Genau auf demselben Flecke erscheint ein zweiter Biber, der ohne langes Besinnen seinem Gefährten folgt. Während der erste nach schwerfälligem Ausstiege über den schmalen, sandigen Uferstreifen im Gebüsch verschwindet, bleibt der zweite, die Kelle zum Teil noch im Wasser hängend, am Ufer sitzen und beginnt alsbald an dem hier kurzen Gestrüpp eifrigst zu äsen. Das aus dem Gebüsch herausschallende Fallen eines Weidenbusches stört ihn keineswegs bei seiner Mahlzeit, nur bequemt er sich schließlich, die Kelle aus dem Wasser zu ziehen, um mit einer Viertelwendung rechtsum die dünnen Weidenruten weiter zu bearbeiten. Da beginnt es im Gebüsch zu rascheln, immer näher knackt hier und da ein

Zweig, und auf dem Geschleife erscheint der erste Biber am Wasser, einen Weidenzacken im Maule. Sofort begibt er sich ins Wasser, mit erhobenem Kopfe, auch Rücken und Kreuz entgegen seiner sonstigen Gewohnheit beim Schwimmen über dem Wasserspiegel, strebt er der schwimmenden Reisigdecke zu, drückt die äußersten Enden mit den Vorderläufen nieder und klettert, den Zacken immer nach sich ziehend, auf den schwankenden Bau. Zwar hakt in dem sperrigen Reisig der Weidenzweig sich widerspenstig fest, aber mit kräftigem Ruck zieht der Biber ihn nach sich, bis er ihn soweit auf der Decke hat, daß nur noch die Spitzen im Wasser liegen. Schon klettert er nach kurzer Rast wieder ins Wasser, da kommt auch in den noch immer mit krummem Rücken am Ufer hockenden Biber Leben; gleichsam als schäme er sich über seine bisherige Faulheit, steigt er wenige Schritte am Ufer empor, setzt sich auf Kelle und Hinterläufe halb aufrecht, faßt mit den Vorderläufen einen entblätterten Weidenstamm, und nach wenigen mit schiefem Kopfe geführten Bissen sinkt derselbe zu Boden. Wie sein Kamerad schwimmt nun auch er dem Vorbau zu und befestigt seine Weide in der Decke. Die ganze Nacht hindurch dauert das Schneiden und Transportieren des Holzes, und nach einigen Tagen gleicht das Ufergebüsch einem Holzschlage, während die schwimmende Decke vor dem Bau immer mehr an Länge und Dicke zunimmt.

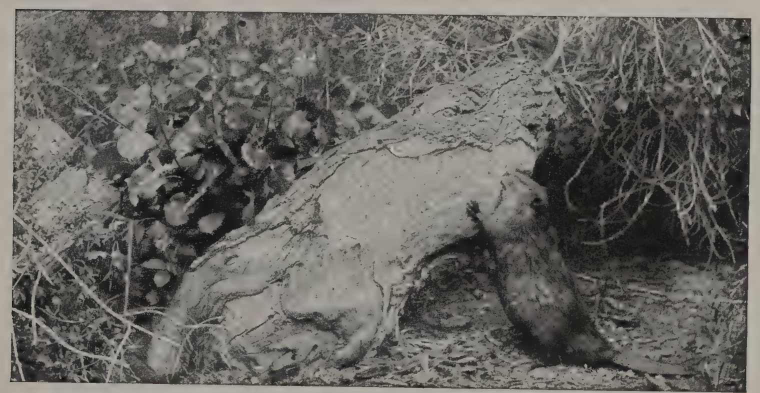
„Wir kriegen heuer einen frühzeitigen und harten Winter," meint der beim Schoppen im Dorfkruge sitzende alte Waldwärter, „die Biber schneiden sehr eifrig und schleppen große Vorräte zusammen." Und der Mann, der schon seit mehr als dreißig Jahren seine Beobachtungen im Bibergebiete gemacht hat, dürfte nicht so unrecht haben. Die Ansammlung von Reisig vor der Höhle stellt nichts anderes vor, als den Proviant für die kommende Winterszeit. Im Bibergebiete der Rhone, wo man den Winter in der bei uns auftretenden Strenge nicht kennt, häuft der Biber niemals derartige Reisigmassen an, dagegen zeigen die norwegischen Biber im Spätherbste dieselbe fieberhafte Tätigkeit und versenken große Mengen geschnittener Hölzer vor dem Bau, und in gleicher Weise rüsten die amerikanischen Biber ihre zum Winterquartiere gewählten Wohnungen noch vor Eintritt des Frostes aus.

Diese Reisigvorbaue geben den Hütten je nach ihrer Lage zum Wasser und nach der Masse des angesammelten Proviantes ein verschiedenartiges Aussehen, so daß man im östlichen Bibergebiete Amerikas vier verschiedene Formen: Inselhütte, Uferbankhütte, Seehütte und falsche Hütte unterschieden hat. Die ersten drei sind nichts anderes, als den lokalen Verhältnissen angepaßte, im übrigen aber genau nach demselben Plane wie die Baue im Elbegebiet konstruierte Reisighütten; die „falsche" Hütte hat aber mit den Reisigwohnungen überhaupt nichts zu tun, sondern ist ein mit vorgelagerten



J. Brunner.

Amerikanischer Biber am Ausstieg mit geschnittenem Zweig.



J. Brunner.

Amerikanischer Biber, beim Schälen eines alten Baumstumpfs.



J. Brunner.

Amerikanischer Biber, beobachtet den fallenden Zweig.

Wintervorräten ausgestatteter Uferbau, wie solche im deutschen Bibergebiete allenthalben im November entstehen. Wenn amerikanische Biberkundige behaupten, die eigentlichen Wohnungen der Biber des östlichen Distriktes seien die Hütten, die Uferbaue würden aber nur als ultimum refugium, als Zufluchtsstätten im Notfalle, nicht aber für längeren Aufenthalt von den Bibern benutzt, so widerlegen sie sich mit Beschreibung der falschen Hütte selbst, denn der vor der Uferhöhle liegende Vorbau kennzeichnet dieselbe als einen für einen Aufenthalt auf längere Zeit berechneten Unterschlupf. Die sonderbare Bezeichnung „falsche Hütte" erklärt nun aber weiterhin die mit den Gewohnheiten der Elbebiber in Widerspruch stehende Behauptung, die kanadischen Biber überwinterten nur in Hütten, niemals in Uferhöhlen; tatsächlich werden die letzteren von alt- und neuweltlichen Bibern auch für den Winteraufenthalt benutzt, wenn sie hierzu auch die Hütten ganz augenscheinlich bevorzugen, da sie trockner und wärmer sind, als die Höhlen. Im Westen Amerikas, wo der Mangel oberirdischer Wohnhütten im ganzen Siedelungsgebiete eine höchst auffällige Erscheinung ist, sollen die Uferbaue neben einem Wohnraume noch besondere Vorratskammern aufweisen, in welche im Herbste große Haufen von Weiden-, Erlen- und Pappelzweigen eingetragen werden, die als Nahrung bis zum Frühjahr ausreichen. Solche Art der Uferbaue kennt man im Elbegebiete bisher nicht; ob sie nicht tatsächlich auch hier vorkommen, muß erst weiterer Beobachtung vorbehalten bleiben.

Jene an Höhe und Breite kolossalen Hütten, wie sie im östlichen Amerika, aber auch hier nur ausnahmsweise, gefunden werden, entstehen, wie die soliden Dämme, nur im Laufe langer Zeiträume. Jahr um Jahr wird zur Ausbesserung der Wände neues Material aufgebaut, während im Innern durch Herausschaffen der verfaulten Schichten der Kessel sich mehr und mehr weitet.

Diese „Biberburgen" haben lange Zeit als charakteristische und von besonderer Intelligenz des kanadischen Bibers zeugende Bauwerke gegolten.

*   *
*

Graue Wetterwolken ziehen am Himmel dahin. Einzelne Schneeflocken wirbeln langsam zur Erde, bald fallen sie dichter und dichter, decken Wiesen und Felder und bleiben auf Bäumen und Sträuchern hängen. Hell, doch ohne zu wärmen, strahlt die Sonne nach dem ersten Schneefall, sternenklare Nächte mit schneidender Kälte folgen, des Winters strenges Regiment hat begonnen.

10*

Wenn die Sonne blutigrot hinter dem Waldessaume untertaucht, zieht das Wild in ganzen Rudeln nach den in den Auenforsten angelegten Futterplätzen, tiefe Spuren in der weißen Decke zurücklassend, bis der anbrechende Morgen sie nötigt, nach den Heiderevieren zu wechseln, um Schutz in der wärmeren Dickung zu suchen. Auf den Feldern sitzen auf verschneiten Düngerhaufen ostelbische Nebelkrähen, am reinen Grau ihres Gefieders kenntlich, über den Wiesen kreist des Mäusebussards nordischer Vetter, der Schneeaar, und auf den Gewässern haben sich als Wintergäste Schellenten und Säger eingestellt und schwärmen zu Hunderten den Elbstrom entlang, wo schmutziges Treibeis in locker zusammengeballten Massen rauschend sich fortschiebt, bis es zum Stillstand kommt und meilenweit den Strom bedeckt, nur an besonders reißenden Stellen für die Schwimmvögel offenes Wasser lassend.

Am Biberbau herrscht Ruhe. Die der Hütte oder dem Uferbau vorgelagerten Wintervorräte sind im stillen Buhnenwasser glatt eingefroren, nur an ihrem äußersten Ende war die erste noch dünne Eisschicht zerbrochen, ein Zeichen, daß die Biber versucht hatten, sich den Ausgang so lange als möglich frei zu halten. Schon aber sind die Schollen wieder zusammengefroren, die Biber sind vom Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten. Doch Not brauchen sie, wenigstens in der ersten Zeit ihrer Gefangenschaft, nicht zu leiden; von den aufgespeicherten Weiden holen sie Stück für Stück zur Äsung in den Bau, und das dichte und sammetweiche Wollhaar des Felles, das von den langen Grannen überdeckt wird, ist jetzt besonders stark entwickelt und bildet einen vortrefflichen Wärmeschutz. Auch das Schmelzen des Schnees an der Kuppel der Hütte deutet auf genügende Wärme im Kessel hin, ist zugleich aber ein sicherer Beweis dafür, daß der Biber einen eigentlichen Winterschlaf, etwa wie das Murmeltier, dessen Blutwärme in diesem Zustande bis auf 4° herabsinkt, nicht hält. In bewohnten Hütten, auf denen der Schnee nicht taut, sind die Wandungen derartig dicht, daß die im Innern erwärmte Luft nicht bis zur Schneedecke durchzudringen imstande ist.

Böse Tage brechen aber für den Biber an, wenn die Vorräte zu Ende gegangen sind, sei es, daß nicht genügende Mengen aufgespeichert waren, oder daß der Winter mit strenger Kälte ungewöhnlich lange anhält. Am Strome passiert es auch, daß eintretendes Hochwasser die Vorräte fortreißt, und der Winter darauf wieder mit solcher Strenge einsetzt, daß der Biber nicht Zeit findet, sich von neuem mit Proviant zu versorgen. Wohl sucht er dann die Zeit schlafend hinzubringen, aber Hunger tut weh und läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. Noch ist die Eisdecke vor dem Ausgange fußdick, der Weg nach dieser Seite ist ihm also versperrt, auch die Wände der Hütte sind bis zur Höhe des Kessels dick vereist, da arbeitet er mit Vorderläufen



Pfau.

Geschleife des Elbbibers am Ufer der Mulde bei Dessau.

und Nagezähnen in die Kuppel ein Loch, um ins Freie zu gelangen. Über Eis und Schnee beginnt er die in der Nähe stehenden Weiden zu schneiden, um seinen Hunger zu stillen, und die nach einigen Tagen überall umherliegende Losung beweist, daß er notgedrungen auch auf festem Boden sich seiner Exkremente entledigt, was sonst nur im Wasser geschieht; die zur Form eines geschlossenen, dicken Kiefernzapfens verklebten unverdaulichen Holzspäne sind infolge ihrer dunkleren Färbung durch die Sonnenstrahlen stärker erwärmt und teilweise schon tief in den Schnee eingeschmolzen. Durch den Schnee nach der Öffnung in der Hütte bildet sich durch das Hin- und Herwandern allmählich ein ausgetretener Wechsel aus, und am Rande des Gebüsches, wo die Sonnenstrahlen ungehindert Zutritt haben, ruhen die Tiere zur Mittagszeit in muldenförmigen Vertiefungen und erfreuen sich des lang entbehrten köstlichen Lichtes.

Unerklärlicherweise wandern zuweilen bei lang andauerndem Winter die Biber umher; durch wirr aufgetürmte Schollen und über schneebedeckte Flächen geht ihr Weg, zuweilen folgen sie nicht zufrierenden Abflußwässern von Fabriken und kommen so in die Nähe menschlicher Wohnungen; ermattet und unfähig, einer Verfolgung durch Flucht zu entgehen, hat dabei schon mancher sein Leben lassen müssen.

Verläuft der Winter normal, so wartet der Biber im Kessel der Hütte oder des Uferbaues das Aufbrechen des Eises ab. Tritt nun Tauwetter ein, so steigt durch das Schmelzwasser rasch die Flut im Strombett, dringt aber gleichzeitig, während die Eisdecke in Stücke zerspringt, durch das Ausgangsrohr auch in den Bau. Schon drückt Scholle um Scholle die schützend um die Hütte stehenden Weiden nieder, die Wände des Baues lockern sich und beginnen zu wanken, ein fürchterlicher Wirrwarr muß durch den mit den Schollen sich mischenden Holzhaufen entstehen, darum als letzte Rettung durch das Fluchtrohr hinein in das Treibeis! Manch einem gelingt die tollkühne Flucht. Ist das Ufer noch nicht überflutet, ein Reisighaufen oder eine Kopfweide in der Nähe, so findet der Bedrängte hier einen Ruheplatz, wo er den Verlauf der Flut abwarten kann.

Zuweilen will es aber selbst dem gewandten Schwimmer nicht gelingen, sich aus den treibenden Schollen herauszuarbeiten; mit zertrümmertem Schädel oder zerquetschten Gliedmaßen liegen nach Rückgang des Wassers die Kadaver im Weidengebüsch.

Nicht selten tritt aber auch der Fall ein, daß ein Biber sich auf eine Eisscholle rettet, mit ihr aber weit von seiner Heimat abgetrieben wird; bis zur Grenze Mecklenburgs hin hat man Versprengte bei Hochwasser angetroffen. Ihr Schicksal ist aber fast immer besiegelt, sie werden von Fischern gefangen oder fallen allzu eifrigen Schießern zum Opfer.

Wie sehr die Biber in der Winterszeit zuweilen zu leiden haben, zeigte ein in das Museum für Natur- und Heimatkunde in Magdeburg eingelieferter alter Bursche von beträchtlicher Größe. Ein Auge hatte er verloren, eine Zehe war ihm entweder im Treibeise oder in einem Tellereisen abhanden gekommen, auch mehrere Schrotkörner saßen unter der Haut auf dem Schädel. Aber alles das hatte ihm noch nicht geschadet. Verhängnisvoll war ihm geworden, daß die beiden oberen Nagezähne, der eine vor längerer, der andere vor kürzerer Zeit, abgebrochen waren. Dadurch waren die unteren Nagezähne zu lang geworden, so daß eine richtige Ernährung nicht mehr möglich gewesen war; vor Hunger völlig erschöpft, war das Tier in ein Wasserloch geraten, hatte sich nicht wieder herausarbeiten können und wurde erstarrt und eingefroren aufgefunden.

Dieser Vorfall zeigt zugleich, daß die für Preußen und Anhalt zum Schutze des Bibers im Elbgebiete angeordnete Schonzeit bei Jägern nicht immer und überall genügende Beachtung findet. Am wenigsten aber kümmert sich der Winter darum; eine einzige starke Kälteperiode vernichtet zuweilen den Zuwachs von Jahren, und mehrere strenge Winter hintereinander sind imstande, den an sich schon nicht mehr bedeutenden Bestand dem Untergange zu weihen. Es scheint eben, als ob die Zeit auch des altweltlichen Bibers erfüllt wäre, still und geräuschlos geht er seinem Ende entgegen. Pflicht der Gegenwart ist es daher, das Tun und Treiben des Bibers in Wort und Bild für spätere Generationen festzuhalten, solange noch dazu sich die Möglichkeit bietet.

Wald- und Zwergspitzmaus.

Von Martin Braeß.

Die Blätter fallen im Buchenwald, rotgolden und braun. Sie decken den feuchten Boden des Talgrunds mit dem herrlichsten Teppich; so satt die Farben, so warm die Töne. Und unter dem Laube da raschelt's, bald hier und bald da; ein leises Zirpen und Zwitschern und Pfeifen, wie oben im Astwerk der Tannen und Fichten das zarte Geflüster winziger Meisen und Goldhähnchen.

Ein Pygmäengeschlecht treibt sein Spiel unter der bunten Decke am Boden. Waldspitzmäuse sind's, eine ganze Gesellschaft, die behend umherlaufen am feuchten, schattigen Grund. Von dem herrlichen Rot und Gold und Braun, auf dem der Sonnenstrahl ruht, da ahnen sie nichts, wollen auch nichts wissen davon; Freunde der Dunkelheit sind's, der schattigen Wälder, der finstern Höhlen und Löcher, Freunde der Nacht und unterirdischen Gänge. Lust an der Jagd war's, die sie heute hervorlockte aus ihren versteckten Gemächern, ehe der Sonnenball noch rotglühend sich senkt' auf die Erde. Denn hier unter dem Laube, was gibt's nicht alles zu jagen, Kerbtiere und ihre Larven, Würmer, Schnecken und Spinnen. Die Amsel weiß es ja auch, wie reich hier die Gegend an Beute, und ihre Base, die Zippe, die beide mit Schnabel und Füßen die bunten Blätter umwenden und dann mit hastigem Griff den Wurm erfassen, den Käfer. Wie sie lauschen mit schiefgehaltenem Kopfe auf das nahe Geflüster und auf das seltsame Rascheln. Einen Moment nur erscheint mal ein spitzes, schnupperndes Schnäuzchen zwischen dem Laub — sofort ist's verschwunden. Andre mögen sich freuen im Licht, uns blendet's die Äuglein; mit dem griesgrämigen Vetter, dem Maulwurf, halten wir's mehr, als mit der einfältigen Schar der gefiederten Wesen im Gezweig über uns, die mit Gesang den jungen Morgen begrüßen!

Jetzt entfernt sich eins der Tierchen von der Gesellschaft; rasch klettert's am Hange empor. Vielleicht will's noch einmal nachschaun in seinem Wohnhaus unter dem Wurzelgeflecht der riesigen Buche, die Wacht hält am Rande des Waldes, ob alles in Ordnung, ehe es dann zum nächtlichen Birschgang sich aufmacht. Wirklich ein Zwerglein, ein kleiner, rundlicher Gnom in dunklem Sammethabitchen, wie's dasitzt und's Köpfchen hebt und schnuppert



Douglas English. *Vivarium.*

Kämpfende Waldspitzmäuse.

nach allen Seiten, ob die Luft wohl auch rein. So winzig! Sechs bis sieben Zentimeter nur lang, das Schwänzchen am Boden natürlich nicht mit gerechnet; der kleine Finger des Menschen ist meistens noch größer. Und schöb sich der spitze Rüssel nicht vor, den runden Kopf so eigentümlich verlängernd, es würde der zwerghafte Knirps die angegebene Größe noch nicht mal erreichen.

Die kleinsten von allen Säugetieren der Erde, das sind diese in der äußeren Erscheinung an die Mäuse erinnernden Kerfjäger, und wenn auch das Körperchen ein oder des anderen Flatterers noch etwas kleiner und leichter sein mag, so lassen doch die häutigen Flügel zwischen den verlängerten Armen und Fingern das fliegende Tierchen viel größer erscheinen. Aber unsere Spitzmaus hier am Boden des Waldes, die eben mit den bräunlichen Vorderpfötchen gar zierlich übers Gesicht streicht und über das dicht mit Spürhaaren besetzte rüsselartige Schnäuzchen, sie ist nicht die kleinste ihres Geschlechts; kleiner die Zwergspitzmaus noch, das winzigste Säugetier nördlich der Alpen, fünf Zentimeter nur mißt sie, wie das erste Glied am



Douglas English. *Vivarium.*

Schlafende Waldspitzmäuse.

menschlichen Daumen, das $3^1/_2$ Zentimeter lange Schwänzchen noch extra. Beinamen, auch die lateinischen, die man dem zierlichen Tierchen gegeben, deuten auf das Zwerghafte seiner Gestalt. Und doch ein Vetter von ihm ist immer noch kleiner, das Wimperspitzmäuschen, das im Gebiete des Mittelmeers heimisch, weiter nach Norden hin aber fremd ist; sein Körperchen mißt nur vier Zentimeter; so niedlich und zart die Füßchen und Zehen, die 30 winzigen Zähnchen und jedes Glied an diesem zwerghaften Säuger!

Aber die geringe Leibesgröße tut's nicht; in dem Däumling wohnt eine Seele, ein Etwas, das lebhafter, mutiger ist, geschäftiger noch als alle Großen der Erde. Mit Kraft und Geschick fällt die Spitzmaus über den größeren Gegner, gräbt ihre spitzen Zähne in den Nacken des Opfers, saugt mordgierig sein Blut und frißt die Beute; nur wenig Reste bleiben für eine spätere Mahlzeit. Im Dunkel der Erde hat sich das Drama abgespielt, in der Wohnung der Feldmaus am Eingang des Waldes. Nun hat der Räuber, wonach er sich sehnte, ein sichres Gemach, das er gewöhnlich nur abends verläßt; am Tage schläft er darin, zusammengerollt, im weichen

Pelz das kleine Gesichtchen versteckend. Wo der Boden nicht hart, da gräbt die Waldspitzmaus wohl auch selbst sich Höhlung mit Vorderpfoten und Rüssel, und mehrere Gänge, die oberflächlich unter der Erde verlaufen. Wehe, wenn ein anderes Tier sich verirrt in das fremde Bereich; Pardon gibt es nicht, Kampf nur auf Leben und Tod! Jede Maus ist verloren, die kleinere Zwergspitzmaus gleichfalls, und naht sich ein Artgenosse dem Eingang, so fragt sich's nur, wer der stärkere ist von beiden der Kämpen, die im Nu einander gepackt und nicht eher ablassen vom Zweikampf, als bis einer verblutet unter den Bissen des andern. Der Sieger verzehrt seine Beute; das Schwänzchen und ein paar Fetzen vom Fell, das ist der traurige Rest, der Zeugnis gibt von dem Kampfe. Selbst der Freier, der mit liebendem Herz sich naht einer Genossin, er mag sich wohl vorsehen, daß diese sein werbendes Kommen nicht falsch versteht, sonst frißt sie ihn auf, buchstäblich — aus Hunger, aus Liebe? Der Erfolg ist derselbe. Von einem Eheleben der beiden Geschlechter ist nicht die Rede, nur der Trieb nach Paarung führt sie im Frühjahr zusammen; dann geht jedes wieder seine eigenen Wege und kümmert sich nicht um den Gatten.

Erwartet das Weibchen der Waldspitzmaus Nachwuchs, so baut sich's ein förmliches Nest aus Moos, Gras und Laub, womit es den Wohnraum auspolstert, oder es errichtet das Wochenbett in der Nähe seiner Höhle, zwischen den Wurzeln eines Baums, in ausgefaulten Stöcken, Mauerlücken oder natürlichen Spalten festen Gesteins; mehrere Zugänge von außen her sind der Spitzmausmutter erwünscht. Im Mai oder auch vier Wochen später im Juni, bisweilen gar erst gegen Johanni liegen fünf bis zehn nackte Junge im Nest, unbeholfen, blind und noch zahnlos; sie suchen die Zitzen der Alten am weißlich behaarten Bauche und saugen sich fest und erwarten voll Ungeduld die zärtlich sorgende Mutter, wenn sie die Kinder einmal verlassen hat, um Speise zu suchen für den eigenen Bedarf. Das ist dann ein feines Piepen und Winseln, sobald sich die Alte sorgsam über die fleischroten Körperchen streckt und die Kleinen wärmt und sie tränkt. Vier Wochen etwa, da sind sie erwachsen, etwas kleiner noch als die Mutter, doch sonst in allem ihr gleichend, alt genug, um allein nun durch's Leben zu wandern. Die Färbung der Oberseite ist bei den einzelnen Tierchen ziemlich verschieden; sie spielt zwischen Rostbraun und tiefschattigem Braunschwarz, sammetartig die Härchen und weich wie das dichte Fell vom Einsiedler Maulwurf. Die Seiten sind lichter gefärbt, und die unteren Teile des Körpers fast weiß mit lichtgrauem oder bräunlichem Anflug. Um die weißlichen Lippen bis vor an das schnuppernde Näschen stehen in dichter Menge schwarze Schnurrhaare, dem feinen Tastsinn, der im Rüssel sich konzentriert, alles zu melden, was nur leis sie berühren. Tast- und Geruchssinn, vereint im beständig witternden Schnäuzchen, sind gewiß die wichtigsten Eingangspforten der



Douglas English *Vivarium.*

Waldspitzmaus.



Douglas English. *Vivarium.*

Zwergspitzmaus.

Seele bei der Waldspitzmaus und ihren Verwandten. Die Äuglein sind klein und im Sammetfell fast völlig verborgen; fürs helle Licht taugen sie nicht, da werden sie zugekniffen, und auch im dämmernden Abend und in der finstern Nacht folgt der kleine Räuber gewiß niemals dem Auge, vielleicht auch nur selten dem Ohre, sondern allein dem Geruch und dem Spürsinn. Eine feine Nase, das lehrt uns die Spitzmaus, ist auch etwas wert und kann manchen Mangel ersetzen.

Und dann hat den Kleinen, sobald sie entwöhnt sind, Mutter Natur noch etwas gegeben fürs Leben, was sie erst macht zu dem, wozu sie bestimmt sind, zum Raubtier, zur furchtbarsten Geißel für die vielgestaltige Kleinwelt, die in Wald und in Garten, auf Wiese und Feld den Boden belebt: das ist das Gebiß. Klein sind die Zähnchen, gewiß, angemessen der Größe ihres Besitzers, aber widerstandsfähig und scharf, ein furchtbares Raubtiergebiß, wenn man sich's groß denkt, das dann getrost wetteifern könnte mit dem verderblichen Zahn von Löwe und Tiger. Auf die zwei ziemlich starken Vorderzähne folgen in jedem Kiefer mehrere kleine, spitzige Lücken- und einige vielspitzige Mahlzähne; 32 sind es im ganzen, allerliebste, winzige Dinger, weiß, an der Spitze bräunlich gefärbt. Zum Nagen, zum Kauen von Pflanzenkost taugen sie nicht, zum Fassen und zum Zerreißen lebendiger Beute sind sie geschaffen. Lenz hat es versucht, gefangenen Spitzmäusen Brot zu reichen und Rüben, Birnen, allerlei Sämereien; sie verhungerten lieber, als daß sie die Speisen genossen hätten, die Feld- und Hausmäusen

so erwünscht sind. Fleisch kleiner Wirbeltiere, Fleisch von Insekten und Würmern, das ist das einzige, was sie verlangen. Und daher die Bedeutung der Spitzmäuse so ganz anders im Haushalt des tierischen und pflanzlichen Lebens, im Haushalt des Menschen, als die der Haus- und Feldmäuse, mit denen sie nur den Namen gemein haben und manche Ähnlichkeit der äußeren Erscheinung. Alle Spitzmäuse sind vom menschlichen Standpunkte aus nicht nur die harmlosesten Geschöpfe, sondern gehören entschieden zu den nützlichsten Tieren, welche durch das Vertilgen schädlicher Kerfe dem Landmann und Gärtner die größten Dienste erweisen; die Mäuse aber, Wühlmäuse und Ratten sind als Nagetiere zunächst angewiesen auf pflanzliche Nahrung, oder sie sind, soweit sie sich dem Menschen angeschlossen haben, zu Allesfressern geworden, die schlimmsten Schädlinge in Haus, Garten und Feld. Dazu kommt die beispiellose Gefräßigkeit aller Spitzmäuse, ihr fast unersättlicher Appetit, der große Portionen verlangt. Täglich ihr eigenes Gewicht zu fressen, ist für die Spitzmaus kein Kunststück; den Hunger längere Zeit zu ertragen, das vermag keine. Schon die Kleinen, kaum entwöhnt und selbständig geworden, sind schwer zu sättigen mit dem Gewürm, das sie mit Pfötchen und Rüssel aus der obersten Bodenschicht ausgraben oder unter der modernden Laubdecke finden; quält sie der Hunger, so fallen die Geschwister übereinander her und über ihre Altersgenossen. Sie haben's nicht anders gelernt von der Mutter, die den Vater auffraß, als er sich dem Nest näherte, um die eigenen Kinder zu morden. Und jetzt müssen sie Reißaus nehmen auch vor der Mutter, die sie großzog. Sie hat die Kinder vergessen. Als das Kleinste, das Nesthäkchen, sich noch einmal ihr näherte, leise piepend und winselnd, da stieß sie es von sich; dann besann sie sich, eilte ihm nach, biß es zu Tode, fraß es und strich sich befriedigt die Schnauze.

Zu den Feinden aus den Reihen des eigenen Geschlechts kommen aber noch zahlreiche andere. Zwar hat die Natur unsern Spitzmäusen eine Verteidigungswaffe mitgegeben fürs Leben, aber leider wird sie recht häufig von den Angreifern erst dann ästimiert, wenn es zu spät ist, d. h. wenn der kleine Insektenfresser unter den Klauen und Zähnen des stärkeren Gegners sein Leben ausgehaucht hat. Diese Schutzwehr ist der intensive Moschusgeruch dieser Tiere, den die Absonderungsprodukte zweier Drüsen an den Seiten des Leibes erzeugen; er teilt sich allen Dingen mit, welche die Spitzmäuse auch nur flüchtig berühren. Dieses Parfüm ist nun sehr vielen Tieren, die sich sonst eine warmblütige Beute nicht gern entgehen lassen, sobald sie nur stark genug sind, sie zu bewältigen, so unangenehm, so widerlich, daß sie Spitzmäusen nicht nachstellen. Besonders gilt dies von den Räubern aus der Klasse der Säugetiere; ihre feine Nase verträgt der Spitzmaus Odeur nicht. Wohl beißt sie der Hund oder die Katze, die das kleine, am Boden hinhuschende Wesen für eine Maus halten mag, im ersten



Douglas English.

Zwergspitzmaus.

Eifer tot; aber dann wenden sich diese unsere Stuben- und Hausgenossen fast regelmäßig mit Abscheu weg und überlassen das nutzlos gemordete Tierchen den Bremsen und Fliegen und den Totengräbern, die es schließlich bestatten. Auch der Fuchs, der Iltis, Steinmarder und ihre Verwandten verschmähen die Spitzmaus, obgleich sie doch selbst starke Gerüche ausströmen, die einem menschlichen Riechorgan wohl ebenso unangenehm sind, wie der Moschusgestank des kleinen Insektenfressers. Nur die Vögel sind weniger wählerisch, für gewisse Gerüche offenbar nicht so empfindlich, wie die genannten vierfüßigen Räuber. Die Schleiereule, die mit leichtem Flug beim Scheine des Mondes in Gärten, auf Wiesen und Feldern umherschwärmt, sie fragt nicht viel, ob Maus oder Spitzmaus; sie schlägt mit spitziger Klaue die Beute und verzehrt sie, bis auf das Schwänzchen. Der Waldkauz macht's ebenso, die Waldohreule desgleichen, auch alle Tagraubvögel, die Mäusefang treiben, der Mäusebussard in erster Linie; im Eifer des Gefechts ist schnell ein Spitzmäuslein ergriffen — mitgegangen, mitgefangen und . . . mitgefressen. Der Storch, der auch die Kreuzotter tötet und den Maulwurf verschluckt, erfreut seine Jungen mit einer Spitzmaus wohl ebenso sehr, wie mit einem graufelligen Nager, und auch die Würger werden keinen großen Unterschied

machen. Aber auch als Erkennungszeichen der Genossen untereinander leistet der eigentümliche Spitzmausgeruch den Tieren gewiß wertvolle Dienste. Zur Paarungszeit riechen die Spitzmäuse ganz besonders stark nach Moschus, und der parfümierte Ritter ist seiner ebenfalls nach Moschus duftenden Geliebten sicherlich lieber so, als wenn er Duft von Parmaveilchen um sich verbreitete.

Von den Insektenfressern halten eigentlich nur die Igel einen regelrechten Winterschlaf, obgleich auch sie bisweilen die lange Siesta unterbrechen und sich von der Sonne hervorlocken lassen aufs beschneite Feld. Der Maulwurf schläft nicht; er verlegt seine Jagdgründe nur etwas tiefer, und unsere Spitzmäuse sind vielleicht zu keiner Jahreszeit so lebendig und munter, wie gerade im Winter. An trüben Tagen kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln und unterirdischen Gängen hervor und suchen geschäftig nach Larven und Puppen, nach Schnecken und Würmern im Wurzelgeflecht, im Dornengewirr, im Gestrüpp von Erika oder Heidelbeerbüschen. Sie haben keine Zeit, untätig zu schlafen; der Magen verlangt seine Ration. Die Kälte treibt sie häufig in die Ställe und Schuppen des Landwirts, wo in den dunkeln Winkeln sich manches Insekt, manche Spinne zurückgezogen hat, den Winter über sicher zu schlafen. Wehe dem Mäuslein auch, das dem hungrigen Gast hier in den Weg läuft. Auf den Nacken springt ihm der Kühne; verbluten muß es, ob Hausmaus, ob Feldmaus, unter dem scharfen Gebiß — das ist des Schwächeren Recht!

Aber auch strengeren Wintern noch, als sie herrschen in unserer Heimat, vermögen die zwerghaften Tierchen zu widerstehen. Die größere Waldspitzmaus, die gemeinste all ihrer Verwandten, ist über ganz Europa verbreitet bis etwa zum 60. Breitengrad, und die kleinere Zwergspitzmaus, die fast dieselbe Lebensweise führt wie ihre Schwester, lebt sogar im nördlichen Asien. Ja man glaubte lange Zeit, sie sei beschränkt auf Sibirien, bis man sie auch in Mitteldeutschland nachwies, wo sie allerdings nicht eben häufig vorkommt. In Nordafrika lebt sie gleichfalls.

Bison und Wisent.

Von Ernst Schäff.

Wer heute ein „Lebensbild" des amerikanischen Bisons, des „Buffalo" der Amerikaner, des „Büffels" der Cooperschen Indianergeschichten, wirklich nach dem Leben, auf Grund von Beobachtungen des lebenden Tieres in der Freiheit schreiben wollte, der hätte eine schwere Arbeit und müßte sich sehr beeilen, denn sonst würde er sich vor eine unmögliche Aufgabe gestellt sehen, da die einst unermeßlichen, im wahren Sinne des Wortes unzählbaren Herden des mächtigen Wildrindes verschwunden sind wie Spreu vor dem Winde. Wenige Tierarten aus historischer Zeit haben ein so tragisches Geschick gehabt wie der Bison Amerikas! Wohl gibt es leider eine ganze Reihe von Tieren, hauptsächlich von Säugetieren und Vögeln, die jetzt entweder völlig ausgerottet oder dem gänzlichen Verschwinden aus der lebenden Fauna nahe sind und ihm unweigerlich anheimfallen werden — aber bei keinem Tier, das darf man wohl sagen, hat der Mensch ein solches Maß von Schuld auf sich geladen, bei keinem haben sich so viel Unverstand und Kurzsichtigkeit, Habsucht und Geldgier vereinigt, wie bei dem Bison.

Die ganze Tragik des Schicksals dieses mächtigen und für die eingeborenen Volksstämme Nordamerikas so wichtigen Tieres tritt uns vor Augen, wenn wir hören, über welch ein enormes Gebiet einst der Buffalo als zahlreichstes Wild sich ausbreitete und was jetzt aus den ehemals ungezählten Herden geworden ist. Aus den ältesten Aufzeichnungen aus der Zeit der spanischen Eroberer, ferner aus Reisebeschreibungen des 16. und 17. Jahrhunderts geht hervor, daß damals die Bisons das ganze riesige Gebiet von den Küsten des Atlantischen Ozeans über das Alleghanygebirge hinaus, mehr als ein Drittel des ganzen nordamerikanischen Festlandes, bewohnten. Mit der Besiedelung der östlichen Teile dieser ungeheuern Ländermasse wurde naturgemäß die Großtierwelt und mit ihr auch der Bison mehr westwärts gedrängt, da sich nirgends auf die Dauer ein Bestand an großem Wilde mit der Kultur und mit menschlichen Niederlassungen verträgt. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts gab es östlich vom Mississippi keine freilebenden Buffaloes mehr, und selbst die Herden, welche noch im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts in Tennessee und Kentucky lebten,

11*



M. Steckel. *Tatra, August 1902.*

Amerikanische Bisons
auf den Besitzungen des Fürsten Hohenlohe-Oehringen in der Tatra.

waren nach der Ansicht von Kennern der einschlägigen Verhältnisse nur ausgewanderte, verschlagene, durch irgendwelche Zufälle von der Hauptmasse der Bisons getrennte kleine Scharen. Westlich vom Mississippi dagegen, nördlich bis zum Großen Sklavensee, südlich bis zum Rio Grande und westlich bis zu den Rocky Mountains und zum Teil über diese hinaus, erstreckten sich die schier unermeßlichen Weidegründe, in denen Bisons in ungezählter und unschätzbarer Zahl ihr freies, ungebundenes Dasein führten, nur in vernünftiger, man könnte fast sagen bescheidener Weise gejagt von den in jenen Gegenden heimischen Indianerstämmen, denen die Bisons, wie die Renntiere dem Lappen, alles lieferten, was sie zum Lebensunterhalt gebrauchten. Mehr, als wirklich verwendet wurde, nahmen jene Wilden nicht von den reichen Bisonbeständen, und was diesen entzogen wurde, wird sich durch die jährlichen Geburten ungefähr ergänzt haben.

Es ist unmöglich, auch nur annähernde Zahlen für die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorhandenen Bisons zu geben, dagegen



A. Schrammen. Pless, Oberschlesien, April 1908.

Wisentherde auf den Besitzungen des Fürsten von Pleß.



E. Harold Baynes.

Bisonherde im Corbin-Park, New Hampshire.

liegen aus der zweiten Hälfte Beobachtungen und Aufzeichnungen vor, aus denen man sich wenigstens ein ungefähres Bild von dem damaligen Reichtum an unserm Wilde machen kann. So erzählt zum Beispiel Colonel Dodge, daß er gelegentlich einer Wagenreise 25 englische Meilen weit eine einzige Bisonherde passierte, die zufolge Nachrichten von Jägern 50 Meilen lang war. Schätzungsweise befanden sich auf je einem Acre (= 1 3/10 Morgen) 15—20 Bisons; nimmt man nun die erstere Zahl als Durchschnitt an, so enthielt diese Herde 4000000 Tiere. Und das war nur ein verschwindend kleiner Teil des Ganzen! Eine Karawane, die 1858 von Missouri nach Mexiko zog, bewegte sich acht Tage lang nach Fröbels Mitteilungen ununterbrochen zwischen Bisonherden; soweit man sehen konnte, waren die Prärien schwarz von den mächtigen Tieren, die mit ihrer gewaltigen Schulterpartie, der viel niedrigeren Kreuzgegend und dem tief getragenen Haupt — „als wär's ihm viel zu schwer" — einen höchst eigenartigen Eindruck machten. Ähnlich berichten viele andere Beobachter.

Tief eingreifend in die Verhältnisse der Buffaloes war der Bau der den nordamerikanischen Kontingent durchquerenden Pazifikbahn. Sie schied zunächst die bis dahin einheitliche Masse der Bisons in eine nördliche und eine südliche „Herde", wie man die beiden Hälften nannte. Rechts und links vom Bahnkörper blieb ein Streifen von je etwa 50 Meilen Breite, von dem sich die Bisons fern hielten. Durch die Bahn wurde nun der bis dahin wenig von Weißen durchzogene „far wild West" dem Verkehr erschlossen; man begann auch in jener Zeit dem Leben und Treiben der Bisons mehr Aufmerksamkeit zu schenken, und einerseits entstammen jener Zeit, den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die wichtigsten und eingehendsten Beobachtungen über die Biologie des amerikanischen Bisons, anderseits aber begann auch ein Vernichtungskrieg gegen das wertvolle Wild, der seinesgleichen nicht hat und in wenigen Dezennien zum fast völligen Untergang der unersetzlichen Tiere führte.

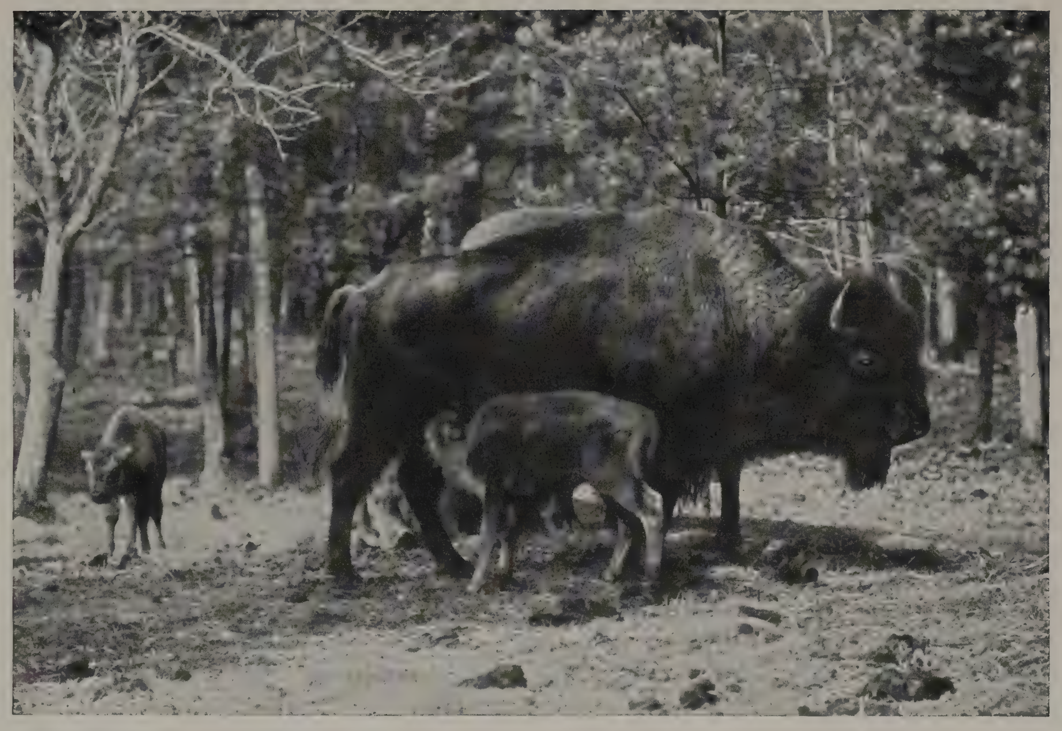
Gesellig, wie die Bisons in besonders ausgesprochenem Maße waren, bildeten sie in den „alten Zeiten", als sie noch die Herren der Prärie waren, die hier schon öfter erwähnten, wirklich unermeßlichen Herden, die wiederum aus einer großen Zahl miteinander in nur losem Verband stehender Rudel von 25 bis 100 Stück bestanden, jedes in der Regel, wie dies auch bei andern Wiederkäuern oft der Fall, unter einer alten Kuh als Führerin, der das Rudel blindlings folgte, sei es beim Weiden, sei es bei den oft meilenweiten Märschen zum Tränkplatz, wohin das Rudel „im Gänsemarsch" ziehend, förmliche Wege, die „Buffalo-Trails" trat, die bei dem schweren Gewicht der Tiere — bis zu 2000 Pfund bei alten Bullen, durchschnittlich 1500 bis 1800, bei Kühen etwa 1200 Pfund — sehr fest und so tief wurden, daß die Tiere oft nur mit dem Rücken daraus hervorragten. Um

die Mittagszeit pflegten die Tiere, wo sie sich ungestört fühlten, einige Stunden wiederkäuend zu ruhen, gelegentlich auch sich an sandigen Stellen zu wälzen oder in Sümpfen und Wassertümpeln zu suhlen. Ihre Nahrung bestand aus verschiedenartigen Gräsern, Kräutern und Büschen, wie sie die Prärie hervorbringt, vor allem in dem kurzen, aber saftigen und nahrhaften „buffalo-grass“[1]), ferner in dem sogenannten „southern buffalo-grass“[2]), „wild oat“[3]), „bunch grass“[4]), „blue grass“[5]), „sage brush“[6]) und andern Pflanzen. Höchst eigenartig waren die ausgedehnten Wanderungen, welche die Herden, weniger aus Nahrungsmangel als aus klimatischen Rücksichten, alljährlich zu bestimmten Zeiten unternahmen. Diejenigen, welche im Winter in südwestlichen Gegenden weideten, zogen im Frühjahr, um später der glühenden Sommerhitze zu entgehen, dem Norden zu und diejenigen, welche den Sommer im äußersten Nordwesten verbracht hatten, wurden gegen den Winter durch den Schnee südwärts getrieben, um im Frühjahr dann wieder die alten Stände aufzusuchen. Diese Wanderungen verliefen, wenn auch nicht immer auf genau denselben Wegen, so doch mit ziemlicher Regelmäßigkeit, so lange die Tiere einigermaßen ungestört blieben.

Während der nur langsam vor sich gehenden Sommerwanderung wurden die ein oder zwei Kälber gesetzt, meist im April oder Mai, auch wohl im Juni. Mit ihrem ziemlich gleichmäßig rötlich gelbbraunen wolligen Haarkleid hoben sie sich von den dunkeln, besonders an der dicht und zottig behaarten vorderen Körperpartie fast schwarzen Färbung der alten Tiere ab und mit ihrer munteren Beweglichkeit und Spiellust brachten sie frisches Leben in die langsam und schwerfällig sich weiterschiebenden Massen der Erwachsenen. Ende des Monats Juni oder Anfang Juli begann die bis zum September dauernde Brunftzeit, während der eine lebhafte Bewegung in die sonst recht phlegmatischen Herden kam, so daß diese sonst beim Wilde „rutting season“ heißende Zeit von den Jägern direkt als „running season“ bezeichnet wurde. Die Stiere besonders gerieten in hochgradige Unruhe und Aufregung, die sich in Brüllen, Aufwühlen des Bodens mit den kurzen, fast halbkreisförmig gebogenen Hörnern, Umherrasen usw. zeigte und häufig zu erbitterten Kämpfen um den Besitz der Kühe steigerte. Es muß ein wahrhaft großartiger Anblick gewesen sein, zwei der riesigen Bullen in höchster Wut sich befehden zu sehen — aber zum Tode eines der Kämpfer führten diese Duelle wohl nie, kaum zu ernsthaften Verletzungen, denn der von mächtigen Knochenwänden gebildete, überdies noch mit einem dichten Haarpolster bedeckte Schädel eines Bisons verträgt, ohne Schaden zu nehmen, die unglaublichsten Stöße. Nach Beendigung der Brunftzeit kehrte dann

---

[1]) Bouteloua oligostachya. [2]) Buchloë dactyloides. [3]) Stipa spartea und Stipa viridula. [4]) Aristida purpurea. [5]) Poa tenuifolia. [6]) Atriplex canescens.



E. Harold Baynes.

Säugende Bisonkuh mit zwei Kälbern im Corbin-Park.



A. Schrammen. *Pless, Oberschlesien, April 1908.*

Wisentherde auf den Besitzungen des Fürsten von Pleß.

die frühere Ruhe wieder zurück und das tägliche Leben der Bisons vollzog sich wieder nach gewohntem Herkommen unter Grasen, langsamem Wandern und abwechselndem Ruhen. Im Winter kamen oft knappe Zeiten, aber der Buffalo ist genügsam und zur Not mit spärlichem, trockenem Gras, verdorrten Büschen, Moos und Flechten zufrieden und was an Körpergewicht verloren ging, wurde bald wiedergewonnen, wenn der Frühling die kahlen Weideflächen rasch mit üppigem Grün überzog. Feinde unter der Tierwelt hatten die Bisons wohl nur in den beständig den Herden folgenden Wölfen, welche rudelweise die zurückbleibenden, schwächlichen oder kranken Stücke angriffen und niederrissen, sich aber wohl hüten mußten, den geschlossenen Herden zu nahe zu kommen, besonders Kühen mit Kälbern. Ganze Indianerstämme, wie die Sioux, Omahas, Cheyennes, Comanchen, Crees, Mandaus, Blackfeet, Bloods, Pingans, Assiniboines u. a. m., lebten freilich von den Bisons und jagten sie von altersher, aber sie töteten, wie schon oben erwähnt, meist nicht mehr als sie wirklich brauchten. Anders der weiße Mann, der „zivilisierte" Amerikaner, und die Mischlinge, die sogenannten „half-breeds", unter denen die vom Red River berüchtigt waren. Es liegen zuverlässige Berichte über eine Reihe von Jagdzügen dieser Banden vor, aus denen hervorgeht, daß sie von 1820 bis 1840 nicht weniger als 652275 Bisons erlegten. Während die Indianer eigentlich alle Teile des erbeuteten Wildes verwendeten, trieben die Weißen eine geradezu entsetzliche Raubwirtschaft und Verschwendung mit dem kostbaren Naturprodukt. Der Indianer benutzte das Wildbret des Bisons sowohl frisch als auch getrocknet, sowie, mit Fett, Gewürz, zum Teil auch mit Beeren vermischt, als sogenanntes Pemmikan, eine Art von Winterkonserve. Die Haut lieferte das Material zu Zelten und Kleidern, zu Kanoes, zu Proviantbehältern usw. Stricke, Lassos und Schneeschuhgeflechte wurden aus Hautstreifen geflochten, die Hörner zu allerlei Gebrauchsgegenständen verarbeitet, der trockene Mist in holzarmen Gegenden als Feuerungsmaterial verwendet. Eine derartige Benutzung des Wildes, auf das ja viele Stämme der Rothäute direkt angewiesen waren, kann oder muß man wohl billigen und durchaus rationell nennen. Wie aber ist ein Vorgehen zu bezeichnen, bei dem von tausenden und abertausenden in kurzer Zeit hingemordeten Bisons nur die Häute, allenfalls noch die Zungen verwendet wurden, währende tausende von Zentnern gesunden, wertvollen Wildbrets achtlos liegen gelassen und dem Verderben preisgegeben wurden?! Die erbärmlichste, sinnloseste Metzelei, gedankenloses Verschwenden ungeheurer Werte, gänzliche Verkennung der Folgen solches Verfahrens ist den damaligen Bisonjägern vorzuwerfen, und die amerikanische Regierung machte sich durch Duldung solchen Treibens zum Mitschuldigen. Hat doch selbst ein hervorragender amerikanischer Forscher, Professor Hornaday, geäußert, daß, wenn Amerika eine monarchische Regierungsform gehabt hätte, der

Untergang der Bisons sicher verhindert worden wäre. So aber ließ man alles gehen, wie es ging, und die Folge war, daß nach wenigen Jahrzehnten von den vorher ungezählten Bisons nur ein paar hundert Exemplare ein kümmerliches Dasein fristeten, teils in dem durch seine Naturschönheiten und -merkwürdigkeiten bekannten Yellowstonepark unter dem besonderen Schutz von Streifkommandos der nordamerikanischen Miliz, teils in den unzugänglichsten, ödesten Teilen Kanadas.

Der Untergang des Bisons wurde eingeleitet durch das massenhafte Töten der riesigen Wildrinder zum Zweck der Beschaffung von Fleisch für die beim Bau der Pazifikbahn tätigen Arbeiterarmeen. Allein der als „Buffalo-Bill" bekannte Oberst Cody, der mit einigen Genossen die Fleischlieferung für die in Kansas beschäftigten Eisenbahnarbeiter übernommen hatte, brachte 1867 und 1868 in 18 Monaten 4280 Bisons zur Strecke. Hierbei wurde wenigstens noch das Wildbret der erlegten Tiere verwendet. Mit der zunehmenden Besiedelung des „far West" und dem Anwachsen der Viehzucht fand man aber, daß die Bisonherden dem zahmen Vieh zu viel Weide fortnehmen, und die Farmer schossen daher nach Möglichkeit die Buffaloes ab, oft ohne sie weiter zu benutzen. Endlich kamen findige Köpfe dahinter, daß mit den Häuten ein Geschäft zu machen sei, und jetzt wurden große Jagdzüge ins Werk gesetzt lediglich zur Gewinnung von Häuten und allenfalls Hörnern. Zahlreiche große Firmen entstanden lediglich zwecks Aufkaufs, Zurichtens und Vertreibens von Bisonhäuten; die Bahnen ließen eigene Frachtzüge nur für Häute laufen. Anfangs waren infolge des massenhaften Angebotes die Preise für die Häute, die entweder — und zwar von im Sommer geschossenen Tieren — als Leder oder — von den im Winter erlegten — als Pelzdecken verwendet wurden, außerordentlich gering, zum Teil nur etwa 65 Cents; die letzte 1887 in Texas auf den Markt gebrachte Ladung erzielte aber 10 Dollar pro Stück.

Die Methoden zur Erbeutung des Bisons waren verschieden. Als die am wenigsten weidmännische ist das sogenannte „still hunting" zu bezeichnen, bei der ein einzelner Schütze sich auf gute Schußnähe an eine Herde anschlich, um nun zunächst die Leitkuh zu strecken und dann, begünstigt durch den Stumpfsinn der an Flucht nicht denkenden Tiere, Schuß auf Schuß auf die übrigen Stücke des Rudels abzugeben, wobei es als nichts Ungewöhnliches galt, in einer Stunde 60 Bisons zur Strecke zu bringen. Was im Laufe des Tages nicht abzuhäuten war, blieb einfach liegen — gab es doch Herden genug, die noch vorzunehmen waren. Bei größeren Expeditionen, die nach genau ausgearbeiteten Reglements und mit praktischer Arbeitsteilung vorgingen, waren besondere Leute zum Abhäuten da, die eine große Gewandtheit in diesem Geschäft besaßen. Trotzdem ging es manchmal noch zu langsam und vielfach ließ man die Häute, nachdem geeignete Schnitte in den Kadavern



E. Harold Baynes.

Bisonbulle aus der Corbin-Herde.



A. Schrammen. *Pless, Oberschlesien, April 1908.*

Wisentherde auf den Besitzungen des Fürsten von Pleß.

angebracht und diese letzteren mittels eines leicht in den Boden zu treibenden eisernen Pfahles befestigt waren, durch Pferde gleichsam abreißen. Eine mehr weidmännische, etwas vornehmere und mit Gefahr verbundene Jagdart bestand darin, daß die Jäger auf vorzüglichen Pferden an und zwischen die Herden zu kommen suchten, um vom Sattel aus mit schweren Revolvern das Wild niederzuknallen. Wenn auch die Bisons selbst fast nie zum Angriff übergingen, so gehörte doch ein mutiger, sicherer Reiter zu dieser Art Jagd, da das Terrain oft sehr koupiert, häufig von den Höhlen der Präriehunde und anderer Nager unterminiert war und der sich entwickelnde Staub sowohl den Blicken des Reiters als auch des Pferdes alle Hindernisse und Unebenheiten verdeckte. Dieses Jagen wurde seit langen Zeiten von vielen Indianern betrieben, anfangs mit Lanzen, sowie Pfeil und Bogen, später auch mit Feuerwaffen. Nur alte, angeschossene und vom Rudel getrennte Bullen nahmen öfter den Reiter an, der dann seine ganze Geschicklichkeit im Reiten aufbieten mußte, um der blinden Wut seines Gegners zu entgehen. Auch das Eintreiben ganzer Herden in weite Umzäunungen, „corrals", wurde ausgeführt, besonders von Indianern, und endlich als gemeinste Methode zur Erbeutung des Wildes das Jagen gegen steile Abhänge, von denen die gehetzten Tiere massenweise abstürzten.

Die Hauptvertilgung der Bisons begann, nachdem freilich schon seit Anfang des vorigen Jahrhunderts zahlreiche große Expeditionen mit für die Bisons verhängnisvollem Erfolg gearbeitet hatten, nach 1870, als durch zahlreiche Zweigbahnen die Tätigkeit der Jäger wesentlich erleichtert, die noch immer großen Herden in immer kleinere zerteilt wurden. Die grauenhafte Verwüstung des Bisonbestandes machte sich schon 1873 in einer deutlich wahrnehmbaren Verminderung des Bisons bemerkbar und schon 1875 hatte die sogenannte südliche Herde aufgehört zu existieren. Nur einzelne versprengte kleine Trupps schweiften, noch unablässig verfolgt, ruhelos in den entlegensten Teilen des südwestlichen Kansas umher. Es ist nachgewiesen worden, daß von berufsmäßigen „buffalo-butchers", wie man bezeichnenderweise in Amerika selbst die den Namen Jäger nicht verdienenden Leute nannte, in den drei Jahren 1872 bis 1874 3678730 Bisons getötet wurden.

So war das Schicksal des prächtigen Wildes bald besiegelt. Immer spärlicher waren die Herden und ihre Individuenzahl geworden, die berufsmäßige Jagd lohnte sich seit 1880 nicht mehr. Eine kleine Anzahl von anfänglich etwa 600 Stück wurde im Yellowstonepark unter den Schutz der Regierung gestellt, freilich ohne daß zu verhindern war, daß geldgierige Raubschützen einen Teil der jetzt gewaltig im Wert gestiegenen Tiere doch noch abschossen. Ein Teil der nördlichen Herde, die als solche einige Jahre später der Vernichtung anheimfiel als die südliche, sollte, wie vielfach vermutet wurde, nach Norden auf britisches Gebiet gezogen sein; aber diese

Vermutung erwies sich als irrtümlich. Es gab hier und da Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts noch kleine versprengte Rudel, aber diese wurden, wo man ihrer ansichtig wurde, überall auf das eifrigste verfolgt und 1889 sagte Professor Hornaday in seinem Berichte: „In den Vereinigten Staaten ist der Tod eines Büffels ein solches Ereignis, daß es sofort in den Zeitungen berichtet und überallhin telegraphisch mitgeteilt wird.“ Und doch gibt es noch viele „Jäger“, deren Ehrgeiz nach der Erlegung des „letzten Büffels“ strebt und die immer noch hoffen, auf ein Überbleibsel der letzten wenigen Rudel zu stoßen, die noch in den entlegenen Einöden ruhelos umherschweifen.

In fesselnder Weise läßt Theodor Roosevelt in seinen „Jagden in amerikanischer Wildnis“ den Leser die mannigfaltigsten Abenteuer miterleben, die ein Jagdzug auf Büffel Ende der siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts in der „guten alten Zeit“, wie er sich ausdrückt, mit sich brachte. Als verwegene und tatendurstige Burschen, die auch nicht ein allzu schwerer Geldbeutel in irgendwelcher Weise behinderte, tun sich sein Bruder und Vetter, kaum den Jungenjahren entwachsen, mit einigen anderen zusammen zu einem Jagdzug größeren Stils auf Büffel in Texas. Die Barschaft aller ist mit den nötigsten Anschaffungen, der Pferde und Lastwagen für den Transport von Kochgerät, Munition, Vorräten, bis auf den letzten Heller draufgegangen, so sind sie gezwungen, was die Prärie an Lebensunterhalt nicht selbst bietet, durch Verkauf von Wildhäuten und Wildbret zu verdienen.

Schwere Strapazen in wasserloser Prärie stellen die höchsten Anforderungen an die Jagdleidenschaft der Gefährten, die dabei ständig von rivalisierenden anderen Jagdgesellschaften, von den gefährlichen Comanchen bedroht sind und auch schließlich durch solche Feindschaft ihre ganze Bagage verlieren. Doch ihr Zug geht durch ein wahres Jägerparadies, welches von völlig vertrautem Wilde, Hirschen, Antilopen und Büffeln wimmelt, wo des Nachts die Wölfe das Lager in nächster Nähe umheulen — da ist für den rechten Jäger keine Muße, an Gefahr zu denken.

„Die Büffel waren sehr zahlreich, am ersten Tage wurden 20 erlegt; aber die Herden rasteten nicht und waren immer in Bewegung. Bisweilen konnte man sie vom Lager aus erblicken; ein andermal wieder bedurfte es einer Tagereise, um sie aufzufinden. Es war nicht schwer, sie ausfindig zu machen, — was bei dem Wild des Waldes die größte Mühe macht; denn in der Prärie denkt der Büffel nicht daran, sich zu verbergen, und sein dunkler, zottiger Rumpf ist, soweit das Auge reicht, sichtbar. Bisweilen fand man sie in kleinen Trupps von drei oder vier Stück, bisweilen in Rudeln von ungefähr 200, dann wieder in großen Herden von vielen Tausenden. Häufig begegnete man einzelnen alten Bullen, die aus den



M. Steckel.

Amerikanische Bisons auf den Besitzun



Tatra, August 1902

…e Fürsten Hohenlohe-Oehringen in der Tatra.



E. Harold Baynes.

Bisonbulle aus der Corbin-Herde.

Herden verjagt worden waren. Auf unebenem Gelände, in Hügeln und Schluchten war es nicht besonders schwierig, an dieselben unter Wind heranzukommen; denn obwohl das Witterungsvermögen der Büffel sehr scharf ist, äugen sie doch wegen des überhängenden, aus groben, wirren Haaren bestehenden Stirnschmucks nicht weit in die Ferne. Wenn sie, wie es gewöhnlich der Fall war, in der offenen, welligen Prärie standen, war das Heranbirschen weit schwieriger. Jede Bodenfalte, jede Erhebung, jede Beifußstaude mußte als Deckung benützt werden. Der Jäger wand sich flach auf dem Bauch durch das Gras und schob und zog sich vielleicht eine Viertelmeile weit mit den Zehen und mit den Fingern vorwärts, ohne der stachligen Kakteen zu achten. Wenn er der gewaltigen, ahnungslosen Beute nahe genug war, begann er zu schießen, hielt sich aber noch immer verborgen. Wenn der Wind den Rauch vertrieben und die Büffel den Angreifer immer noch nicht wahrgenommen hatten, pflegten sie oft regungslos und stumpfsinnig stehen zu bleiben, bis viele von ihnen gefallen waren.

Manchmal benahmen sie sich auch, nachdem sie den Mann eräugt hatten, als wären sie verwirrt und entsetzt; sie drängten sich zusammen und starrten die Rauchwolken an; gewöhnlich aber rannten sie in schwerfälligem Galopp davon, sobald sie eine Ahnung hatten, woher ihnen die Gefahr drohte. Wenn sie einmal in Bewegung gekommen waren, so rannten sie viele Meilen weit, ohne Halt zu machen, und es war außerordentlich anstrengend, sie zu Fuß zu verfolgen."

Furchtbar war die Gefahr, in eine Herde fliehender Büffel hineinzugeraten. Wie alle Herdentiere gelegentlich, werden auch die Büffel oft von einer unerklärlichen Panik erfaßt, wobei sie völlig rasend werden und Hals über Kopf von Felsen herab in Flüsse stürzten, von diesen weiter wieder in die Prärie rannten und alles niedertraten, was ihnen in den Weg kam.

„Mein Bruder und mein Vetter befanden sich auf dem Heimweg. Sie stiegen gerade eine der langen, niedrigen Anhöhen hinauf, die die Prärie durchziehen, als sie ein leises, murmelndes, rollendes Geräusch wie fernen Donner vernahmen. — Es wurde immer lauter, und da sie nicht wußten, was es war, eilten sie weiter bis auf die Spitze der Anhöhe. Als sie dieselbe erreichten, blieben sie plötzlich vor Schreck und Überraschung stehen; denn die ganze Prärie vor ihnen war schwarz vor rasend daherstürzenden Büffeln.

Später erfuhren sie, daß zwei andere Jäger vier oder fünf Meilen weiter eine große Herde beschossen und in die Flucht gejagt hatten. Dieser Herde schlossen sich im Laufen andere an, und alle donnerten zusammen daher in unerklärlicher und steigender Angst.

Die überraschten Jäger waren von irgend einem Felsvorsprung oder einem anderen Zufluchtsort weit entfernt, während die gewaltige Herde der

riesigen, heranstürzenden, rasenden Tiere gerade auf sie zukam und keine Viertelmeile mehr entfernt war. Sie kamen heran! Tausende auf Tausende, in einer Front von einer Meile, während die Erde unter ihrem donnernden Galopp erbebte, und als sie näherkamen, schimmerten ihre zottigen Stirnlocken undeutlich durch die Staubwolken, die vom trockenen Boden emporwirbelten. Die beiden Jäger wußten, daß die einzige Hoffnung, ihr Leben zu retten, im Spalten der Herde bestand, welche trotz der breiten Front nicht sehr tief war. Wenn es ihnen nicht gelang, so würden sie unfehlbar zu Tode gestampft werden.

Sie warteten, bis die Tiere dicht herangekommen waren und eröffneten dann, aus vollem Halse schreiend, ein Schnellfeuer aus ihren schweren Hinterladern. Für einen Augenblick schien das Ergebnis zweifelhaft. Die Reihe der Tiere donnerte beständig auf sie zu; als aber zwei oder drei unmittelbar vor ihnen unter ihren Kugeln zusammenbrachen und die Nachbarn derselben sich kräftig anstrengten, um sie zur Seite zu drücken, ging ein heftiges Schwanken durch die Masse. Darauf zeigte sich ein enger, keilförmiger Riß in der Reihe; er wurde breiter, je mehr sie sich näherten und die Büffel, die vor den Feinden vor ihnen zurückschraken, strebten verzweifelt an der gefährlichen Nachbarschaft vorbeizukommen. Das Geschrei und das Schießen wurden verdoppelt; die Jäger erstickten fast in der Staubwolke, durch die hindurch sie sehen konnten, wie der Strom der dunkeln, riesigen Körper in Flintenlänge zu beiden Seiten vorüberflutete. In einem Augenblick war die Gefahr vorüber und die beiden Männer waren allein in der Prärie, unverletzt, aber mit furchtbar aufgeregten Nerven. Die Herde stürzte weiter, dem Horizont entgegen, nur fünf Tiere blieben zurück, die durch Schüsse getötet oder zum Weiterrennen unfähig gemacht waren."

Den Jäger von echtem Schrot und Korn verrät weiterhin die Schilderung, wie Präsident Roosevelt selbst 1889 in Idaho seinen einzigen Büffel, einen mächtigen Bullen, erlegte, wie er bei aller Jagdpassion die Kühe und Kälber schonte, selbst auf die Gefahr hin, im Angesicht des seltenen Wildes, ohne einen Schuß abgegeben zu haben, abziehen zu müssen, und packend ist die Schilderung der wilden Bergszenerie, in der sich die letzten spärlichen Reste des imposanten Wildes gehalten haben:

„Endlich, als wir uns dem Saum einer dieser Lichtungen näherten, bemerkten wir auf der anderen Seite in kaum 50 Meter Entfernung eine Bewegung in den jungen Bäumen. Durch die sichere Deckung blickend, die einige dichte, immergrüne Büsche boten, sahen wir bald drei Bisons, eine Kuh, ein Kalb und einen Jährling, die unter den überhängenden Bäumen auf der anderen Seite der Lichtung gierig ästen; alle wandten dabei die Köpfe hügelaufwärts. Gleich darauf traten hinter ihnen noch eine Kuh und



A. Schrammen. Pless, Oberschlesien, April 1908.

Wisentherde auf den Besitzungen des Fürsten von Pleß.



A. Schrammen. Pless, Oberschlesien, Frühjahr 1907.

Wisentherde auf den Besitzungen des Fürsten von Pleß.

ein Kalb heraus. Ich wollte nicht schießen, sondern wartete auf das Erscheinen des starken Bullens, der, wie ich wußte, bei ihnen stand.

So beobachtete ich einige Minuten lang die starken, schwerfälligen, zottigen Tiere, wie sie völlig ahnungslos auf der Lichtung ästen. Hinter ihnen erhoben sich die schwarzen Fichten. Links von der Lichtung fiel das Gelände ab und bildete den Abhang einer Schlucht; unten in der Tiefe schäumten und donnerten die Wasserfälle; jenseits ragten die gewaltigen Berge empor, die Gipfel gerötet von der untergehenden Sonne. Mit der Aufregung des Jägers mischte sich ein gewisses halbmelancholisches Gefühl, als ich jene Bisons ansah, einen Teil der letzten Überreste eines der Vernichtung anheimgegebenen und fast schon verschwundenen Geschlechts. Fürwahr, nur wenig Menschen haben jetzt oder werden jemals Gelegenheit haben, das mächtigste der Tiere Amerikas in all seiner wilden Kraft, umgeben von der schrecklichen Öde seiner entlegenen Bergheimat, mit Augen zu schauen.

Endlich, als ich schon zu befürchten begann, die anderen könnten uns gewahr werden, erschien auch der Bulle am Rande der Lichtung und blieb mit ausgestrecktem Kopfe stehen, den Hals an einem jungen Baume reibend, der heftig bebte. Ich hielt niedrig, hinter das Blatt und ließ fliegen. Beim Krachen der Büchse machten alle Bisons, ohne auch nur eine Sekunde stehen zu bleiben, wie es das Wild vor Schreck und Überraschung so häufig tut, kehrt und stürmten in fliegender Eile davon. Die jungen Fichten jenseits und unterhalb der Lichtung krachten und schwankten, als ob ein Wirbelwind hindurchführe, und im nächsten Augenblick erreichten sie die Spitze einer sehr steilen Böschung, die dicht mit Geröll und Baumstämmen bedeckt war. Mit sorgloser Schnelligkeit rasten sie hinab; die Sicherheit der Schalen bei den scheinbar so unbeholfenen Tieren war wunderbar. Eine Staubsäule verdunkelte ihren Weg und unter ihrem Schutz verschwanden sie im Walde; aber die Fährte des Bullen bezeichneten Tropfen von Schaum und Schweiß und wir folgten ihr im Trabe. 50 Meter jenseits des Waldrandes fanden wir den riesigen, schwarzen Körper regungslos ausgestreckt. Es war ein herrlicher alter Bulle, noch in der Fülle seiner Kraft, mit starkem, scharfen Gehörn, schwerer Mähne und glänzender Decke und ich empfand die stolzeste Freude, als ich ihn befühlte und prüfte, denn ich hatte eine Trophäe erbeutet, wie sie in Zukunft nur wenige Jäger erringen können."

Heutzutage ist die Jagd auf den amerikanischen Wildbüffel ein seltenes und kostspieliges Vergnügen. Wie sie sich etwa abspielt, schildert Herr von Hagen in Wiesbaden 1906 in der Beilage zur Deutschen Jägerzeitung „Das Weidwerk in Wort und Bild" nach eigenen Erlebnissen auf einem Jagdzug, den er von Ravalli aus unternahm, der Station für die Reservation

13*

der Flatheadindianer in Montana, wo etwa 2000 Indianer einschließlich der Mestizen (Mischlinge von Indianerinnen und Weißen) auf einem Gebiet von etwa 3600 Quadratmeilen von der amerikanischen Regierung angesiedelt worden sind. „Die ungeheure Prärie, welche durch den Flathead River und den Pend O'Reille River zu einem ganz kleinen Teil bewässert und fruchtbar gemacht wird, während der übrige Teil eine große Sandwüste darstellt, ist im Norden und Nordosten von den Mission Rocks, Ausläufern der Rocky Mountains mit Spitzen bis zu 10000 Fuß Höhe, und in den andern Himmelsrichtungen von einem ähnlich hohen Gebirgszuge eingeschlossen. Hier befand sich eine Herde von etwa 200 Bisons, die ein Mestize von den Indianern gekauft hatte, um sie gegen hohes Schußgeld bei Jägern zu verwerten. Von wirklich urwüchsigen Verhältnissen war hier also im Grunde schon keine Rede, denn die Bisons standen, obwohl frei lebend, doch unter Aufsicht und Kontrolle. Aber bei den angegebenen enormen räumlichen Verhältnissen bot die Jagd dieselben Schwierigkeiten und Reize wie in völlig freier Wildbahn. Nach langem Birschen und Suchen, wobei der Jäger mit seinem Führer an steilen, schneebedeckten Abhängen über 2000 Fuß hoch emporkletterte, wurden endlich zwei ziemlich frische Bisonfährten gefunden und mehrere Stunden verfolgt, bis endlich von der Höhe des Gebirges weit unten im Tale vermittelst eines scharfen Glases das Wild entdeckt wurde. Der Abstieg war eine Rutschpartie sondergleichen im Schnee und Geröll, und wenn wir nicht einen alten, trockenen Wasserlauf hätten benützen können, wären die Büffel wohl flüchtig geworden. Im Tale angelangt, ritten wir, geschützt durch eine Bodenerhebung, bis auf etwa 400 Meter an die Büffel heran, und dann konnte ich die beiden prächtigen Stücke Wild, einen Bullen und eine Kuh, durch einen Einschnitt im Gelände beobachten. Ich machte nun meinem Führer begreiflich, daß ich das Anbirschen allein besorgen wolle und stieg trotz seiner Warnung vom Pferde. Ich kroch auf allen Vieren bis auf 200 Meter heran, als der alte Bulle Unrat merkte, das Erdreich zerstampfte und den Kopf und die halbe Schulter nach der Richtung wandte, wo ich auf der Erde lag. Der halbspitze Schuß war mir für das kapitale Stück zu gefährlich, und so kroch ich vorsichtig noch etwa 30 Meter seitwärts, um das von langen zottigen Haaren bedeckte Blatt und das bei dem Büffel sehr tief liegende Herz fassen zu können. Nun wurde der Bulle sehr unruhig, ich stand deshalb auf, mit der Büchse im Anschlag, und in dem Augenblick, wo er den Kopf senkte, um mich anzunehmen, ließ ich fliegen, scharf auf das untere Schulterblatt haltend, denn die Breitseite konnte ich nicht fassen. Die Büchse tat ihre Schuldigkeit, der Bulle brach auf der Stelle zusammen, wo ihn meine Kugel ereilte, und röchelte nur noch im Todeskampfe. Das Geschoß hatte, wie sich später herausstellte, ein



A. Schrammen. *Pless, Oberschlesien, April 1908.*

Wisentherde auf den Besitzungen des Fürsten von Pleß.



A. Schrammen. *Pless, Oberschlesien, Frühjahr 1907.*

Wisentherde auf den Besitzungen des Fürsten von Pleß.

drei Finger breites Loch in das Herz gerissen. Nun mußte die Kuh verjagt werden, weil sie Anstalten machte, uns anzunehmen."

Am Tage danach bemerkten die Jäger wieder vom Gebirge aus, das weite Umschau bot, sechs Bullen. Diese mußten erst lange verfolgt werden, ehe an sie heranzukommen war. Der letzte Anritt geschah im schärfsten Galopp, dann hatte der Jäger die Bisons in einem tiefen Geländeeinschnitt auf 250 Meter vor sich, sprang vom Pferde, lief bis auf 140 Meter an die sechs Stücke heran und streckte das stärkste mit einem sicheren Herzschuß. Das Körpergewicht dieses Bullen wurde auf 1800 Pfund geschätzt, die Länge auf etwa 10, die Höhe auf etwa 5½ Fuß; das Mähnenhaar war etwa 20 Zoll lang. Für die Köpfe und Häute zweier erlegten Bisons mußte Herr von H. außer den Kosten der ganzen Expedition noch 1000 Dollar extra bezahlen, ein Beweis, in welchem Wert jetzt jene Trophäen stehen.

Auf dem gesamten nordamerikanischen Festland leben heutigentags noch gegen 2000 Bisons in mehr oder weniger freiem Zustand, ungefähr die Hälfte davon in Kanada — hier die größte überhaupt noch existierende Herde von gegen 500 Tieren am Peace River —, die andere Hälfte in den Vereinigten Staaten, und zwar die größten Herden in Montana und New-Hampshire, fast alle im Privatbesitz und diese für Geld jedem Jagdreisenden, Ausstopfer, Museum oder Zoologischen Garten verkäuflich. In Anbetracht der großen Gefahr, daß die größeren Herden von irgend einer Seuche befallen und dezimiert werden können, ist die Gründung der „American Bison Society" unter dem Protektorat des Präsidenten Roosevelt wirklich als ein dankenswerter Versuch — wenn auch in letzter Stunde — zu begrüßen, mit dem eine kleine Gemeinde einsichtiger und opferwilliger Leute bezweckt, die Bisonbestände durch Aufkauf der im Privatbesitz befindlichen Tiere und deren Ansiedlung unter Regierungsschutz an geeigneten Örtlichkeiten, wo das ihnen unentbehrliche Büffelgras noch wächst, zu erhalten und den zahllosen in der Vergangenheit von einzelnen wie vom Staat begangenen Freveln und Unterlassungssünden endlich einen Akt der Pietät gegenüberzustellen. Die kanadische Regierung hat schon früher wirksame Schutzgesetze erlassen und im letzten Jahre einen großen Teil der in Montana im Flatheadindianer-Distrikt lebenden Büffel angekauft und auf ihr Gebiet überführen lassen. Amerikanische Sachverständige rühmen die Leichtigkeit der Aufzucht der Bisons — so bleibt immer noch ein schwacher Hoffnungsschimmer, daß das imposante Wild unter tatkräftigerem Schutz sich wieder vermehre und dem amerikanischen Kontinent in seinen meilenweiten, der Kultur noch unzugänglichen Wildnissen sein mit der Geschichte des Landes unlösbar verbundenes Charaktertier erhalten bliebe — bis eben die Kultur auch diese Reservationen überflutet und den Bison ebenso sicher verschwinden machen wird wie die Rothaut, die ihn früher gejagt.

Nicht ohne Interesse ist es, daß man in Amerika wiederholt versucht hat, Bisons zu demestizieren und zum Teil auch mit Hausrindern zu kreuzen, was in einer Anzahl von Fällen geglückt ist, aber doch wohl abgesehen von dem rein wissenschaftlichen Interesse, das solche Kreuzungen erregen, von keinem praktischen Nutzen begleitet war.

Eigentümlich ist es, daß ein ähnliches Schicksal wie der amerikanische Bison auch dessen nächster Verwandter, der europäische Wisent, erlitt. Freilich in so zahllosen Herden ist er nie vorhanden gewesen, wie sein amerikanischer Vetter, aber wie jener ist er der Übermacht des Menschen erlegen, zurückgedrängt aus seinen ehemaligen weiten Gebieten bis auf nachweislich zwei weit voneinander getrennte Verbreitungsinseln, nämlich den großen Wald von Bialowicza und gewisse Teile des Kaukasus.

Über die kaukasischen Wisente wußte man lange Zeit so gut wie gar nichts und weiß man auch jetzt noch nicht sehr viel. Man glaubte eine Zeitlang, daß sie artlich von den seit Jahrhunderten in dem etwa 17 Quadratmeilen großen Walde von Bialowicza in Russisch-Litauen gehegten und daher gut bekannten Wisenten verschieden seien, bis auf Grund von kaukasischem Untersuchungsmaterial die Gleichartigkeit der Wisente in den beiden genannten Gebieten sicher festgestellt wurde. Im Kaukasus finden sich jetzt noch die seltenen Wildrinder im Quellgebiet des Kubanflusses, an der Großen Selentschuga, am Urug und an der Laba, sowie am Maruchagletscher. Im Gegensatz zu seinem amerikanischen Vetter ist der kaukasische Wisent ein ausgesprochener Waldbewohner und hiermit hängen auch andere Abweichungen in der Lebensweise zusammen. Mit großer Geschicklichkeit und Ausdauer bewegen sich die gewaltigen Wildrinder auf dem schwierigsten Hochgebirgsterrain, überwinden gefährliche Pässe und zeigen sich trotz ihrer scheinbaren Schwerfälligkeit als echte Hochgebirgstiere. Mit dem Aufenthalt in ihrer schwer zugänglichen Heimat hängt es denn auch zusammen, daß wir nur wenig direkte Beobachtungen über die kaukasischen Wisente haben. Genauer sind wir über die litauischen unterrichtet. Diese leben als echte Waldtiere, nähren sich hauptsächlich von Pflanzen des Waldes, schälen vielfach Baumrinde, äsen viel Laub und bevorzugen unter den Baumarten die Esche, deren Laub, Rinde und Zweige ihnen gleich angenehm sind. Im Winter gehen sie auch an das ihnen gereichte Heu, während sie außerdem zur Hauptsache auf Rinde und Zweige von Holzgewächsen angewiesen sind. Die Fruchtbarkeit der Wisente ist sehr gering, da im Durchschnitt die Kühe nur alle drei Jahre kalben. Die alten Bullen leben außer der Brunftzeit für sich allein, sind mürrisch, sehr leicht reizbar und daher gefährlich. Ebenso hat man sich vor den Kühen mit ganz jungen Kälbern in acht zu nehmen, da erstere sehr leicht zum Angriff schreiten, auch wenn sie nicht direkt gereizt werden. Die Kämpfe der Stiere zur Paarungszeit ähneln



Büffelherde (Amerikanische Bisons) im Nationalpark von Canada zu Bauff, Alberta.

denen des amerikanischen Bisons, führen aber gelegentlich zum Tode des unterlegenen Streiters. Sonst sind die Tiere im allgemeinen friedlich und dem Menschen gegenüber, dem sie im Bialowiczaer Walde oft genug begegnen, meist harmlos, von den eben genannten Ausnahmen abgesehen. Auf deutschem Boden findet sich übrigens ein kleiner Bestand von Wisenten im Besitz des Herzogs von Pleß und zwar im Walde von Mezerzitz in Schlesien. Hier leben die interessanten Tiere ähnlich wie in Bialowicza, pflanzen sich auch regelmäßig fort, so daß hier und da einzelne Stücke als seltenstes Wild Europas abgeschossen werden können und gelegentlich auch lebende an Zoologische Gärten gelangen.

Was das Äußere des Wisents betrifft, so weicht dies trotz ganz auffälliger Übereinstimmung im Knochenbau nicht unerheblich von dem des amerikanischen Bison ab, was zur Hauptsache auf Verschiedenheiten in der Behaarung beruht. Der europäische Wisent ist viel gleichmäßiger behaart und erscheint daher proportionierter als sein amerikanischer Verwandter. Die Vorderpartie steht in einem besseren Verhältnis zur Beckengegend, der Kopf scheint kleiner, die Hörner länger; die Färbung ist viel gleichmäßiger als beim Bison, kurz das ganze Tier ist deutlich von diesem unterschieden. Immerhin aber ist die nahe Verwandtschaft der europäischen und der amerikanischen Form unleugbar, weshalb beide in einer gemeinsamen Gattung, Bison, untergebracht werden. Gänzlich falsch und jetzt glücklicherweise mehr und mehr ungebräuchlich geworden ist die Bezeichnung „Auerochs" oder „Ur" für den europäischen Wisent. Jener Name kommt einer ausgestorbenen, aber noch in historischen Zeiten bei uns vorhanden gewesenen wilden Rinderart zu, die zum Teil neben dem Wisent existierte, dem sog. „Bos primigenius", der Stammform eines großen Teiles unserer jetzigen Hausrinderrassen und Vertreter einer besonderen Gattung, die durch die flache Stirn, den Ansatz und die Form der langen, schlanken Hörner, von anderen Unterschieden abgesehen, sich leicht von der Gattung Bison trennen läßt.

Wenn oben gesagt wurde, der europäische Wisent habe ein ähnliches Schicksal wie der amerikanische Bison, so ist das leider nur zu wahr. Es ist allerdings weniger Schuld des Menschen als der Verhältnisse, die den Untergang unsers europäischen Wildrindes unweigerlich herbeiführen werden. Die Beschränkung auf enge, isolierte Verbreitungsgebiete läßt die unheilvollen Folgen der fortgesetzten Inzucht mehr und mehr fühlbar werden. Degenerierung der Individuen und Herabsetzung der Fruchtbarkeit arbeiten fortgesetzt an der Vernichtung des stolzen Tiergeschlechtes, von dem es in absehbarer Zeit heißen wird: Es war!

Die Zwergmaus.

Von Hermann Löns.

Quer durch die wohlbestellte Feldmark, die die Talmulde zwischen den waldgekrönten Hügeln ausfüllt, fließt ein Bach. Hier und da beschattet ein Baum seine klare Flut und wo die Ufer steile Wände haben, bollwerkt dichtes Buschwerk, von Hopfen überklettert, von Winden durchwirkt, und bietet vielerlei Getier Unterschlupf und Schutz. Grasmücken und Sumpfrohrsänger, Laubvogel und Goldammer, Hänfling und Zaunkönig bauen dort ihre Nester.

Mitten in dem Gewirre, das die Stengel des Baldrians, die Halme des Bandgrases, die Stiele von Klette und Distel und das Rankenwerk von Hopfen, Klebkraut und Winde bilden, hängt ein Nestchen von Mannesfaustgröße, eirund in der Form, mit dem Schlupfloche seitwärts, locker aus Grasblättern gewirkt und leicht an Halmen und Stengeln befestigt. Wie eins jener Spielnester sieht es aus, die unbeweibt gebliebene, überzählige Zaunkönigmännchen sich bauen, nur ist es lockerer.

Es war kein Vogel, der diese luftige Schaukel webte, die Zwergmaus flocht es sich als Nachtherberge und Kinderwiege. Im Mai, als das Ufergestrüpp sich belaubt hatte und die Stauden ihr Blattwerk entfalteten, kletterte eine winzige, fuchsrote Maus eifrig in dem Gewirr umher, flocht hier zwei Grasblätter zusammen, drehte dort ein anderes um einen Halm, zog noch welche heran, kletterte, das Grasblatt im Mäulchen haltend, einige Male um einen Stengel, bis das Blatt fest gewickelt war, zog und zerrte, bis ein Halm knickte, ein Stengel sich senkte, und schließlich war das Gebälk des Nestes fertig. Dann verschwand das Mäuschen, erschien mit einem welken Grasblatt, fügte es dem Nestgerüste ein und trieb das so lange, bis das Nest fertig war. Zum Beschlusse polsterte es die Höhle mit fein zerschlitzten, watteweichen Hälmchen aus.

Nicht den ganzen Tag arbeitete es an dem Kunstwerke herum, meist in der Morgenfrische und in der Abendkühle, wenn die Blätter geschmeidig waren. Unter Mittag war die Maus verschwunden. In dem Stamme der alten Kopfweide war ein enger Spalt, der sich zu einer kleinen Höhle erweiterte; dort verschlief sie die heißen Stunden. Nachmittags aber und



Douglas English.

Nest der Zwergmaus.



Douglas English. *Vivarium.*

Zwergmaus.

späterhin kletterte sie von Halm zu Halm, von Stengel zu Stengel, hier einen Käfer greifend und ihn mit den scharfen Zähnchen zerraspelnd, dort ein Räupchen hinuntermümmelnd, oder ein keimendes Samenkorn zernagend. Die Graseule, die aus der Puppe schliefte, wurde als fetter Bissen mitgenommen, und das Heupferd, das ihr mit jähem Sprunge vor das ewig schnuppernde Näschen fiel, wurde gefaßt und verschwand in den hastig arbeitenden Nagezähnen.

Manchmal kam auch Besuch. Eine andere Zwergmaus, noch viel hübscher und roter, als sie, und bedeutend schlanker, kletterte ihr schnüffelnd und zwitschernd nach, und dann gab es ein eindringliches Beschnüffeln und Beschnuppern, dem ein zärtliches Betatzeln folgte. Aber wenn das Mausemännchen zu frech wurde, wupps, stürzte sich das dicke Weibchen kopfüber in das Blattgewirr. Hinter ihm her plumpste das Männchen, und es entstand dann am Boden im welken Vorjahrslaube und zwischen den blühenden Taubnesseln ein gewaltiges Geschrille und Geraschel, so daß der Zaunkönig ein erbostes Gezeter erhub. Bei einer solchen verliebten Jagd



Douglas English. *Vivarium.*

Streitende Zwergmäuse.

geschah es dann, daß ein braunes, langes, dünnes Tier unter dem Schwarzdornbusch hervorschoß, das Männchen beim Nackenfelle faßte und mit ihm ebenso schnell verschwand, wie es erschienen war.

Aber am folgenden Tage war schon ein anderes verliebtes Männchen für das, das das Wiesel gefaßt hatte, da, und das Geruschel und Gequieke nahm kein Ende, bis das Käuzchen, das dem scherzhaften Spiele aus der Kopfweide schon lange mit unheildrohenden Blicken zugesehen hatte, das dicke Mäuschen abermals zur Witwe machte. Aber es hatte schnell wieder einen Genossen, mit dem es sich vergnügte; doch als das Pärchen sich einmal zu unbesonnen in dem Gestrüppe über dem Kolke jagte, ließen sich beide in Todesängsten in den Bach fallen, als der Sperber nach ihnen griff. Das Weibchen rettete sich mit Mühe und Not aus der schnellen Flut. Das Männchen riß die Strömung fort, so sehr es auch kämpfte, und als es der Strudel durch das Stauwerk trieb, blitzte es silbern auf, klatschte und spritzte es, und unten zwischen dem Gebälk stand, mit dem Kopfe gegen die Strömung gerichtet und langsam die Schwanzflosse bewegend, die alte,



Douglas English. *Vivarium.*

Zwergmäuse auf Getreideähren.



Douglas English. *Vivarium.*

Zwergmaus, ein Weizenkorn benagend.

zweipfündige Forelle und lauerte auf weitere Beute, während die dreifache Mausewitwe naß und frierend unter einem großen Pestwurzblatte saß und sich den Balg trocken leckte.

Von dieser Zeit ab gingen ihm die Freier aus dem Wege, denn sie merkten, daß es keine Zeit mehr für ein fröhliches Minnespiel in Gras und Buschwerk hatte. So schlüpfte es denn für sich allein umher, bald am Boden, im Moose und Gekräut Räupchen, Käfer und Schnecken, Knospen und Sämereien suchend, bald in den Saubohnen umhersteigend und süße Blattläuse in Menge vertilgend, oder im Weizen auf die großen, grünen Heuschrecken pirschend, oder im Gebüsch die Blüten nach Käfern nachsehend. Mit jedem Tage wurde es dicker und bequemer, aber auch hungriger und frecher, und der goldene Laufkäfer konnte noch so böse seinen stinkenden Mundsaft um sich speien, es half ihm nichts, er mußte den ehrlich erbeuteten Maikäfer fahren lassen und eines seiner roten Beine dazu.

Dann war es einen ganzen Tag verschwunden, und als es wieder zum Vorschein kam, sah es recht schlank und elend aus. In dem Nestchen aber

lagern acht winzige, nackte, rosenrote, blinde, mopsköpfige Mäuschen, die fein und dünn zirpten. Die Mutter wurde nun noch gieriger und frecher. Sie biß die viel größere Brandmaus keck von der erbeuteten Wasserjungfer ab, fing dem Frosch die Motte vor dem Rachen fort, plünderte das Hummelnest und meuchelte den jungen Hänfling, der aus dem Neste gefallen war, trotz des Gezeters der Alten. Aber sie konnte fressen, soviel sie wollte, dicker wurde sie nicht, denn acht Junge wollten gestillt sein.

Sie gediehen aber auch prächtig, die Kleinen, und bald kletterten sie am Neste herum. Der Jüngste fiel dabei gerade dem dicken grünen Frosch vor die Nase und verschwand in dessen großem, rosenrotem Rachen. Späterhin, als die Kleinen sich im Weizen erlustigten, erwischte das Käuzchen eins davon und brachte es seinen wolligen Jungen nach der hohlen Kopfweide. Ein drittes erlitt einen schändlichen Martertod, denn der Dorndreher griff es und spießte es trotz seines Gequiekes auf den Schlehbusch, wo schon sechs Mistkäfer und zwei blanke Laufkäfer zappelten. Das vierte fing der Igel. Die anderen vier aber wuchsen und gediehen, und als der Mohn im Felde sein rotes Banner entrollte, da waren die jungen Zwergmäuse schon großjährig und liebten und ließen sich liebhaben, während ihre Mutter es nicht anders trieb und bald darauf einem zweiten Gehecke das Leben gab. Nur fünf Junge waren es dieses Mal, und nur eines davon blieb am Leben. Das eine turnte so unvorsichtig auf dem Stauwerke entlang, daß die alte Forelle es sich langte; ein anderes meuchelte nächtlicherweile der Maulwurf, als er im Klee nach Raupen suchte; ein drittes hackte die Elster tot und das vorletzte fiel der Krähe zum Opfer. Das letzte aber fing ein Mann und nahm es mit nach seinem Hause, wo er es zu einer wunderhübschen halbwüchsigen Brandmaus setzte. Als er am anderen Morgen seine Gefangenen füttern wollte, saß die Zwergmaus dick und fett in der Ecke und die Brandmaus war zum Drittel aufgefressen.

Die anderen Zwergmäuse draußen zwischen Bach und Feld lebten gute Tage. Um Nahrung brauchten sie keine Sorge haben; Hafer und Gerste reiften, Weizen und Roggen bekamen Milch in die Körner, und überall krimmelte und wimmelte es von fettem Geziefer. Als dann die Sense im Felde klang, war es zwar nicht mehr so herrlich, dort zu leben, denn zu schön hatte es sich in den gelben Halmen geturnt, aber zu knabbern gab es immer noch reichlich, denn das Feld war bestreut mit Körnern und trotz der Feldmäuse blieb für die Zwergmäuse noch genügend davon übrig, und im Uferdickicht war jetzt ein Überfluß von Früchten und Sämereien jeglicher Art.

Eines Tages aber brach das Unheil herein. Es regnete und regnete oben in den Bergen und über Nacht schwoll der Bach, ließ seine Ufer unter sich, stieg hoch in dem Gestrüpp empor und nahm viel Feld ein. Da ging



Douglas English. *Vivarium.*

Zwergmäuse auf Getreideähren.

es den Zwergmäusen schlimm. Viele riß die Flut fort und die Forellen schluckten, bis sie nicht mehr konnten. Die Mäuse, die sich an das Land retteten, griffen der Storch und die Krähe, die Eule und der Sperber, und nur die, die rechtzeitig in die Spitzen der Büsche und in die Kronen der Kopfweiden geklettert waren, kamen mit dem Leben davon, wenn sie nicht der Sturm in das Wasser warf oder die Kälte ihnen den Tod brachte.

Sowie das Hochwasser ablief, flohen alle Zwergmäuse das gefährliche Ufer. Viele eilten nach der großen Dieme, andere suchten in der Feldscheune Unterkunft, wo es von Brand- und Waldmäusen wimmelte und wo auch allerlei Spitzmäuse umherhuschten, wo aber auch Iltis und Igel hausten und die Schleiereule allabendlich umflog. Sonst war es dort aber auszuhalten. Hafer und Roggen lag dort in Garben, Rübensaat und Klee, und vielerlei Ungeziefer kroch in den Winkeln herum oder lag halberstarrt im Mulm. Dort verlebten die Zwergmäuse den Winter, nicht so angenehm, wie den Sommer, aber doch ohne Nahrungssorge. Manche von ihnen griff das Raubgetier, andere erlagen der Mäusepest, ein großer Bestand aber hielt sich noch bis zu jenem schrecklichen Tage im Vorfrühling, der den meisten den Tod brachte und die anderen in das rauhe Märzwetter hineintrieb.

Ein gewaltiger Wagen rumpelte heran, grobe Stimmen wurden laut, alle Türen flogen auf, kalte Luft zog durch die Garben. Immer lauter wurde es in der Scheune, immer kälter zog es in die Verstecke. Dann ging ein Keuchen, Brummen und Summen los, ein Klappern und Rattern. Und mit jeder Stunde wurde es weniger geheuer. Hierhin und dahin flüchteten die Mäuse, um bei Hallo und Geschrei ihr Leben unter genagelten Stiefeln, schweren Holzpantoffeln und Stockstreichen zu lassen oder unter den Zähnen der Hunde, die wie toll hin- und herliefen, um alles, was vier Beine und einen Schwanz hatte, totzubeißen.

Als dann die Garben alle leer gedroschen waren und die Scheune blank war, lagen hunderte von erschlagenen Mäusen im nassen Rasen, Brandmäuse, Waldmäuse, einige Hausmäuse, Zwergmäuse, Haus- und Feldspitzmäuse, auch einige Wanderratten und sogar ein halbes Dutzend Feldmäuse, die sich vor dem letzten Regen in die Scheune geflüchtet hatten; die Krähen konnten eine Woche lang fett leben und der Fuchs kam jeden Abend hier herunter geschlichen.

Im Ufergestrüppe des Baches, in der Feldhecke, in der Fasanerie und wo sonst Buschwerk war, fristeten die ausgetriebenen Mäuse mühsam ihr bißchen Leben, bis der Mai ihnen wieder bessere Tage brachte und sie sich daran machten, ihre Nester zu bauen und dafür zu sorgen, daß ihr Geschlecht erhalten bleibe.

Hausratte und Wanderratte.

Von Martin Braeß.

Ungeziefer! — was die Menschen so nennen, keine Region des weiten Erdenrunds ist reicher als der Orient an solch unangenehmer Gesellschaft; mit freigebiger Hand hat er gespendet von seinem Überfluß nach allen Richtungen der Windrose. Und merkwürdig, gerade die widerlichsten und zudringlichsten Schmarotzer sind erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit nach den Kulturländern des mittleren und westlichen Europa eingewandert — die „alte, gute Zeit" kannte sie noch nicht. Am Ausgang des Mittelalters hielt die niedlichste der Orientalinnen, die Bettgenossin des Menschen, ihren Siegeszug durchs Abendland, und wenn sie auch vielleicht schon in der Ritterzeit hier und da auf einer deutschen Burg, eingeschleppt infolge der Kreuzzüge, ein beschauliches Dasein geführt haben mag, allgemeiner bekannt wurde die Wanze nicht vor der Reformationszeit. Die Küchenschabe wird in Deutschland erst in den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts erwähnt, und die ekelhafteste, in mancher Beziehung sogar gefährliche Bestie, die Wanderratte, gleichfalls eine Orientalin, hat unser Vaterland erst um die Mitte jenes Jahrhunderts mit ihrer Anwesenheit beglückt.

Freilich, einer rattenlosen Zeit scheint Deutschland sich nie erfreut zu haben, wenigstens nicht, seitdem es eingetreten ist in die Geschichte; denn ehe die Wanderratte von Osten her erobernd eindrang, lebte in den Häusern der Städte, in Kellern, Speichern und Dachkammern, ebenso auf den Dörfern, in Stallungen und Wirtschaftsräumen, schon längst ihre kleinere und schlankere, dunkler gefärbte Base, die Hausratte, die es ähnlich trieb zum Ärger der Menschen; und so ist das Amt des Kammerjägers nicht erst eine Schöpfung der Neuzeit. Der ehrenwerte Stand, der sein in doppelter Beziehung verdienstvolles Geschäft allerdings erst dem lieblichen Kleeblatt verdankt, Wanze, Küchenschabe und Wanderratte, hat seine Vorläufer gehabt schon vor vielen Jahrhunderten, allerlei vagabundierendes Gesindel, das sich auf mehr oder weniger magische Künste, unter anderm auch auf die Vertreibung der heimischen Ratte verstand. Der berühmteste dieser fahrenden Gesellen, das war der Rattenfänger von Hameln, der im Jahre des Heils 1284 mit Hilfe seiner Pfeife sämtliche Ratten der kleinen Weserstadt in

den Fluß lockte, daß sie schmählich ertranken, dann aber, als ihm die geizigen Stadtväter den ausbedungenen Lohn vorenthielten, so süße Melodien auf seiner Querpfeife spielte, daß alle Kinder Hamelns ihm folgten in den nahen Koppenberg, der sich geheimnisvoll öffnete und in seinem Innern den ganzen Zug verschwinden ließ. Fern von der Heimat sind sie wieder ans Licht gekommen, weit hinter Österreich und Ungarn, an der türkischen Grenze, im karpathenumgürteten Siebenbürgen. So erklärt sich die dichtende Weise des Volks den Ursprung der Siebenbürger Sachsen.

Auch die Hausratte scheint aus dem Orient, vielleicht mit dem Umweg über Italien, nach Mitteleuropa eingewandert zu sein, wahrscheinlich vor 18 bis 19 Jahrhunderten schon, zur Zeit des römischen Kaisertums; zuverlässige Nachrichten fehlen indessen. Aus einigen wenigen Funden in Böhmen und in mecklenburgischen Pfahlbauten glaubt man sogar schließen zu dürfen, daß diese Ratte schon zur Diluvialzeit in Deutschland hier und da heimisch war. Der erste Tierkundige, der von ihr redet, ist Albertus Magnus (gest. 1280), und dieser späte Termin ihrer Erwähnung in der Literatur mag die Ursache dafür sein, daß eine große Anzahl von Gelehrten — van der Hoeven, Cuvier, Oken, Claus u. a. — diesen Nager erst im Mittelalter nach Europa einwandern lassen. So viel steht jedenfalls fest, daß zur Blütezeit der Minnepoesie die Hausratte in Deutschland überall bekannt war, und daß man in manchen Jahren hier und dort unter der Rattenplage schon viel zu leiden hatte. Wenn kein Mittel half, so suchte man schließlich durch kirchliche Verfluchungsformen den Plagegeistern beizukommen, wie es ja auch den Mäusen, Spitzmäusen und Maikäfern nicht besser erging. Der Bischof von Autin zum Beispiel verhängte im Anfang des 15. Jahrhunderts den Kirchenbann über die Ratten, und in Sondershausen ordnete man sogar einen allgemeinen Buß- und Bettag ihretwegen an.

Mit dem Menschen wanderte dann die Hausratte nach allen Zonen der Erde; zu Lande und zu Wasser folgte sie ihm in jeder Himmelsrichtung. Die Schiffe brachten sie nach den Küsten Amerikas, Australiens und Afrikas, auf alle Inseln der Ozeane, ein böses Geschenk des Verkehrs. So eroberte sich die Hausratte die ganze Welt, die nördlichsten Länder Europas so gut wie die Südspitze Afrikas, den westlichen Erdteil wie den Osten unseres Kontinents und die einsamsten Inseln des Stillen Ozeans. Von den Küsten aber wanderte sie weiter und weiter ins Innere, und nur die menschenleeren Einöden des höchsten Nordens sind es, die unbewohnten Wüsten- und Steppenregionen, denen der Kosmopolit völlig fern geblieben ist.

Ob die europäischen Kulturvölker des Altertums die Hausratte gekannt haben, ist zweifelhaft; die meisten Forscher verneinen es. Im asiatischen Orient aber war sie wahrscheinlich schon in den ältesten Zeiten weit verbreitet, und die Erkenntnis des Zusammenhangs zwischen Ratten (oder Mäusen) und der



Douglas English.

Hausratte, witternd.

Pest scheint uralt zu sein. Die Ratten galten als Heerscharen des göttlichen Pestsenders, ihr massenhaftes Auftreten oder ihre umherliegenden Kadaver als sichere Vorboten der unheilbringenden Seuche. Herodot erzählt von einer Schar „Mäuse", durch die das Heer Sanheribs in die Flucht geschlagen worden sei, und nach den Büchern Samuelis brachten gleichfalls „Mäuse" eine Pestplage ins Land der Philister. Freilich ist es nicht ausgeschlossen, daß unter diesen „Mäusen" in jenen Gegenden nicht die Haus-, sondern bereits die Wanderratte zu verstehen ist, die ihre Urheimat vermutlich in Indien und Persien hat, und wenn Älian erzählt, daß zu manchen Zeiten die „kaspische Maus" in großer Menge einwandere, ohne Furcht die Flüsse durchschwimme und sich dabei mit dem Maul an dem Schwanze der vorderen Genossin festhalte, so darf man diesen Bericht vielleicht mit größerem Recht auf die Wanderratte, als auf die Hausratte beziehen.

Im übrigen Europa aber, so viel steht fest, kannte man die erstere, die große graue Ratte, nicht vor dem Jahre 1727. Pallas ist der erste, der sie als europäisches Tier beschreibt. In ungeheurer Schar setzte sie im

Herbst des genannten Jahres über den breiten Wolgastrom bei Astrachan, und fast zu derselben Zeit verschleppten sie Schiffe aus Indien nach England. So ward Europa von zwei Seiten zugleich, im Osten und im Westen, von dem wanderlustigen Tiere attackiert, und schon die nächsten Jahre lehrten, mit welchem Erfolg. Von einigen Städten ist das Jahr ihres Einzugs bekannt. 1730 erschien der orientalische Eroberer in Englands Hauptstadt, zwei Jahre darauf in den gegenüberliegenden französischen Häfen, 1748 in Paris und seiner Umgebung; 1781 ist er für Quedlinburg, 1783 für Nordhausen nachweisbar, um 1790 in ganz Thüringen schon überaus häufig. Für die östlichen Grenzgebiete Deutschlands, wohin die Wanderratte wie in die zuletzt genannten Orte Mitteldeutschlands auf dem Landwege vordrang, darf das Jahr 1750 als Zeitpunkt ihres ersten Auftretens gelten. Dagegen erscheint sie in Dänemark nicht vor Anfang des 19. Jahrhunderts, ebenso in der Schweiz um das Jahr 1809. Nicht lange mag es gewährt haben, bis bei dem stetig wachsenden Schiffahrtsverkehr auch andre überseeische Länder, sei es direkt von Indien, sei es mittelbar über Europa, mit dem bisher unbekannten Tiere beschenkt wurden, und so ist heute auch die Wanderratte ein Weltbürger in des Wortes wahrster Bedeutung. Ganz Amerika, wo sie zuerst im Jahre 1755 erschien, hat sie erobert, und ebenso gemein ist sie in China, auf den Südseeinseln, wie in den meisten Ländern des schwarzen Erdteils. Auf den Schiffen fühlen sich die Ratten ganz besonders wohl, und es werden wenig Dampfer oder Segler das Weltmeer durchkreuzen, ohne schwarze oder graue Ratten als blinde Passagiere an Bord zu haben. Mit den Warenballen und Kisten lassen sich die Tiere aufs Schiff schleppen, und mit ihnen verlassen sie auch wieder das Fahrzeug. Nur wenn alle Winkel mit Ladung luftdicht gefüllt sind, wie zum Beispiel bei den mit Kopra befrachteten Dampfern, die von den Inseln der Südsee nach Europa laufen, werden die Ratten infolge Luftmangels aus ihren Verstecken herausgetrieben oder kommen in der Tiefe des Schiffs um.

Es ist etwas eigentümliches um den Wandertrieb der Tiere. In manchen wird er periodenweise mächtig; dann wiederholen sich bestimmte Reisen in regelmäßigen Zwischenräumen, wie sie namentlich die Zugvögel und viele Fische unternehmen. Bei andern Tieren aber erwacht die Wanderlust ganz spontan, urplötzlich; riesige Scharen ergreift sie mit unwiderstehlicher Macht, eine Völkerwanderung, die dann mit einem Schlag wieder zum Stillstand kommt, um sich gewöhnlich erst nach langen Zeiträumen von der verschiedensten Dauer zu wiederholen. Seidenschwänze zeigen sich in einzelnen Wintern, und nicht etwa in besonders strengen, in ganzen Schwärmen, Tannenhäher und Kreuzschnäbel; 1863 erfolgte die erste, 1888 die zweite große Masseneinwanderung des zentralasiatischen Steppenhuhns



Douglas English.

Hausratte beim Zurichten von Nestmaterial.

in Deutschland. Aber nicht nur die leichtbeschwingten Vögel werden bisweilen von solch unberechenbarem Wandertrieb erfaßt, sondern auch Säugetiere, an erster Stelle die Nager, ein Umstand, mit dem sicher die weite Verbreitung gerade dieser Tiergruppe zusammenhängt. Hasen und Eichhörnchen, am häufigsten aber Lemminge und Ratten packt bisweilen solche Sehnsucht nach fremden Ländern. Was mag die Ursache sein? In den meisten Fällen ist dieser wunderbare Wandertrieb, der so plötzlich, so regellos erwacht, zurückzuführen auf Ernährungsverhältnisse. Günstige Umstände in der Heimat hatten vielleicht eine starke Vermehrung der genannten Nager, die sich alle durch große Fruchtbarkeit auszeichnen, zur Folge. Plötzlich aber tritt ein Umschwung ein; ungünstige Witterung, anhaltende Dürre sowohl, welche die Ernten vernichtet, wie unaufhörliche Regengüsse, die weite Flächen unter Wasser setzen, erschweren den Tieren die Existenz. Auswandern ist dann das einzige Mittel, das Rettung verspricht; auswandern die allgemeine Losung. Auch irgend eine besondere Störung und Beunruhigung dürfte manche sonst unerklärliche Wanderzüge zur Folge haben.

Jene Invasion der großen grauen Ratte nach Europa im Jahre 1727 wird auf ein Erdbeben in den kaspischen Ländern zurückgeführt. Größere Kanalisierungsarbeiten in alten Stadtvierteln veranlassen gleichfalls die Ratten nicht selten, ihre Wohnsitze aufzugeben und nach neuen Stadtteilen zu wandern. Freilich noch häufiger sind die Fälle, in denen der alte angestammte Wandertrieb dieser Tiere zum Durchbruch kommt, ohne erkennbare Ursache. Dann helfen sich die Menschen mit leeren Vermutungen und abergläubischen Vorstellungen. Die Ratten verlassen nach weit verbreitetem Matrosenglauben das Schiff in der Vorausahnung, daß dieses dem Untergange geweiht sei; sie ziehen aus einem Haus, wenn es einzufallen droht, aus einer Stadt, einem Dorf, wenn Feuersbrunst die Ortschaft vernichten wird oder eine Überschwemmung bevorsteht. Der Däne Pantoppidan, der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Bischof von Bergen und Norwegen war, erzählt, daß kurz bevor diese Stadt abbrannte, die dortigen Ratten — dies muß aber die Haus- oder schwarze Ratte gewesen sein — sich haufenweise teils ins Wasser geworfen, teils über das Gebirge in das nächste Kirchspiel Hammer sich begeben hätten (nach Marshall). Auch Brehm erwähnt einen Heerzug von etwa 1000 Stück Ratten, der an einem frühen Herbstmorgen im Vördenschen beobachtet ward, und Tageszeitungen wie Zeitschriften bringen gar nicht selten mehr oder weniger glaubwürdige Beispiele für diesen seltsamen Wandertrieb der Ratten, den sie durchaus noch nicht aufgegeben haben, obgleich sie der Wohnung des Menschen so innig zugetan sind. Berichte aus längst vergangenen Tagen fabeln aber von Mäuse-(oder Ratten-)Regen, zum Beispiel die „Wunderzeitung von

Mäusen, so in Norwegen aus der Luft auf das Land, ins Wasser, auf die Häuser niedergefallen und geregnet, Anno 1579".

Zwischen dem neuen Eroberer Europas, der Wanderratte, und ihrer alteingesessenen Verwandten, der Hausratte, haben sich nun im Laufe der letzten anderthalb Jahrhunderte die erbittertsten Kämpfe abgespielt, die auch heute noch nicht ganz erloschen sind. Ein Blutbad haben die fremden Horden angerichtet, wo immer sie zusammentrafen mit dem andern langschwänzigen Nager; der Übermacht des stärkeren Gegners mußte dieser erliegen, zu Tode gebissen und dann der Leichnam aufgefressen von den Kannibalen, wie es Sitte ist auch unter manchen unkultivierten Stämmen der Menschen. Der Kampf ums Dasein, in dem der Mächtigere siegt, Bösartigkeit und Gewandtheit, Kampfeslust und Lebenszähigkeit triumphiert, kein zweites Beispiel aus der Tierwelt ist imstande, die Wahrheit der alten Lehre so deutlich zu illustrieren. Das Jahr 1727 war für die Hausratte der Anfang vom Ende; gewehrt hat sie sich gegen die Übermacht, wie das morsche römische Kaiserreich gegen die siegesfroh vordrängenden Germanen — doch vergebens; überall mußte sie weichen dem schrecklichen Feinde. Der kühne Wolgaübergang des orientalischen Rattenheers bezeichnet den furchtbaren Wendepunkt in der Rattengeschichte nicht nur Europas, sondern der ganzen Welt. Die Nibelungen wurden vernichtet von der hunnischen Übermacht trotz verzweifelter Gegenwehr; so starb die Hausratte im Kampfe gegen den mordgierigen Usurpator, der ihr in alle Schlupfwinkel folgte, in die Keller, Kanäle und Schleusen, in die Scheunen, Speicher und Ställe, in die Dachräume, in alle Winkel und Löcher. Der blutige Kampf blieb auch nicht beschränkt auf Europa, wo er begann zu gleicher Zeit im Westen und Osten; er hat sich wiederholt jenseits des Weltmeers, auf dem amerikanischen Kontinent sowohl, wie auch auf all den kleinen Inseln der Südsee, wo der Eroberer ans Land stieg, überall derselbe rattenmordende Krieg. In Deutschland hat er so ziemlich sein Ende erreicht; die Hausratte ist beinahe vernichtet, ihre völlige Ausrottung nur noch eine Frage der Zeit. Die Wanderratte hat Besitz ergriffen von dem Reich, in welchem sich jahrhundertelang die kleinere schwarze Ratte als unumschränkter Herrscher fühlte, ja sie hat bei der noch größeren Lebensenergie, die ihrem Geschlechte eigen, die Grenzen dieses Reiches sogar erweitert und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt dessen Einwohnerzahl vermehrt — ins Ungeheure.

Kläglich erscheinen die wenigen Reste der Hausratten, die sich heute in Deutschland noch finden, im Vergleich zu der ausgebreiteten Herrschaft, der sie sich freuten in den Tagen der Väter. Und nicht ist's, wie so oft im Kampfe der Menschen, wo ein Stamm aufgeht im andern, wo der Besiegte nicht selten dem Sieger den Stempel seines Geistes, seines Charakters aufdrückt, wo sein Blut den Urenkeln des Überwinders noch jahrtausendelang



Douglas English.

Hausratte in Verteidigungsstellung.





Douglas English.

Hausratte, sichernd.

in den Adern rollt. Nein, unvermischt hat sich das Geschlecht der Wanderratte erhalten, verschmäht hat es jede Gemeinschaft mit dem schwächeren Gegner; nur Angriff und Kampf, sonst keine Berührung! In den Magen des Siegers gehört das Blut des bewältigten Feindes, nicht soll es pulsieren im Herzen der Kinder! Bastarde gibt's nicht. Auffressen, so heißt die einzige Losung, doch nicht aus Liebe! Vernichten, völlig vernichten! Im Osten Deutschlands ist's schon erreicht, da entbrannte der Kampf ja zuerst; nur in Frankfurt a. d. O. soll sich die Hausratte noch vereinzelt finden, dann weiter nach Westen zu an einigen Orten, zum Beispiel bei Crimmitschau in Sachsen, in Thüringen, in Westfalen und besonders am Rhein, wie zu Mörs, Köln und Straßburg. In Amerika ist sie heute noch häufiger als in Deutschland, aber auch dort sind die Tage ihrer Herrschaft gezählt; überall wird sie von der stärkeren Wanderratte verdrängt, wie der Indianer von der Rasse der Weißen.

Beide Rattenarten sind sich in ihren Lebensgewohnheiten außerordentlich ähnlich — derselbe Aufenthalt, dieselben Nahrungsmittel, die gleiche, ans

Fabelhafte grenzende Vermehrungsfähigkeit — daher notgedrungen die Konkurrenz, der rücksichtslose Kampf ums Dasein, der gar nicht anders enden konnte, als mit der Vernichtung des schwächeren Gegners. Und dieser ist in jeder Beziehung die Hausratte. Sie wird von ihrer Feindin ungefähr um $1/3$ der Körperlänge übertroffen; das Skelett, die Muskulatur, namentlich aber das Gebiß mit den vier starken Schneidezähnen, die kahlen Füße und die krallenbewaffneten Zehen — alles dies ist bei der Wanderratte entsprechend kräftiger, und nur der dünnbehaarte, mit ungefähr 250 Schuppenringen besetzte Schwanz, sowie die Ohrmuschel — Organe, die, wenn sie im Kampfe ums Dasein überhaupt in Betracht kommen, eher hinderlich sind, als vorteilhaft — erreichen bei der Hausratte bedeutendere Länge. Neben der Größe bildet die abweichende Haarfarbe den Hauptunterschied der beiden Arten. Die Hausratte ist ziemlich einfarbig grauschwarz, mit einem schillernden grünlichen Anflug, am Bauch kaum ein wenig heller als am Rücken; der Pelz der Wanderratte aber zeigt deutlich zwei Farben: die Oberseite bräunlichgrau mit einem dunkeln Längsstreifen, Brust und Bauch dagegen ganz licht, fast weiß. Diese scharf abgesetzte helle Färbung der Unterseite, welche die Wanderratte mit den meisten Säugetieren unsrer Heimat gemein hat, mit Hasen, Mardern, Wieseln, Acker-, Wühlmäusen u. a., gereicht dem Tiere zum Schutz; denn durch den Schatten der niedrig über dem Boden dahinhuschenden Wanderratte erscheinen Unterleib und Seitenteile dunkler, als sie tatsächlich sind, so daß das ganze Tier eingehüllt ist in ein gleichmäßig erdfarbenes Braungrau, während infolge des einfach grauschwarzen Kleides der Hausratte die beschattete Unterseite weit dunkler aussieht, als der Rücken, wodurch sich diese Ratte scharf von der Umgebung abhebt, gewiß auch ein Nachteil im Kampfe ums Dasein. Dazu ist das Geschlecht der großen Wanderratte durch die beschwerlichen Märsche, befreit von allen Schwächlingen, die beim Übersetzen der Ströme ertranken, oder die sich erwischen ließen von ihren natürlichen Feinden, Fuchs, Marder und Habicht, mutiger noch, tapfrer und listiger geworden, als die Sippe der Hausratte, die sich jahrhundertelang einer gesicherten Wohnung erfreute und ein Leben führte im Überfluß. Der starke, rücksichtslose Angreifer mußte den schwachen Verteidiger erwürgen.

Unsichtbar dem Auge des Menschen, vollzog sich dieser furchtbare Kampf zunächst im Dunkel von Kellern und unterirdischen Gewölben, in Abzugsgräben und Kanälen, in Senkgruben und Schleusen; denn diese seine feuchten Lieblingsplätze unter der Erde suchte der orientalische Eindringling zuerst zu erobern. Dann stieg er empor zu den Dachböden, Speichern und Kornkammern. Aber auch andere Plätze nahm er ein, welche die Hausratte, die anhängliche Freundin menschlicher Wohnungen, bisher verschmäht hatte, Schlupfwinkel an den Ufern träger Gewässer wie an der Küste des Meeres,

im Garten und ausnahmsweise wohl auch im Feld, wo sie sich Löcher graben wie Mäuse und Hamster. Ja in neuerer Zeit hat man auf Neuseeland wie auf den Scillyinseln beobachtet, daß die Ratte den Menschen verläßt und sich am Strande ansiedelt, um hier von Fischen, Krabben und Muscheln zu leben. Und nicht nur Räume, die leicht zugänglich sind, erobern die Ratten; kein Schloß und kein Riegel, kein Tor, kein Pfosten schützt vor dem lästigen Hausfreund. Eichene Bohlen durchnagt der scharfe, meißelförmige Zahn, den Ziegel zermahlt er zu Staub und Mehl, selbst die mit Kalk verkitteten Fugen zwischen den Steinen lockern und weiten die Tiere. Nur Zementwände und Glasscherben im Gemäuer, das ist die einzige Schutzwehr des Menschen, die ihrem Wühlen und Nagen dauernd Widerstand leistet.

Noch weniger als in der Wohnung sind die Ratten wählerisch in ihren Ansprüchen an die Nahrung; beide Arten Allesfresser in des Wortes weitgehendster Bedeutung. Was der Mensch genießt, ist ihnen willkommen und manches andere dazu. Wohl hat Mutter Natur die Ratte zunächst zum Fruchtfresser geschaffen, wie die meisten der Nagetiere; gewisse Einrichtungen ihres Verdauungsapparates weisen darauf hin, namentlich aber das Gebiß. Die Fangzähne fehlen, und die Backenzähne — drei an der Zahl jederseits oben und unten — sind stark bewurzelt und mit höckrigen Kronen versehen, so recht zum Zermahlen von Körnern. Aber im Kampfe ums Dasein und in engster Berührung mit seinem unfreiwilligen Schutzherrn, dem Menschen, ist die Ratte zum Allesfresser geworden. Getreide und Obst, Kartoffeln und Rüben, Kraut, Kohl- und Salatblätter, Fleisch, Wurst und Speck, Eier und Mehl, Semmel und Brot, Milch und Honig, jeder Überrest menschlicher Mahlzeit, der schmutzigste Abfall, kurz alles, was im Haushalt als Rohstoff in die Küche kommt und was die fleißige Hand der Köchin bereitet, willkommen ist es der unersättlichen Freßgier des schädlichen Nagers. Aber auch scheinbar unverdauliche Stoffe sind allen Ratten recht, wenn es sein muß: Horn und Leder, Baumrinde und Holz, Lappen aus Wolle und Leinen, Bindfaden, Stroh und dergleichen. Dazu überfallen sie, Raubtieren gleich, auch lebende Wesen, und beschleichen sie in hinterlistiger Weise. Besonders die Jungen des Hofgeflügels, junge Hühnchen, Gänse und Enten, auch die Tauben im Schlage, sind nicht sicher vor den Nachstellungen der lüsternen Ratten. Selbst im Wasser verstehen sie das junge Entchen am Fuße zu packen und zu ersäufen. Gemästete Gänse und Schweine fressen sie an bei lebendigem Leib, Truten, die fest auf den Eiern sitzen, ebenso die Kaninchen im Stall. Säuglinge, die sich nicht wehren konnten, sind wiederholt schon Opfer von Ratten geworden, und menschliche Leichen haben die Unersättlichen oftmals angefressen, wie den Kadaver jedes Tiers, zu dem sie gelangen. Es sind Fälle bekannt, daß Unglückliche, die sich in

15*

den Katakomben von Paris verirrt hatten, ebenso in dem Schleusen- und Kanalsystem Londons, von Ratten getötet und angefressen wurden. In und um Paris gab es vor einem halben Jahrhundert Ratten in Unmenge; in einem Schlachthause erschlug man innerhalb vier Wochen 16000 Stück, und während einer einzigen Nacht verzehrten in einer Abdeckerei die Ratten 35 Pferdekadaver bis auf die Knochen. Dabei darf keine Genossin der andern trauen; wenn Schmalhans Küchenmeister, fallen sie im Sprung übereinander her, meist mehrere vereint über den schwächeren Kameraden. Wo Ratten sich stärker als gewöhnlich vermehren, z. B. in alten Häusern an Kanälen, besonders in Hafenstädten, werden sie zu einer furchtbaren Plage. In den Kellerräumen haben sie freies Spiel, unter den Fußböden raschelt's, auf den Stiegen spaziert es einher treppauf und treppab, in den Dachkammern jagt es in toller Lust des Nachts und am Tage, und nichts verschont der ewig nagende Zahn.

Unzählig die Mittel, die man anwendet zur Verfolgung des Ungeziefers. Namentlich werden Giftbrocken ausgestreut an den Lieblingsorten; doch das bleibt immer gefährlich für Menschen und Haustiere. Die gequälten Ratten erbrechen das vergiftete Fleisch oder den mit arseniger Säure bestrichenen Fisch und vergiften so leicht das Getreide im Speicher, die Kartoffeln im Keller; auch verschleppen sie wohl den gefährlichen Köder an Orte, die zugänglich sind für Hund und für Katze oder für das Geflügel des Hofs. Auch eine Mischung von Malz und ungelöschtem Kalk setzt man der Rattengesellschaft vor — als Henkersmahlzeit; denn wenn sie drauf trinken, wird ihr Tod herbeigeführt, sobald sie so viel Wasser aufnehmen, als erforderlich ist zum Löschen des Kalkes. (?) Im Freien dient Schwefelkohlenstoff, in geschlossenen Räumen Pyktolin zu ihrer Vernichtung, auch stark kohlenoxydhaltiges Generatorgas und Meerzwiebelpräparate hat man mit Erfolg angewandt, und wie gegen die Mäuseplage, so hat man auch gegen die Ratten einen bestimmten Bazillus zu Hilfe gerufen, mit dem man ein paar Gefangene infiziert, die man dann laufen läßt. Dutzende von Rattenfallen gibt es, die das lästige Tier tot oder lebendig dem Menschen ausliefern; aber nur schade, die Ratten sind klug, und auch die best ersonnene Falle fängt doch nur anfangs einzelne der heillosen Bande. Wer das Schicksal der gefangenen Genossin gesehen, wagt sich trotz nagenden Hungers nicht an den lockenden Bissen; ebenso bleiben die Giftbrocken, sobald nur einige Ratten an ihnen krepiert sind, unberührt von den andern. Lenz beschreibt eine seltsame Rattenfalle, eine Art Burgverließ; unrettbar verloren, wer hinabstürzt in diese Kammer des Todes. Eine anderthalb Meter tiefe Grube wird an einer besuchten Gangstraße der Ratten, z. B. zwischen Ställen oder Wirtschaftsgebäuden so angelegt, daß sie sich nach oben verengert, die Wände also nach allen Seiten überhängen



Douglas English.

Hausratte, nagend.

und ein Emporklettern der hinabgefallenen Ratten unmöglich machen. Boden und Wände werden mit Steinplatten bekleidet. Als Köder dient geschmolzenes Fett, verdünnter Honig u. a., womit man den Boden bestreicht, auch ein enghalsiges tönernes Gefäß mit Getreide und gebratenem Speck wird auf den Grund der Grube gestellt. Dann überläßt man das Ganze sich selbst. Honig und Speck und Käse, wie herrlich das duftet dem schnuppernden Näschen; lüstern springt die erste Ratte hinab. Bald mattet sie sich ab vor Hunger, denn der Duft macht nicht satt. Da stürzt eine zweite von oben hernieder. Sofort ein Kampf auf Leben und Tod; der Schwächere muß unterliegen, und sein Leib erhält dem Sieger vielleicht das Dasein solange, bis die nächste Ratte herabstürzt, ihm Tod bringend oder neue Galgenfrist: immer der Schwächere wird vom Stärkeren überwältigt und aufgefressen. Aber ins Infinitum geht's nicht; nach kurzer Zeit sind die Ratten gewitzigt und meiden den verdächtigen Ort.

Die mächtigsten Bundesgenossen des Menschen im Kampfe gegen die Ratten, das sind Hunde und Katzen, auf dem Lande außerdem Iltis und Wiesel, auch die nächtliche Eule. Aber nicht jeder Hund, nicht jede Katze wagt sich an Ratten, die sich nicht so leicht packen lassen wie ein unschuldig Mäuslein, sondern geschickt sich zur Wehr setzen und ihr Leben so teuer verkaufen als möglich. Unter den Hunden erfreut sich der rauhhaarige Pinscher, der „Schnauzer", des besten Rufs als schneidiger Rattenvertilger; den Ehrennamen „Rattler" hat er erhalten; stolz darf er ihn führen, wie des Kaisers Tiberius Neffe und Adoptivsohn die Ehrenbezeichnung „Germanicus". Hinter der fliehenden Ratte jagt „Schnauzerl" dahin wie der Sturmwind, und mit sicherem Griff faßt er sie im Genick; ein kurzer Aufschrei des Nagers, sein Lebenslicht ist schon erloschen. Oder der Hund sitzt lauernd am Loch, in dem die Ratte verschwand. Endlich raschelt es wieder unter dem Pfosten; schnuppernd schaut das spitze Gesicht mit den langen Schnurrhaaren aus der Höhlung hervor. Alle Muskeln des Hunds sind gespannt, nicht das leiseste Zucken. Dann springt die Ratte in kühnem Satz nach dem Winkel, wo Rüben liegen im Keller und Kartoffeln für den Winter als Vorrat. Aber Schnauzel hinter ihr her. Doch der Sprung verfehlte diesmal sein Ziel. Im Nu sitzt die Ratte auf den Hinterfüßen, den Schwanz mit als Stütze benutzend, und fauchend fährt sie mit scharfem Zahn dem Feind nach der Nase, daß das Blut fließt aus tief klaffender Wunde. Aber fliehen vor einer Ratte, warum heißt man mich „Rattler"! Und mit kräftigem Biß faßt der Hund den Nager am Halse, daß ihm der Atem vergeht. Mächtig schüttelt er ihn und schlägt mit dem Leib des sterbenden Gegners den Boden. Dann verläßt er befriedigt das Schlachtfeld, die blutende Nase sich leckend. Auch Foxterriers sind scharf auf Ratten, desgleichen die Mehrzahl der Teckel, die ihnen folgen in manchen unter-

irdischen Gang, um die Verhaßten zu würgen. Katzen, die Ratten fangen, sind selten und darum wertvoll. In Stall und in Scheuer, in Kammer und Keller schleicht Hinz, der Erzfeind der langschwänzigen Nager, umher; unhörbar, kein Laut, keine Bewegung verrät ihn. In den dunkelsten Winkel, in jede finstere Höhlung leuchten die grünlichen Augen des Katers. Wehe, wenn er der Ratte den einzigen Ausweg verlegt, dann ist sie verloren; die spitzen Klauen, die scharfen Zähne lassen sie freiwillig nicht wieder entwischen, wie so oft das zu Tode geängstete Mäuslein, mit dem selbst ältere Katzen noch spielen, ehe sie's würgen. Oder draußen im Hof, wo die Ratten verkehren zwischen den Wirtschaftsgebäuden und Ställen, da kauert die Katze, um in kühnem Sprung das arglose Opfer zu packen. Selten nur reißt es sich los, und gelingt es der Ratte, nur ein Loch in der Nähe kann sie retten oder ein Wasser. Denn im Schwimmen leistet sie großes, und im Tauchen ist sie geschickt, als sei sie für dies Element geschaffen. Hurtig durchschwimmt sie den Fluß oder Graben, den Kopf hält sie über dem Wasser empor. Wie ein Hund rudert sie kräftig und schnell; ohne Mühe wie's scheint, und ohne Erschöpfung erreicht sie das rettende Ufer. Auch hinab kann sie tauchen zum Grund, wenn sie den Angriff fürchtet von einem gefiederten Räuber, und in der Tiefe sich vorwärtsbewegen, halb schwimmend, halb laufend, um an anderer Stelle das Luft schnappende Näschen über den Spiegel des Wassers zu heben und dann von neuem zu tauchen. Besonders die Wanderratte ist's, die solche Künste versteht; wie hätte sie sonst all die Flüsse überwinden können, die sie traf auf der weiten Reise vom Orient nach dem Westen. Auch auf manche Insel mag sie durch das Scheitern eines Schiffes gelangt sein, von dessen Wrack sie sich nach der Küste rettete durch ihre Schwimmkunst. Aber auch ihre Base, die Hausratte, scheut sich nicht vor dem Wasser, nur ermattet sie früher im Schwimmen und Tauchen.

Auch unter seinen Feinden hat der Landmann Bundesgenossen gegen die Ratten: Iltis und Wiesel. Wo sie verkehren, ist's aus mit der ganzen Rattengesellschaft, denn die blutgierigen Räuber folgen der lästigen Bande in jeden Winkel; auch das engste Loch, in dem eine Ratte verschwindet, weit ist es noch für das geschmeidige Wiesel. Aber freilich ein Iltis im Haus ist fürs Geflügel unheimlich als Gast; die Schleiereule, die am Glockenturm brütet, unter dem Kirchdach, im Gemäuer von Schlössern und andern hohen Gebäuden, ist dagegen ein ungefährlicher Nachbar. In der Dämmerung und in der Stille der Nacht, wenn Ratten und Mäuse auf heimlichem Streifzug, da fliegt sie mit lautloser Schwinge herbei nach den Gärten, Wiesen und Feldern, auch in die Höfe, und schlägt ihre Krallen in den Rücken des Beutetiers; unter der Wucht des hakigen Schnabels stirbt Ratte wie Maus.



Douglas English.

Wanderratte, nagend.

Die Paarung der Ratten geht unter lautem Lärm und Gequieke vor sich; denn die Männchen führen erbitterte Kämpfe um die Gunst der weiblichen Tiere. Von einer wahren Geschlechtswut scheinen sie bisweilen befallen zu werden; stundenlang lassen sie dann nicht ab von dem Weibchen, jede Minute den Begattungsakt wiederholend. Dabei beißt ein Männchen das andere weg; von Einehe ist nicht die Rede. Jedes Weibchen einer Gesellschaft gehört schließlich allen, die Mut und Kraft haben, mit dem brünstigen Gegner es aufzunehmen. Jedes Männchen überfällt jedes Weibchen; die tollsten Orgien werden gefeiert. Ehestand und Pflichten des Vaters, das ist im Geschlechtsleben der Ratten ein unbekannt Ding. Nur die Mutter nimmt's ernst mit der Sorge um ihre Sprößlinge. Drei Wochen geht das Weibchen der Wanderratte tragend, das der Hausratte um ein oder zwei Tage länger. Gegen Ende der Zeit bereitet sich die angehende Mutter ein warmes Lager aus Heu, Stroh, Lappen und dergleichen in irgend einem ruhigen Winkel, in dem sie sicher zu sein glaubt vor den zahlreichen Feinden. Zu diesen muß die gebärende Mutter selbst jede Ratte

ihrer Art zählen; denn nichts wird verschont von deren unersättlicher Freßgier, auch die Jungen nicht, zu denen vielleicht gerade der Mörder der Vater — doch wer kann es wissen! Hier im versteckten Lager bringt die Alte ihre winzigen Jungen zur Welt, bald wenige nur, vier oder fünf, bald aber viele, ein ganzes Dutzend oder noch mehr; bis 22 Kinder hat man gezählt — alle Achtung vor solch einer Leistung! Die Durchschnittszahl dürfte allerdings sieben kaum überschreiten; denn selbst zwölf junge Ratten auf einmal gehört schon bei weitem mehr zu den Ausnahmen, als unter die gewöhnliche Regel.

Ebenso verschieden wie die Menge des Nachwuchses ist die jährliche Anzahl der Würfe. Das Wochenbett drei- oder viermal im Jahr zu wiederholen, ist das geringste — selbst die jüngste der Rattenmutter, der die Sache noch neu ist, bringt's fertig; ja sechs- oder siebenmal ist noch keine außergewöhnliche Leistung, zehn Würfe im Jahr sind schon beobachtet worden. Dazu werden die Jungen bereits nach $2^1/_2$ Monaten etwa, wenn sie kaum ausgewachsen sind, geschlechtsreif, und eine Mutter, die hundert Tage zählt, ist nichts Seltenes. Ein Rattenfräulein, das heute heiratet, in vier Monaten schon wird sie Anspruch erheben können auf den Ehrentitel Großmama, wenn alles gut geht. Bei den wilden Kaninchen, deren Fruchtbarkeit ja gleich der der Ratten sprichwörtlich geworden, dauert's wenigstens noch einmal so lang, und doch soll es ein Pärchen dieser waldbewohnenden Nager auf eine Nachkommenschaft von $1^1/_4$ Millionen bringen können in der kurzen Spanne Zeit von vier Jahren. Diese Zahl würde für ein Rattenpaar zu wirklich unheimlicher Größe anwachsen — natürlich nur auf dem Papier; denn der Feinde sind viele, und vielleicht werden noch einmal so viel Junge geboren, als das Licht des Tages wirklich erblicken.

Winzige hilflose Geschöpfchen, blind noch und nackt, sind die eben geworfenen Ratten; sie suchen die Zitzen der Mutter auf, die sie ihnen reicht, langhingestreckt im wärmenden Lager. Für all die Kleinen hat die Natur gesorgt, falls ihre Menge die normale Zahl nicht allzusehr überschreitet; denn von der Brust an bis zur Leistengegend der Mutter reiht sich Milchdrüse an Milchdrüse, ein ganzes Dutzend, jede mit einer Zitze, so daß also gleichzeitig zwölf der winzigen fleischfarbenen Wesen saugen können nach Herzenslust. In einer Woche etwa sind die feinen Härchen bereits so weit gesprossen, daß sie die Tierchen in zarten grauen Flaum hüllen, und wieder nach einer Woche werden die Kleinen sehend. Dann beginnen sie schon freier sich zu bewegen, piepen und quietschen schon kräftig, spielen und necken sich und fangen nach ihrem Schwänzchen und dem Schwänzchen der andern. Treu sorgt die Alte für sie; Muttermilch ist noch immer die hauptsächliche Nahrung der Kinder, doch trägt ihnen die Mutter auch schon frühzeitig mancherlei Futter herbei.



Douglas English.

Wanderratte.

Naht sich dem glücklichen Winkel eine andere Ratte, so deckt die Alte mit ihrem Leibe die Kleinen, und fauchend vor Wut zeigt sie dem Gegner die Zähne. Mit jedem Feind nimmt sie's auf und opfert ihr Leben — Mutterliebe auch bei der verachteten Ratte! Wird der Frieden des Nestes öfters gestört, so nimmt die besorgte Alte die Kleinen gar behutsam ins Schnäuzchen, eins nach dem andern, und trägt sie in einen Winkel, der ihr sichrer erscheint, ganz wie die Katze es macht, wenn sie Gefahr fürchtet für die hilflosen Jungen. Naht dann der Feind am folgenden Tage, leer ist das Nest, ausgeflogen die Brut, im neuen Versteck liegt die Ratte und säugt ihre Kleinen — Mutterliebe, gepaart mit Klugheit und List, triumphiert selbst über den gewaltigsten Gegner.

Drei Wochen alt, haben die jungen Ratten die Größe etwa von Hausmäusen. Noch immer saugen sie gern an der Alten, doch bekommen sie auch schon derbere Speise, was sich gerade bietet in der Nähe des Schlupfwinkels, Rüben und Obst, Kartoffeln, Getreide. Auf Schritt und auf Tritt begleiten sie ihre Mutter, bald spielend, bald nagend an der aufgefundenen Speise, bald wieder saugend an der dargebotenen Zitze. Vier Wochen sind die Jungen alt, wenn sie ernstlich entwöhnt werden; dann beißt sie die Alte weg, wenn sie begehrlich sich nahen: sucht eure Nahrung euch selbst! Die Muttergefühle sind nun erloschen, bald kennt keins mehr das andere, die Alte nicht mehr die Kinder, und diese nicht mehr ihre Mutter. Auch die Geschwister untereinander entfremden sich schnell; wie rasch ist's vergessen, daß dasselbe Nestchen sie barg, daß eins sich wärmte am andern. Jedes geht jetzt für sich seinen Weg, nur bedacht auf Speise und Sicherheit. Jüngling und Jungfrau wird schnell aus den Kindern, und Vater- und Mutterfreuden, wie bald ist's erreicht! Und die Alte? Kaum sind die Kinder entwöhnt, so mischt sie sich wieder unter die andern Ratten ihres Reviers, und der Kreislauf des Lebens beginnt nun von neuem: Hochzeitsfeier, frohe Hoffnung, Wochenbett und Aufzucht der Kinder. „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde!“ An Menschen wie Tiere ist es gerichtet, dies Wort; vielleicht sind's die Ratten, die es am treusten erfüllen.

Über die Ratten ist viel gefabelt worden — nur zu natürlich: das enge Verhältnis, in dem sie zum Menschen stehen, und dazu ihr verborgenes unheimliches Wesen und Treiben im Dunkel der Keller, zwischen altem Gerümpel nicht bewohnter Räume unter dem Dach, ihr bisweilen so plötzliches Auftreten in Massen und ebenso ihr unerklärliches Auswandern: dies alles mußte Veranlassung geben zu mancherlei abergläubischen Vorstellungen, deren interessanteste die Fabel vom Rattenkönig ist, da man ihr ein wissenschaftliches Mäntelchen umgehängt hat. Es soll eine Riesin ihres Geschlechts sein, der die Ratten eines weiten Reviers als Untertanen gehorchen. Wer diesen König erschlägt, der bringt auch all die Ratten, die zu dessen Herrschaft

gehören, in seine Gewalt; denn aus der Wirbelsäule des Rattenkönigs kann man sich jene wunderbaren Pfeifen herstellen, deren Tönen die Ratten folgen müssen, wie weiland dem Rattenfänger von Hameln. So wenigstens glaubte man noch zu den Zeiten des alten Gesner. Aber auch der lebendige Thron jenes Herrschers wird kurzweg als Rattenkönig bezeichnet. In manchen „Natur- und Materialienkammern" vergangener Zeiten wurden solche Rattenkönige aufbewahrt, und dieser oder jener aus dem fahrenden Volk mag der leichtgläubigen Menge manchen Obolus entlockt haben, wenn er das seltsame „Naturspiel" zur Schau stellte. Auch heute noch besitzt manches Museum seinen Rattenkönig, wenn auch vielleicht versteckt in einem verborgenen Winkel; denn es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß man es hier mit einem Artefakt zu tun hat, ähnlich dem Hasen, der ein Rehgehörn auf der Stirn trägt, und andern wunderbaren Dingen, an denen man in den Tagen der Väter seine Freude hatte.

Was man in diesem zweiten Sinne Rattenkönig nennt, das besteht aus einer größeren oder kleineren Anzahl von Ratten, die alle mit den Schwänzen zusammengewachsen und verknotet sind, in der Art, daß ihre Körper strahlig nach außen sich wenden, die Köpfe an der Peripherie, die Verwachsungsstelle der Schwänze im Zentrum. Unter solchen Verhältnissen kann sich die Rattengesellschaft natürlich kaum vom Flecke bewegen und ist auf die Mildherzigkeit ihrer Genossen angewiesen, die ihnen die nötige Speise bringen sollen. Schon dies ist sehr unwahrscheinlich. Den wehrlosen Gefährten überfallen die Ratten und fressen ihn auf; daß sie fremde Junge großziehen, wie man es namentlich in der Vogelwelt nicht selten beobachtet hat, dürfte möglicherweise einmal vorkommen, aber doch nur in der Art, daß ein Weibchen, deren Junge geraubt worden sind, den quiekenden Kleinen einer andern Hecke, die den Tod ihrer Mutter zu beklagen haben, die Zitzen reicht; völlig erwachsene Ratten — und um solche handelt es sich beim Rattenkönig — werden aufgefressen, wenn sie nicht selbst fressen können. Auch die übermäßig hohe Zahl von Ratten, die das seltsame Gebilde zusammensetzen, gibt zu Bedenken Veranlassung. So wurden Rattenkönige gezeigt, die selbst aus 27 und 28 Tieren bestanden, also mehr als eine Rattenmutter auf einmal zu werfen vermag. Daß aber ein paar Weibchen in ein gemeinsames Nest hecken sollten, ist sehr unwahrscheinlich. Auch die Untersuchung der Schwänze erweckt Zweifel an der natürlichen Echtheit des Rattenkönigs. In einigen Fällen erschienen sie in der Tat wie verwachsen, was man auf einen Pilzparasiten zurückführte, der ein Wundsein der Schwänze erzeugt habe, worauf eine Art Verschmelzung eingetreten wäre. „Man glaubte also ein Ding ähnlich einem Weichselzopfe vor sich zu haben" (Marshall). Andre Rattenkönige weisen jedoch verknotete Schwänze auf, die sich nur schwer entwirren, wohl aber leicht verschieben lassen; bei ihnen liegt der Betrug auf der Hand.



Douglas English.

Dachratte, sich putzend.

Müllerknappen, Faßbinder, Metzgergesellen, junge übermütige Burschen sind es gewesen, die solche Dinge in die Welt setzten, die Leute zu foppen, auch wohl Geld daraus zu schlagen. Und wenn selbst gerichtliche Untersuchungen, wie sie im 18. Jahrhundert wiederholt stattfanden — man vergleiche den „bei der Landstube zu Leipzig“ verhandelten Fall, über den Brehm ausführlich berichtet — die Existenz wirklicher natürlicher Rattenkönige bestätigen, so beweist dies nur, daß die lustigen Brüder sich geschickt eine Geschichte zusammenzureimen verstanden, unter welchen Umständen sie das Naturwunder gefunden usw., und daß sie nun selbst die Sache ernst nahmen, da sich das hohe Gericht von Amtswegen damit befaßte.

Das Volk fabelt ferner, die Ratten sollten sich ihrer gebrechlichen, altersschwachen Genossen liebevoll annehmen, wenn sie erblindet sind, ihnen den Schwanz ins Maul geben und sie so führen. Schwächlinge sollen sie mit Wein stärken, indem sie den Schwanz durch das Spundloch eines Fasses stecken und dann den Kranken die Flüssigkeit ablecken lassen, und auch folgende Geschichte, die in London erst vor wenig länger als einem halben

Jahrhundert passiert sein soll, gehört wahrscheinlich ins Reich der Fabel. Damals wurden dort die Ratten angeschuldigt, ein Haus dadurch in Brand gesteckt zu haben, daß sie Wachszündhölzchen benagten und so den Phosphor an der Spitze der kleinen Dochte entzündeten — unmöglich schließlich nicht, aber unwahrscheinlich in hohem Grade!

In den westeuropäischen Ländern sind die Ratten weniger als Verbreiter der Pest gefährlich, vielmehr als Vermittler einer anderen schlimmen Krankheit, der Trichinose. Denn die Träger der Trichinen sind vor allem die Ratten. In manchen Abdeckereien hat man sämtliche dieser Nager, soweit man ihrer habhaft wurde, trichinös befunden; besonders im Zwerchfell kapseln sich die winzigen Parasiten massenhaft ein, und eine einzige trichinöse Ratte ist imstande, die ganze Gesellschaft in kurzer Zeit zu infizieren, weil ja bei diesen omnivoren Tieren das Recht des Stärkeren unumschränkt gilt, wonach die Schwächlinge sowie die Kadaver des eigenen Geschlechts nicht verschont, sondern aufgefressen werden. Gelegentlich frißt nun auch das gleichfalls omnivore Schwein den trichinenhaltigen Kadaver einer Ratte und wird so zum Vermittler dieser Krankheit für den Menschen. Denn mit dem Fleisch eines auf solche Weise infizierten Schweines gelangt die Trichinenbrut in den menschlichen Darm und verursacht die berüchtigte Krankheit, die, wenn die Einwanderung massenhaft erfolgt, nicht selten einen tödlichen Ausgang nimmt. Seit man den Zusammenhang erkannt hat — Trichine, Ratte, Schwein und Mensch — gewährt die gesetzlich angeordnete Fleischbeschau einen ziemlich sicheren Schutz; aber der wirtschaftliche Schaden, den in dieser Beziehung die Ratten anstiften, ist ein enorm hoher. Erst wenn es überall gelingt, auch in den kleinsten Betrieben, den Ratten den Zugang zum Schweinestall absolut unmöglich zu machen, werden diese Verluste aufhören.

Wie unter den Mäusen und Kaninchen, Sperlingen und Amseln, ja unter fast allen Arten von Säugern und Vögeln, so finden sich auch im Rattengeschlecht häufig Albinos, schneeweiße Tiere mit roten Augen, rosigen Füßchen und Ohren und rötlichem Schwanz. Das farbige Pigment fehlt dem Haarkleid völlig und ebenso der Haut, auch die Iris ist farblos, so daß das Blut der Netzhaut hindurchschimmert und den Augen die rote Farbe verleiht. Der Albinismus ist erblich, wenigstens teilweise. Eine weiße Ratte, mit einem Albinomännchen gepaart, bringt gewöhnlich wieder weiße Junge zur Welt — blutigrot sehen sie aus, ehe das Haarkleid zu sprossen beginnt — aber nicht selten finden sich in demselben Wurf auch ein oder ein paar normal gefärbte Kinder, wie im Nest einer gewöhnlichen grauen Mutter bisweilen auch einmal ein schneeweißes Rattenjunges liegt zwischen den dunkel gefärbten Geschwistern. Auch scheckige Ratten sind keine Seltenheit; sie haben dann meist dunkle Augen.



Douglas English.

Wanderratte aus einem Kellerloch hervorkommend.

Es gibt nun aber außer der Haus- und Wanderratte noch eine dritte des edlen Geschlechts, die stets sehr licht gefärbt ist. Ist's eine besondere Art oder nur eine Varietät der Hausratte? Die Zoologen neigen neuerdings fast ohne Ausnahme zu letzterer Ansicht. Diese Ratte lebt im Süden von Europa und soll ihre ursprüngliche Heimat in Ägypten haben. Hier wurde sie am Ausgang des 18. Jahrhunderts während der Bonaparteschen Expedition entdeckt und von Geoffroy als neue Art beschrieben. Sie gleicht der schwarzen Hausratte in der Größe des Körpers, der Länge von Ohren und Schwanz, auch in den Lebensgewohnheiten und physiologischen Eigentümlichkeiten — bei beiden sind zum Beispiel die Weibchen 23 bis 24 Tage trächtig — so vollkommen, daß es einzig die Haarfarbe ist, welche einen Unterschied bedingt. Während nämlich das Fell der Hausratte ziemlich gleichmäßig grauschwarz erscheint, gehört die ägyptische zu den zweifarbigen Ratten. Die Oberseite sieht rötlichbraungrau, die Unterseite gelblichweiß aus, der Schwanz ist braun gefärbt. Später fand man diese ägyptische Ratte, die auch Dachratte genannt wird, in Unteritalien, weiter in der Umgebung von Genf, schließlich in einem großen Teile Frankreichs, zum Beispiel in der Bretagne; selbst in Süddeutschland soll sie vereinzelt vorkommen, so in Stuttgart und Umgegend. Schiffe, die in süditalienischen Häfen Ladung aufgenommen, haben gar nicht selten diese Ratte an Bord. Sie lebt mit der Hausratte in vollster Eintracht in denselben Löchern und Schlupfwinkeln, paart sich ohne jede Schwierigkeit mit ihr, und reicher Kindersegen wird solchen Ehen zuteil. Die Züchtung in der Gefangenschaft hat erwiesen, daß die Jungen dem Männchen nacharten, wenn dieses schwarz (echte Hausratte) ist, im andern Falle aber ebenso oft der Mutter gleichen wie dem Vater; bisweilen halten sie auch einmal die Mitte zwischen beiden.

So sprechen alle Untersuchungen und Erfahrungen dafür, daß die ägyptische und die Hausratte nur Unterarten derselben Spezies darstellen. Es fragt sich nur, welche von beiden ist die Varietät, welche die ursprüngliche Form? Der französische Gelehrte de l'Isle hält die Dachratte für die Stammform, die Hausratte für eine schwarze oder wenigstens dunkle Varietät derselben. Er weist darauf hin, daß alle Mitglieder der artenreichen Gattung, welche unabhängig von menschlichen Wohnungen im Freien leben, oben braun und unten weißlich gefärbt sind, wie die Wald-, Brand- und Zwergmäuse, daß aber die beiden Arten, welche seit Jahrhunderten so freundlich sind, die Wohnung mit dem Herrn der Schöpfung zu teilen, nämlich Hausratte und Hausmaus, ziemlich gleichmäßig grauschwarz gefärbt erscheinen. Es handelt sich also um eine Art Melanismus, wie er bei vielen Tieren, zum Beispiel dem Hamster, Eichhörnchen, Hasen, Gimpel, oder der Kreuzotter und Ringelnatter und anderen gelegentlich auftritt. Diese Farbenvarietät mußte im Geschlecht der Hausratte um so mehr Platz greifen, als Züchtungs-

16*

versuche beweisen, daß ein einziges schwarzes Männchen genügt, die Nachkommenschaft beliebig vieler braungrauer Dachratten schwarz zu machen. So scheint die schwarze Hausratte aus einer individuellen Ausnahme zur herrschenden Rasse geworden zu sein — herrschend in Wirklichkeit natürlich nur dort, wo sie von der Wanderratte noch nicht erwürgt ist. Letztere schwarz zu färben, dazu hat nach de l'Isle die Zeit nicht genügt, die seit ihrer Einwanderung verflossen ist. Immerhin aber läßt sich gelegentlich auch schon bei der Wanderratte die Neigung zum Dunkelwerden feststellen; so hat man zum Beispiel im Zoologischen Garten zu Berlin schwarze Individuen dieser Art angetroffen. Außer dem Zusammenwohnen mit dem Menschen in Dorf und Stadt und der dadurch bedingten Lebensweise in dunkeln Räumen ist sicher auch die etwa zu Beginn unserer Zeitrechnung erfolgte Einwanderung der Hausratte in das rauhe nördliche Klima — sie ist dieser Theorie entsprechend als ägyptische Ratte aus Afrika und dem Orient eingewandert — maßgebend gewesen für die Umfärbung, wie ein gleiches ja für viele Tiere gilt, die in der rauhen Luft der Berge wohnen.

Rattenfreunde gibt es wenig unter den Menschen, obgleich schon mancher Gefangene im dunkeln Gewahrsam sich der Ratte erfreute als einzig lieber Gefährtin und es ihr gern verzieh, wenn sie das Brot ihm benagte. Ihr lichtscheues Wesen läßt sie den meisten unheimlich erscheinen; der lange mit Schuppenringen besetzte Schwanz ist vielen ekelhaft, und doch werden beide Rattenarten, wenn man sie jung aufzieht und gut pflegt, außerordentlich zahm, so daß sie sich selbst an Aus- und Eingehen in Haus und Hof gewöhnen. Sie folgen ihrem Herrn wie ein Hund, spielen mit den Kindern, lassen sich abrichten zu manchen netten Kunststücken und sehen dann, wenn sie zum Beispiel auf Befehl ihre Kletterkünste zeigen — besonders die Albinos mit den roten Augen, wie sie bisweilen das fahrende Volk auf den Jahrmärkten zur Schau stellt — gar nicht so übel aus.

Das Eichhörnchen.

Von Hermann Löns.

Es ist noch ganz grau im hohen Holze. Und ganz still ist es. Der Nordost, der drei Tage und drei Nächte tobte, hat sich gelegt. Dem scharfen Nordwest hat weiche Südwestluft Platz gemacht. Das gefällt den Rehen, die langsamer als in den drei letzten Tagen den Dickungen am Hange zuwechseln, ab und zu im Schnee nach Obermast plätzend, und dem Kauz sagt die laue Luft gleichfalls zu; so laut, als wäre es im April, jauchzt er auf und dann streicht er lautlosen Fluges zwischen den dunkelnden Stämmen der Buchen einher.

In der dicken, schwarzen Kugel, die in der höchsten Zwille der langschäftigen Buche schwebt, knistert es leise. Ein halblautes Schnalzen ertönt von da. Der Fuchs, der leise den Holzweg hinaufschnürt, verhofft und lauscht empor, aber mißmutig trabt er weiter. Das ist nichts für ihn. Es hat zwar Haare und keine Federn, es hält sich zuzeiten auch auf dem Boden auf, aber wenn man denkt, man hat es, macht es einen Riesensprung und rasselt den nächsten Baum in die Höhe, wippt mit dem Schwanz und schimpft: „Kwutt kwutt kwuttkwutt", so wie das da oben.

Bei der schwarzen Kugel hoch oben in der Buchenzwille raschelt es stärker. Die Eichkatze hat ihr Nest verlassen und putzt sich. Ab und zu hebt sie den Kopf und schnuppert in den Wind hinein. Das Wetter gefällt ihr. Ein bißchen zu dunkel ist es zwar noch, aber da unten über den schwarzen Hügeln wird der Himmel schon rot. Und der Hunger ist groß. Drei Tage und drei Nächte vom eigenen Fette zu leben, das hält nicht vor. Wer weiß, wie lange das gute Wetter anhält? Dem Februar ist nicht zu trauen. Morgen regnet es vielleicht schon wieder Schlackschnee und dann heißt es abermals: schlafen und hungern.

Die Eichkatze rückt auf dem Aste hin und her, schnuppert an der Rinde, knabbert ein paar dünne Knospen ab, und ist mit einem jähen Satze in der nächsten Krone. Dünn sind die Zweige und brüchig vom Frost, aber ehe sie dazu kommen, abzubrechen, sind sie die Last schon wieder los, federn rasselnd empor und die Eichkatze rennt schon über einen Zweig in dem



J. Brunner.

Nordamerikanisches Eichhorn auf seinem Winterfutterplatz.

folgenden Baume, wirft sich in den vierten, schlüpft einen dünnen Ast entlang, daß er sich tief biegt und sie in den fünften Baum befördert, und dann noch ein Sprung und noch einer und sie fällt in den Wipfel der alten Samenfichte.

Hastig geht es einen langen Ast hinunter, fast bis in die Spitze. Schwer beladen war er im Herbste mit langen Zapfen, wenige hängen nur noch daran. Einen nach dem anderen holte sich das Eichkätzchen und half sich mit der mageren Kost über manchen strengen Wintertag. Der ganze Boden unter der Fichte ist besät mit den rostroten Schuppen, überall ragen die Zapfenquirle aus der Schneedecke hervor und auf den halbverschneiten Felsbrocken liegen in ganzen Haufen die Überreste der kärglichen Mahlzeiten. Und zwischen dem Geröll liegen auch allerlei Knochen, die die Eichkatze auf den Frühstücksplätzen der Holzhauer fand und hierhin schleppte, um die Fleischreſtchen abzunagen und die knorpligen Enden, und wenn gar nichts Eßbares mehr daran saß, so nagte es doch jeden Tag aus Langeweile daran herum.

Der Rehbock, der in Wipfelhöhe der Fichte am Hange hinzieht, macht eine jähe Flucht und zieht laut schreckend ab, denn vor ihm rauscht und rasselt es ganz gefährlich. Die Eichkatze hat einen Zapfen losgebissen, hält ihn im Maule und klettert mit ihm kopfüber den Stamm hinab, ganz eilig,





J. Brunner.

Nordamerikanisches Eichhorn beim Plündern eines Drosselnestes.



K. Hecht. *Grellenberg, Mai 1906.*

Eichhorn, nagend.

aber ab und an innehaltend und nach allen Seiten spähend. Dann ein Sprung und sie sitzt auf ihrem Felsblocke, hoch aufgerichtet, zur Flucht bereit, falls etwas Verdächtiges nahen sollte. Aber es kommt nichts Arges. Da hinten ziehen die Rehe durch den rotlaubigen Buchenaufschlag, ein Hase hoppelt langsam bergan, ein Zaunkönig schrillt im Geklüft. Schnell dreht die Eichkatze den Zapfen mit den Vorderfüßen um, die gelben Nagezähne fassen die Schuppen, beißen sie durch, und hastig nehmen die Lippen ein Samenkorn nach dem anderen fort. Eben war das Ding noch ein glatter, schöner Tannenzapfen, jetzt liegt nur noch der Kern hier und rund herum bedecken die Schuppen den grauen Stein.



J. Brunner.

Charakteristisches Aussehen vom nordamerikanischen Eichhorn geleerter Vogeleier.

Es ist ganz hell im Holze geworden. Die grauen Stämme schimmern silbern, die Schneedecke des Bodens leuchtet goldig. Zwitschernd und pfeifend lärmt ein Flug Zeisige über den Wald hin, der Häher kreischt, ein Bussard klagt. Die Eichkatze hüpft rastlos unter den Fichten umher, kratzt hier, scharrt da, schnüffelt dort, macht alle Augenblicke ein Männchen, heftig mit den langpinseligen Ohren zuckend und die Rute schnellend, dann ganz regungslos verharrend, und schließlich wieder hastig über den Boden schlüpfend, jetzt einen Zweig der Knospen beraubend, dann eine Buchennuß zerknabbernd, und nun einen weißfaulen Ast zerfasernd, in dem die Puppen von Käfern stecken.

Dann auf einmal rennt sie wie gehetzt zu Tale, ohne auch nur einmal Halt zu machen, ohne rechts und links zu äugen, und erst am Rande des

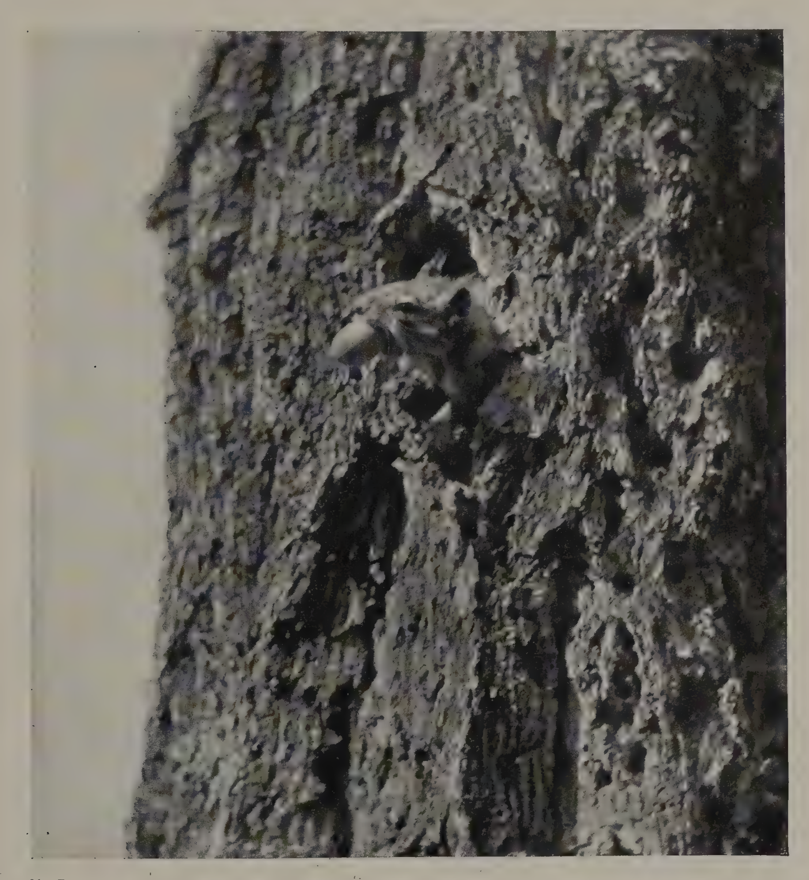
Holzes hält sie ein. Da recken einige dicke Eichen ihr krauses Astwerk über dichtem Buschwerk von Schlehe, Weißdorn und Wildrose. Ohne sich zu besinnen, fährt das rote Tier in das hohe gelbe Gras, springt hierhin, hüpft dahin, kratzt den Schnee fort, scharrt das Laub auf, zernagt gierig eine Eichel, verspeist eilig eine Mehlbeere, schält den Schlehenstein aus seiner Hülle und knackt ihn auf, schärft die Zähne an einer Abwurfstange vom Rehbock, wie so manches Mal schon, tut sich an drei Pflaumenkernen gütlich, die im Herbste der Jäger von dem Hochsitze warf, findet noch eine dicke Brotrinde, einen Apfelkropf mit vielen leckeren Kernen und zuletzt noch zwei Schweinsrippen mit schönen mürben Knorpelenden.

Nun, da der Magen ruhig ist, findet die Eichkatze, daß es ganz allein ein langweiliges Leben im Walde sei. Die Sonne scheint so schön warm, da gelüstet es sie nach einem kleinen Spiele kopfüber, kopfunter, stammauf, stammab. Den ganzen Winter hat sie solche Anwandlungen nicht gehabt; sie war froh gewesen, wenn ihr keiner von ihrer Sippe in den Weg kam, denn ob rot oder grau, braun oder schwarz, Weibchen oder Männchen, Hunger hatten sie alle und so ganz viel gibt es wintertags im Bergwalde nicht. Aber wenn der Februar auf die Neige geht, dann sehnt man sich doch nach Gesellschaft und ist froh, wenn man auf eine frische Fährte stößt, in der Sonne eine rote Lunte leuchten sieht oder auf dem Geäst das bekannte Gerassel und das liebe Schnalzen und Fauchen hört. Und so, ganz Ungeduld und Sehnsucht, hopst das Eichhörnchen an der Holzkante entlang, bäumt zur Abwechslung einmal auf, holzt eine Weile weiter, geht wieder zu Boden und fährt dort erschreckt zusammen.

Denn von der anderen Seite kommt auch etwas den Pürschsteig entlang in schnellen, hastigen Sprüngen. Und jetzt macht es auch Halt. Steif sitzt es da, ein kohleschwarzes Männchen mit schneeweißer Brust. Prächtig sieht es aus; die grauen Spitzen der Haare geben dem Balge einen blauen Schein. Steif sitzen die beiden Eichkatzen sich gegenüber. Ab und an zuckt eines mit dem Schwanz. Dann schimmert es hier kupferrot in der Sonne und dort stahlblau. Jetzt macht das schwarze Männchen einen Satz und sofort schnalzt das rote Weibchen und wendet um. Über den hellen Schnee und das rote Laub geht die Jagd, in einem Fichtenhorste verschwindet das Weibchen und fährt wieder heraus, und hinterher saust der schwarze Verfolger, folgt ihr in die Bachschlucht, rasselt über das Lufteis, flitzt über die Felsblöcke, hopst die Klippe hinab und prallt auf eine dritte Eichkatze, eine große, braunrote, deren Balg ganz grau bereift ist.

Das fuchsrote Weibchen hängt unten an dem Stamme einer Buche und äugt regungslos hinter sich. Regungslos sitzen die beiden anderen auf ihren Keulen, die Vorderpfoten fast bis zu den Schnurrhaaren erhoben, die Ruten in schönem Schwunge fest an den Rücken gelegt. Sie sitzen und stieren sich an.

Der Specht schilt, der Häher schimpft; sie rühren sich nicht. Eine Kohlmeise zetert; noch immer sitzen sie da. Da raschelt es hinter ihnen im Laube. Steil richten sich die beiden Männchen auf, das Weibchen macht einige Sprünge am Stamme empor und dann jagen ihm die beiden Männchen nach,



J. Brunner.

Nordamerikanisches Eichhorn. Der Eierräuber auf frischer Tat überrascht.

das schwarze und das rotbraune, und noch eins, ein fuchsrotes mit breitem schwarzem Rückenstrich und dunkler Schnauze, das der Spur des Weibchens gefolgt ist.

Specht und Häher und Kohlmeise und Spechtmeise und Zaunkönig schimpfen mörderlich, denn das ist ihnen denn doch ein bißchen zu viel des

Lärms. Das ist ja beinahe so schlimm wie gestern, als der Nordwest im Walde herumtolpatschte. Das rasselt und prasselt und klirrt und klappert, hier fällt ein Zweig, da plumpst ein Ast, jetzt rieseln Tannennadeln und nun knistern Flechten hernieder, und bald hier, bald da schnalzt und faucht und quietscht es, jetzt wirbelt es durch die alte Fichte, nun saust es in der entwurzelten Buche, daß die drei Rehe ganz unruhig hin- und hertreten und die Dompfaffen schleunigst machen, daß sie weiter kommen, und dann fährt der Hase, der in seinem Lager unter der dichtbelaubten Jungbuche am Verdauen war, entsetzt heraus, einen Regen von Schnee um sich werfend, denn es fiel plötzlich etwas rasselnd in den Busch.

Das war die rote Eichkatze gewesen, der es nachgerade zuviel wurde mit der Anbeterei. Keinen Augenblick hatte sie Ruhe gehabt seit einer vollen Stunde. Bald war ihr das schwarze Männchen auf den Fersen, bald das braune, und wenn die beiden sich balgten, dann hatte sie es mit dem schwarzrückigen zu tun. Wurde der von dem braunen abgebissen, dann rückte ihr der schwarze auf den Leib, und so ging es in einem fort, bis es ihr zu dumm wurde und sie sich, als die drei in einem einzigen Klumpen verfilzt von der einen Seite der Fichte in den Schnee kugelten, von der anderen Seite in den Buchenbusch fallen ließ. Da sitzt sie nun, ein bißchen außer Atem, putzt sich, leckt sich und sieht den drei Männchen nach, die nach drei Richtungen hin im Walde verschwinden. Dann eilt sie in hastigen Sprüngen auf die Klippenwand zu.

Das ist ihre Hauptspeisekammer im Winter. Dort steht ein krummer Lindenbaum, der alle Jahre trägt. Vier alte Nußsträucher spreizen sich dort unter zwei sturmzerfetzten Samenfichten, und obgleich dort keine Eiche wächst, so sind in den Felsspalten immer Eicheln zu finden, die die Häher hierhin vertragen, und die alte Buche wirft jedes zweite Jahr reichlich Früchte in die Schlucht, die dort vor den Mäusen sicher sind, weil es dort immer nach Fuchs riecht. Auch ein Wildapfelbaum schiebt sich aus der Wand, am Ausgange der Schlucht stehen Vogelkirschen und an Schlehen, Weißdorn und Rosen mangelt es nicht. Ist es mit der Kost im Walde einmal schlecht bestellt, hier findet sich immer etwas für den Magen, und unter der Felswand gibt es das Feinste, was der Wald zu bieten hat, dicke, würzige Trüffeln. Nicht weit davon liegt das Forsthaus, und in dem Garten wachsen Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen und Wallnüsse. Ein bißchen lebensgefährlich ist es dort freilich, denn seitdem der Förster dahinter gekommen ist, wer ihm seine Birnen zernagt und seine Nüsse fortschleppt, paßt er sehr auf, doch vor Tau und Tag lebt es sich da herrlich.

Das wissen alle Eichhörnchen am Berge und darum finden sie dort immer Gesellschaft, und kaum ist das rote Weibchen dort angelangt, so ist auch



Dougl·· English.

Europäisches Eichhorn, sichernd.





Douglas English.

Eichhorn.

17

schon ein braunrotes Männchen bei ihm, das ihm eifrig den Hof macht. Anfangs ziert sich das Weibchen und es gibt eine kleine Hetzjagd durch Busch und Kraut, über Stock und Stein, aber es ist noch müde von vorhin und da das Männchen mit seinen Liebenswürdigkeiten nicht abläßt, wird es quer über die Nase gekratzt und tüchtig in die Lippe gebissen und zieht schließlich ab. Während der warmen Mittagsstunden turnt das Weibchen dann bedächtig an der Wand herum und sucht im Laube nach Eicheln und Buchnüssen. Nachmittags aber, als die Sonne hinter Wolken verschwindet, sucht es sein nächstes Nest in der gegabelten Fichte auf, einen weichen, warmen Kobel, den es stets bezieht, wenn es der Abend hier bei den Klippen überrascht.

Die Tage kommen, die Tage gehen. Weiches Wetter tritt ein, und die Eichkatze ist den ganzen Tag in Bewegung. So manchen Käfer scharrt sie



Nordamerikanisches Eichhorn, nagend.

aus dem Laube und findet Raupen und Puppen unter dem Moose. Als sie dann noch die Fütterung entdeckt, wo der Förster den Rehen Eicheln schüttet, da geht es ihr besser, als bisher, und ohne sich um die Rehe zu kümmern, holt sie sich Tag für Tag ihr Teil, schleppt auch manche Eichel beiseite und stopft sie unter das Moos oder verbirgt sie in Fels- und Baumritzen. Fällt kalter Regen aus den Wolken oder bläst eine rauhe Luft, dann verschläft sie einen Tag oder auch zwei, und ist das Wetter heiter, dann läßt sie sich auch wohl wieder zu lustiger Balgerei und fröhlicher Hetz mit irgend einem netten Männchen herbei, das ihr in den Weg läuft.

Schließlich hört diese Spielerei auf. Die Männchen laufen ihm nicht mehr nach und das Weibchen hat andere Sachen im Kopfe. In einer ganz langen, hochschäftigen Buche baut es ein ganz großes, festes, dickwandiges Nest. Es gibt sich viele Mühe damit. Fortwährend schleppt es Moosbüschel,

17*

welkes Gras, dürre Würzelchen und trockenes Laub herbei, filzt Schicht auf Schicht mit den Vorderpfoten zusammen, dreht sich so lange darin herum, bis die Höhlung glatt und eben ist, setzt ein dichtes Dach darauf, stopft jede Ritze zu, in die der Wind hineinschnauben könnte, und läßt nur im Osten ein Schlupfloch, das aber leicht verschlossen werden kann, wenn der Wind von der Morgenseite weht.

Die Finken schlagen, die Drosseln pfeifen. Die rote Eichkatze ist jetzt nicht mehr so oft zu sehen. Ganz früh am Morgen sucht sie nach Nahrung und in der Abenddämmerung, und gierig fällt sie über alles her, was sie vorfindet. Jeder Käfer ist ihr recht, jeder Schmetterling wird mitgenommen. Die Morchel im Laube verschwindet unter den schnellen Zähnen und die Blütenknospen des Ahorns werden ebensowenig verschmäht, wie die keimende Eiche und die treibende Buchecker. Magerer noch, als der Winter ist die Frühlingszeit, und die Eichkatze hat vierfachen Hunger, denn in ihrem Neste im Buchenwipfel liegen sechs junge Eichkätzchen, und deren sechs Mäulchen müssen gestillt sein. Da heißt es denn: fressen, was zu fressen ist, damit die Kleinen satt Milch bekommen.

Je größer sie werden, um so gieriger sind sie, und mit der Kost wird es nur langsam besser. Maikäfer sind noch nicht da und die Raupen sind noch gar zu klein. Eicheln und Bucheckern gibt es nicht mehr und die Knospen sind alle aufgesprungen. Die schlimmste Zeit im Jahre ist es für die Eichkatze, wenn die Buche ihr Blatt entfaltet. Hunger, Hunger, immer Hunger, und so dürftige Kost! Bei der Käfer- und Raupenjagd stößt sie auf ein Drosselnest. Die blauen Kugeln sehen so blank aus, wie reife Eicheln. Am Ende schmecken sie auch so. Das, was herausquillt, ist ein bißchen naß, aber es schmeckt nicht schlecht und es stillt den Hunger. Da ist schon wieder ein Nest. Eier sind nicht darin, nur nackte Vögel. Sie piepen erbärmlich, und die Alte flattert wild und schimpft und zetert, aber es ist doch besser, als Baumrinde oder junge Sprossen und die Hauptsache ist, es sättigt mehr, als das sechsbeinige Krabbelzeug, das im Moose und Grase herumwimmelt.

Endlich burren die ersten Maikäfer, die Raupen nehmen zu an Länge und Dicke und die Grashüpfer werden immer fetter. Nun läßt es sich allmählich schon leben im Walde. Außerdem liegt an der Waldstraße ein eingegattertes Stück Land, in dem sind Löcher und darin stecken Eicheln, die zwar schon stark keimen, aber noch ganz leidlich sind. Wie die sechs Jungen die Milchzähne verloren haben und auf eigene Gefahr ihre Nahrung suchen, da gibt es schon allerlei bessere Sachen. Hier und da findet sich ein leckerer Erdpilz, die Nüsse haben kleine milchige Kerne, es wimmelt von Raupen, Puppen und Heuhüpfern und die Roggenähren lohnen schon eine Fahrt zu den Feldern am Waldrande; von den tiefherabhängenden Hainbuchenzweigen

aus lassen sich die Ähren leicht pflücken und aushülsen. Das herrlichste aber, was der Wald in dieser Zeit zu bieten hat, das ist der säuerliche, schäumende Saft, der aus den alten Eichen quillt. Jeden Tag um die elfte Stunde findet sich die Eichkatze dort ein, jagt die Schmeißfliegen und Hornissen fort, die sich dort laben, und leckt den gärenden Saft ab, bis ihr ganz sonderbar im Kopfe wird und sie anfängt, wie unklug hin und her zu springen, zu schnalzen und mit dem Schwanze zu schnellen, als wäre es Vorfrühling. Alle Vorsicht und Aufmerksamkeit vergißt sie über ihrem Rausch und wenn sie sich nicht im letzten Augenblicke in das Gebüsch gestürzt hätte, so wäre sie in den Fängen des Habichts geblieben, der wie ein Schatten durch das Geäst fuhr.

An Gefahren mangelt es überhaupt im Walde nicht. Vor dem Habicht ist die Eichkatze nie sicher. Mitten im fröhlichsten Hetzspiel griff er ihren letzten Liebhaber, das kohleschwarze Männchen, und strich damit ab. Zwei von den Jungen, die noch recht unbeholfen waren, fing an zwei Abenden nacheinander der Kauz. Dreimal mußte sie sich kopfüber aus ihrem Neste zu Boden werfen, als der Edelmarder sie fassen wollte, und einmal hetzte er sie am hellen Tage über eine halbe Stunde lang von Baum zu Baum, bis sie sich aus der Pappel in den Teich fallen ließ und sich zitternd im Schilf versteckte. Aber allmählich ist sie so gewitzt geworden, daß sie die Gefahr zu meiden weiß. Gleichwohl ging es ihr ab und zu hart am Leben vorbei. Einige hundert Schritte vom Waldrande steht ein hoher Birnenbaum im Felde. Der Bauer, dem er gehört, bekommt niemals eine Birne davon, denn ehe sie reif sind, hat das Eichhörnchen eine nach der anderen durchgebissen und die Kerne verzehrt. Eines Tages erwischte sie aber der Bauer dabei und schickte seinen Jungen in den Baum, während er mit dem Hunde unten wartete. Der Junge stieg ihr bis in den obersten Wipfel nach und schüttelte diesen so lange, bis sie im Bogen in den Klee flog. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte der Hund sie beim Wickel gehabt, aber im letzten Augenblicke schlüpfte sie in das enge Entwässerungsrohr und von da in den Schlehbusch und aus diesem in den Weizen und kam noch einmal glücklich in den Wald zurück. Seit der Zeit unternimmt sie ihre Streifen zum Felde immer nur in der ersten Morgenfrühe, denn die halbreifen Roggen-, Hafer- und Weizenkörner entbehrt sie nicht gern und am Waldrande finden sich auf dem Raine überall die Spreuhäufchen, die Reste ihrer Mahlzeiten.

Die liebste Zeit aber ist ihr der Herbst. Dann ist im ganzen Walde Futter für ihre Zähne da. Unter den Ahornbäumen und Hainbuchen liegen massenhaft die geflügelten Kerne, in den Eichen schimmern die Eicheln, die Haselbüsche tragen schwer und in den Kronen der Buchen reifen die fetten Nüsse. Dann wimmelt es im Walde von Eichkatzen, die von weit und breit sich

hierher zusammenziehen. Überall am Boden hüpft und schlüpft es; die fuchsroten Eichhörnchen aus dem Hügellande treffen hier mit den schwarzen und braunen aus den Fichtenbeständen von den höheren Lagen die Gebirges, wo es jahrein jahraus weiter nichts gibt als Fichtensamen. Wenn sie sich dann hier im Mittelbergwalde alle ein tüchtiges Ränzlein angemästet und ihr leichtes Sommerkleid mit dem dichten, langhaarigen, graubereiften Winterpelze vertauscht haben, dann verteilen sie sich wieder und der alte Stamm hat den Wald ganz für sich.



Nordamerikanisches Eichhorn, nagend.

Der Edelmarder.

Von Hermann Löns.

Vier Male schlägt die Schloßuhr hell und klar; sechs Male schallt es dumpf und hohl hinterdrein; die Turmuhr im Dorfe beeilt sich, es der herrschaftlichen Uhr nachzutun.

Die Luft ist weich und diesig, der Himmel hängt tief. Die Wetterfahne auf dem Schloßturme hat seit Mittag gegen Abend gezeigt. Langsam taut der Schnee von den Dächern; laut klingt überall der Tropfenfall.

Gestern war der Abend tot und still. Die Luft kam hart und scharf von Morgen und der Schnee war trocken. Heute abend lebt und webt alles, was die Nacht liebt.

Bei vier Uhr schnürte der Fuchs schon zu Felde. Noch bei hellichtem Tage heulte der Kauz bereits im Holze. Die Rehe stehen schon lange draußen. Kein Hase ist mehr im Walde. Überall rascheln die Mäuse. Die Schleiereule röchelt im Baumhofe, im Mühlteiche werfen sich die Forellen, die Frostmotten taumeln von Stamm zu Stamm, die Ratten trippeln über die Mauerkante und klingenden Fluges sausen Enten zum Parkteiche.

Im Vorholze des Berges liegt ein alter Steinbruch, verfallen und verwachsen, von den Menschen gemieden. Ein grauer Kreuzstein mit verwischter Schrift kündet an, daß hier einst eine Untat geschah. Im Grunde liegt ein schwarzes Wasser; dort läuten sommertags die Bergunken und im Schatten lassen die Geburtshelferkröten ihre Silberschellen erklingen. Heute ist es stumm und schweigsam dort. Hin und wieder raschelt eine Maus durch das Fallholz und ab und zu schlägt das Tauwasser klatschend auf eine Steinplatte.

Schräg über die steile, löcherige Wand des Steinbruches zieht sich ein Felsband, hell aus dem Moose und den Zwergfarnen hervorschimmernd. Eben fußte der Kauz dort und lachte sein Höllengelächter. Jäh schwingt er sich davon. Ein schwarzes Ding, das über ihm aus einem engen Spalte auftauchte, verjagte ihn. Jetzt ist es verschwunden, ist wieder da, verschwindet wieder und sitzt nun auf dem Felsbande, lang und dünn, wie ein Pfahl.

Es wird rund und wieder lang, ballt sich zur Kugel, rollt sich zur Schlange auf, ist jetzt krumm und nun gerade, liegt flach auf dem Felsen und sitzt steif wie ein Stock da, die Pranken an die leuchtende Kehle gezogen, mit schnuppernden Nüstern den Wind prüfend.

Es knickt in sich zusammen und schnellt wieder empor, hockt eine Viertelstunde regungslos, macht einen Satz nach links, noch einen, hastet nach rechts, und nun hüpft es das Felsband entlang bis zu dessen Ende, macht einen Sprung gegen die Wand, schlägt einen Achterbogen, hüpft nach der anderen Seite des Steinbandes, macht dort wieder den Sprung gegen die Wand, schlägt wieder den Bogen, treibt es so eine ganze Weile und ist verschwunden, wie ausgelöscht.

Ein Rotkehlchen flattert verschlafen durch das Gestrüpp; irgendein auffallendes Schwanken des Fichtenastes, auf dem es schlief, weckte es. Jäh sucht die Maus ihre Felsspalte, denn ein Regen trockener Nadeln rieselte ihr auf den Balg. Der Kauz, der auf dem Kreuzstein fußte, entweicht eilends, denn allzu heftig kratzte es hinter ihm an der Rinde der Fichte, ungeschickt poltert eine Ringeltaube von dannen, hart aus der Nachtruhe geschreckt, und sogar dem Bussard, der in der Fichte schlief, wird es unheimlich und er schwingt sich ab.

Der Marder aber, der alle diese Störungen verursachte, ist schon längst weiter. Er holzt quer durch die gewaltige Krone der alten, hohlen Taterneiche am Rande der Landstraße, gewinnt von dem äußersten Aste eine Buche, fällt von ihr in die nächste, springt von Krone zu Krone, rennt von Ast zu Ast, springt von Zweig zu Zweig, gelangt über die Lindenallee nach der Parkmauer und macht dort halt.

Unaufhörlich geht der Kopf hin und her, das feine Näschen prüft schnuppernd den Wind und die Gehöre spielen auf und ab. Ein Sprung und der Marder hängt in der Robinie. Flach drückt er sich auf den Ast, denn eine Tür schlug hart zu. Aber schon macht er einen Sprung vorwärts, sichert ein Weilchen, ob nicht doch noch ein Mensch oder ein Hund im Parke sei, und dann geht es eilig, aber behutsam zum Teiche hin, zu der alten Roßkastanie, deren Zweige bis dicht auf das Wasser hängen.

Wenn die Luft nicht so dumpf und dick wäre, würde der Marder diesen Weg nicht gemacht haben. Er hätte im Holze nach Eichkatzen geschnüffelt oder bei dem Mühlteiche auf Ratten gejagt, vielleicht auch zugesehen, ob er in den Taubenschlag oder den Hühnerstall hineingelänge; aber bei einer solchen Luft, wie heute, da ist es am besten, am Schloßteiche in der alten Kastanie auf Enten zu passen. Bei solchem Wetter sind die dann wie dumm. So liegt der Marder denn auf einem langen, krummen Aste, der sich über die alte, grüne Steinbank bis zum Wasser schlängelt, und lauert.



Douglas English.

Edelmarder.

Enten sind da, genug sogar. Hier haben sie eine Freistatt; nie fällt ein Schuß auf sie. Im Gegenteil, der Schloßherr läßt ihnen wintertags reichlich schütten. Drüben schnattert und plätschert es anhaltend; der Marder schnüffelt in der Luft umher und seine Rutenspitze zuckt und zappelt. Der Mond schiebt die Wolken beiseite und beleuchtet den Teich. Da schwimmen sie, gründeln, putzen sich, und ein fetter Erpel erhebt sich auf seinem Steiß, klatscht mit den Flügeln und prahlt laut in die Abendstille hinein. Dann rudert er dem Lande näher.

Der Marder ist mit dem schwarzen Aste zu einer Masse verschmolzen. Seine Seher verschwinden bis auf zwei schmale Spalten unter den Lidern. Sein Atem geht langsam und behutsam. Nur in der äußersten Rutenspitze ist ein ganz klein bißchen Regung. Der Erpel kommt näher, immer näher. Jetzt tritt er auf das Ufer, watschelt auf den Rasen, schüttelt das Wasser ab, richtet sich hoch, schlägt mit den Flügeln und prahlt wieder los: „Brät, brät".

Weiter kommt er nicht. Nur einen kurzen, heiseren Laut bringt er noch hervor, denn der Marder hat ihn im Genick. Das Geschnatter und Geplätscher auf dem Teiche ist verstummt; alle Enten machen lange Hälse und äugen nach der Steinbank, neben der es so sonderbar rauscht und raschelt. Dann rudern sie alle nach dem jenseitigen Ufer, immer argwöhnisch zurückäugend. Schließlich beruhigen sie sich; drüben ist es still geworden. Wieder setzt das Geplätscher und Geschnatter der Enten ein; daß eine von ihnen fehlt, merken sie nicht; die Reihezeit ist noch nicht da.

Bewacht von düsteren Eiben steht an der Parkmauer ein alter Turm, verwittert und brüchig. Fast nie kommen Leute aus dem Schlosse dorthin. Nur die Teckel haben eine besondere Vorliebe für das alte Gemäuer, der Ratten wegen, wie der Gärtner meint. Aber auch in der Mühle sind Ratten und in den Stallungen, aber niemals stellen sich die Hunde so verrückt an, wie bei dem alten Turme, und wenn der Gärtner dort einmal hineinkletterte, so würde er allerlei gewahr werden. Eine hohe Schicht von Federn, Knochen, Haut und Haar liegt da und vermodert. Drossel und Taube, Häher und Star, Haus- und Wildente, Huhn und Taube sind da gerupft, Eichkatze und Ratte, Maus und Kaninchen sind da zerrissen. Alles, was der Marder im Parke erjagte, hat er da in aller Ruhe gefressen.

Auch den Erpel hat er dorthin geschleppt und durch das Mauerloch unter dem dichten Eibengestrüpp in den Turm gezerrt. Und nun liegt er dort und frißt. Erst hat er das heraussickernde Blut geleckt, dann Herz und Lunge gefressen, und jetzt nagt er an dem Brustfleisch. Aber er ist nicht ganz bei seiner Mahlzeit, trotzdem gestern ein Hungertag war. Eine seltsame Unruhe sitzt ihm im Blute. Schon zweimal hat er von seiner Beute abgelassen, ist einmal die Parkmauer auf- und abgehüpft, hat sich, wie immer, auf dem wappengeschmückten Torbogen gelöst, ist dann wieder zurückgekehrt und

hat ein wenig weitergefressen, ist noch einmal hinausgeschlüpft, noch einmal zurückgekehrt, hat seine Beute unter Federn und faulem Laube vergraben und strebt jetzt wieder dem Vorholze zu.

Dieses Mal wählt er nicht den sicheren Weg von Ast zu Ast; er bleibt zu Boden. In eiligen Sprüngen hüpft er den Fußsteig neben der Lindenallee entlang, macht jäh einen Seitensprung zu der Bank am Fuße der Blutbuche, einen andern nach dem Stege, der über den Bach führt, sucht alle Plätze auf, wo ein Steinhaufen, ein Felsblock, ein Hütepfahl steht, ohne sich um das Pfeifen der Mäuse in der Hecke, ohne sich um die Lerche zu kümmern, deren Witterung ihm der Wind zuträgt. Anscheinend ohne Plan und Ziel, nur immer unter dem Winde, hastet er vor dem Walde her, hier in ihn hinein, den Dohnenstieg entlang und die Pürschwege auf und ab, dort aus ihm heraus nach den Klippen, über diese hinweg zum Steinbruche, hinein, heraus, und dann die steile Holzriese empor.

In ihrer Mitte macht er halt und schnellt sich auf einen moosigen Block, lange den Wind prüfend. Dann geht es in den rauhen Stangenort hinein bis dahin, wo eine graue Klippe neben der andern, zerborsten und zerrissen, sich erhebt. Hin und her geht es über und unter die Blöcke, an den Steilwänden entlang, und dann mit einem Sprunge in das nasse Vorjahrslaub hinter einem anderen Marder her, der den Pürschsteig heraufgehüpft kam, einem Marderweibchen. Flink ist der Hase, schnell ist die Maus und gewandt die Eichkatze; sie alle drei, legten sie ihre Künste zusammen, das, was die beiden Marder an Springen, Schlüpfen und Klettern leisten, vermögen sie doch nicht.

Der Gutsförster, der vor Tau und Tag zu Holze zog, um sich am Fuchsbau unter den Klippen anzusetzen, weiß gar nicht, was er sagen soll, als es bald über, bald unter ihm raschelt und rauscht, bricht und knistert, scharrt und kratzt. Jetzt faucht es hier, jetzt murrt es da, keckert jetzt dicht vor ihm und quietscht gleich darauf da unten irgendwo. Der Mond scheint halb, der Schnee leuchtet. Der Förster spannt die Hähne. Jetzt ist es über ihm. Ein langer dünner schwarzer Schatten huscht über den mondhellen Rand der Klippe, ein zweiter folgt ihm, jetzt ein dritter, enttäuscht setzt der Mann das Gewehr ab und stößt einen Fluch aus; beim besten Willen kann er auf das blitzschnelle Unzeug nicht abkommen.

Aber jetzt bekommt er es beinahe mit der Angst. Seit fünfzehn Jahren ist er Tag und Nacht im Walde gewesen und hat allerlei erlebt; aber ein so Mark und Bein durchdringendes, schneidendes Kreischen, ein so gellendes Keckern, ein so schrilles Gezeter hat er sein Lebtag noch nicht gehört. Er weiß, daß es die Marder sind und schleicht vorsichtig näher, denn der Lärm ist keine hundert Schritte von ihm entfernt. Aber wie er dort ankommt, ist es ganz still, und weit unten im Holze geht es von neuem los. Eilig rennt

der Förster hinterher; aber wie er an der Waldkante mit klopfendem Herzen und nassem Nacken ankommt, da kreischt und schreit und keckert und faucht es schon wieder anderswo und bricht dann plötzlich ab, um sich nicht mehr zu wiederholen.

Es ist voller Tag geworden. Es hat für den Förster wenig Zweck mehr, bei dem alten Mutterbau auf den Fuchs zu passen. So frühstückt er und denkt, da der Schnee im Walde noch gut liegt, daß es sich wohl lohne, eine Marderspur auszugehen. Aber das ist heute nicht so einfach, denn es sind drei Marder da; eine Spur führt vom Steinbruche zum Gute, eine über das Vorholz kreuz und quer durch den Forst bis zu den Klippen, und da werden es zwei Spuren und schließlich drei und der Förster ist schon so lahm in den Knochen, daß er längst keine Lust zu der Sache mehr hat.

Schließlich aber kommt er dahin, wo er das Kreischen zum letzten Male hörte, und als er die drei Spuren verfolgt, findet er einen arg zerwühlten Fleck im Schnee, und dort teilen sich die Spuren; zwei führen bergan, und die dritte in das Vorholz. Dieser geht der Mann nach. Hört sie auf, so schlägt er Kreis um Kreis, bis er sie wieder findet, und schließlich bleibt er vor einer Fichte stehen, die sich durch die Krone eines Buchenüberhälters hindurchgezwungen hat. Hier hört die Spur auf; rund umher sind lauter lange, helle, fünfzigjährige Buchen. Der Marder muß sich in der Fichte gesteckt haben.

Richtig; im Schnee sind die verräterischen goldgeben Flecken. Und in der Fichte hängt ein Eichkatzenkobel. Der Nagelschuh des Försters kratzt an dem Fichtenstamme entlang; droben rührt sich nichts. Der Förster schlägt mit dem Absatze gegen den Baum; dasselbe Ergebnis. Er geht um den Baum, bis er das Nest genau sehen kann, spannt den Drilling, stellt den rechten Hahn auf Kugel, sticht ein und geht mit dem Korn haarscharf unter das Nest. Er knallt und im Knall hat der Förster schon wieder gespannt und auf Schrot gestellt, und unbeirrt durch das Gerieſel von dürren und grünen Fichtennadeln, Zweigen, Moosflocken, Rindenschuppen und Blättermulm reißt er den Kolben an die Backe und geht mit dem Ende des Laufes dahin, wo der Marder in wilder Flucht durch die Äste holzt. Ein Schuß geht daneben, mit einem Riesensatze gewinnt der Marder das dünne Geäst einer Buche, aber da verweilt er einen Augenblick länger, um zu neuem Sprunge auszuholen, und der zweite Schuß wirft ihn in den Schnee.

Der Förster hebt ihn auf und sieht ihn sich genau an: „Ein dreijähriger Rüde," murmelt er; „also ist der, der ihn heute früh abbiß, stärker."

* *

*

Der Förster hatte recht gehabt; der Marder, der den Dreijährigen im Kampfe um das Weibchen in die Flucht biß und den Erpel am Parkteiche riß, ist der stärkste Marder weit und breit, und der schlaueste auch. In seiner Jugend verlor er im Tellereisen zwei Zehen und daß ihm nicht im Schwanenhalse die Luft ausging, daran war der Wind schuld, der in demselben Augenblicke einen schweren Prügel in das Eisen warf, als der Marder den Abzugsbrocken faßte.

Seit der Zeit ist er gewitzt und geht um alles im Bogen herum, was nach Hering und Mäuseholz und anderen Kirrungen duftet, und alles Ungewohnte vermeidet er ängstlich. Die Kastenfalle kann noch so schön in den Zwangspaß gestellt sein, die Prügelfalle mag noch so unauffällig hergerichtet sein, er traut der Sache nicht, und wenn ihm seit drei Tagen der Magen knurrt. Wenn er sich aber sicher fühlt, dann kennt seine Frechheit keine Grenzen. Am hellen Mittag kommt es ihm in den Kopf, seine Felsenspalte zu verlassen und Eichkatzen zu jagen.

Unter der Taterneiche sitzt das Fräulein aus dem Schlosse und sieht träumend über ihr Buch in den grünen Wald. Auf einmal schreit sie auf und springt empor, denn auf ihre Knie fällt ein Eichkätzchen und rast über die Straße, und hinter ihm her plumpst ein langes, großes, braunes Tier und saust hinter der Eichkatze her, die in Todesangst an einer Buche emporklimmt. Aber hinter ihr her klettert der Marder, und ob es auch sechs Male rund um den Baum huscht und sich abermals von oben herab in die Blumen am Boden stürzt, der Verfolger springt hinterdrein, und ehe es die nächste Buche erreicht, faßt er es im Genick, richtet sich auf den Keulen auf, äugt das mit dem Sonnenschirm fuchtelnde und ihn anschreiende Fräulein an und huscht an ihr vorbei auf die Taterneiche zu, auf deren Rückseite er verschwindet, das zappelnde Eichhörnchen im Rachen. Ganz gemächlich holzt er von Ast zu Ast, bis er sich sicher genug fühlt, und dann verzehrt er behaglich seine Beute.

Drei Tage und noch länger meidet er die Sonne. An einem hellen Mittag fällt es ihm ein, daß er hungrig ist. Er kriecht am Hange herum, wo allerlei bunte Käfer schwirren, und sucht Erdbeeren. Nur die ganz reifen nimmt er, denn er ist ein Leckermaul. Zur Abwechslung frißt er dann noch einen verspäteten Maikäfer und kratzt ein Hummelnest aus, denn Honig mag er für sein Leben gern. Auch eine große Heuschrecke verschmäht er keineswegs und ganz besonders munden ihm Eier und Jungvögel. Und wenn die Häher auch noch so sehr kreischen und zetern und auf ihn hassen, er würgt eins ihrer Jungen nach dem andern, frißt aber nur an dem einen etwas herum.

Ganz sinnlos ist er oft vor Mordlust. Er hat genug Vogelbrut, Mäuse und Käfer über Nacht gefressen, aber als er auf das schlafende Rehkitz stößt, sitzt er ihm am Halse und reißt ihm die Schlagader auf. Eine Wonne



Douglas English.

Edelmarder.



Douglas English.

Edelmarder.



dünkt es ihm, von dem zappelnden Kitz hin und her geschleudert zu werden, und als es sich nicht mehr rührt, da säuft er solange an dem hervorquellenden Blute, bis er nicht mehr kann. Dann schlüpft er in sein Felsloch und schläft dort drei Tage und drei Nächte wie tot.

Dann wieder bekommt er Lust auf Hamster und pürscht ein Ackerstück nach dem anderen ab, bis er einen von den bunten Gesellen beim Wickel hat. In der nächsten Nacht jagt er das Feldhuhn von seinem Gesperre und würgt eines der Hühnchen nach dem andern. Die ganze nächste Woche bleibt er im Holze und jagt auf junge Tauben, und als er auf die drei halbflüggen Waldkäuze gerät, ist es ihr Tod; alle drei verbluten unter seinen Zähnen. Die Krähen plärren und quarren, aber er ist nicht eher zufrieden, bis das Nest leer ist und die Jungen alle tot am Boden liegen.

Ebenso schlimm wie er treibt es das Weibchen, das er in jener Februarnacht bei den Klippen traf. Mit seinen vier Jungen macht es den ganzen Wald unsicher. Ob Maus oder Jungvogel, ob Eichkatze oder Kaninchen, sie müssen alle daran glauben. Da ist kein Busch zu dicht, kein Gestrüpp zu wirr, es wird alles abgesucht und was darin lebt, muß sterben, denn fünf Mardermagen verlangen viel.

Der alte Oberholzhauer, der vor dem Walde wohnt, wacht nachts von dem wütenden Gekläffe des Spitzes auf. Als das Bellen nicht enden will, steht der Alte auf und geht vor das Haus. Mit hellem Halse fährt der Hund fortwährend gegen den Stall. Der Alte sucht sich einen Knüppel und öffnet vorsichtig die Türe. Aber wie fährt er zurück, als ein schwarzes Tier ihm über die Schulter springt und drei andere zwischen seinen Beinen durchschlüpfen; das fünfte aber erwischt der Spitz und schlägt es sich solange um die Ohren, bis kein Leben mehr darin ist.

Ganz verstört steht der Alte im Stalle. Hier liegt ein Huhn, da noch eins, und dort ein drittes, alle tot. Drei sitzen verschüchtert auf der Leiter. Eins liegt halbtot hinter dem Holze. Die Kücken sind alle tot. Dem Hahn fehlt der Schweif und der halbe Kamm, der Henne der Kehllappen. Der Alte flucht und wettert und schwört blutige Rache; jeden Abend sitzt er mit der Flinte hinter dem Backofen, überall im Holze hat er Prügelfallen hergerichtet, aber er kommt nur einmal zu Schuß, und da ist es Nachbars Kater, und in den Fallen fängt sich nur eine Eichkatze.

Der Herbst zieht in das Land. Im Schloßgarten reifen die Frühtrauben. Jeden Morgen sind sie geplündert. Der Gärtner stellt Scheuchen auf; es hilft nichts. Er schießt Spatzen und Amseln und hängt sie an die Reben; am anderen Morgen sind sie fort und dazu die besten Trauben. Eines Abends paßt er auf, denn er glaubt, Diebe plünderten das Spalier. Es ist schon recht dunkel, da hört er das Weinlaub rauschen, hört es kratzen und scharren

und eine dicke Traube fällt ihm vor die Füße. Da wird ihm unheimlich zumute und er schleicht sich fort.

Es wird Spätherbst. Der Oberholzhauer richtet den Dohnenstieg. Als er ihn nachsieht, ist hier eine Dohne ausgebeert und da eine, dort ist eine Schlinge zerrissen und hier wieder eine, und die Federn am Boden weisen ihm, daß irgendein Dieb die Kramtsvögel stahl. Der Förster pürscht zu allen Zeiten den Dohnenstieg ab und schießt jeden Häher im Holze ab, den er antrifft, weil er glaubt, das seien die Beerendiebe und Drosselräuber; aber nach wie vor sind die Dohnen ausgebeert und immer wieder zeigen zerrissene Schlingen an, daß nächtlicherweile irgendein Untier dort sein Wesen treibe.

Er denkt schließlich, daß es wohl ein Marder gewesen sein könnte, denn frische Marderlosung findet er jeden Tag oben auf den Jagensteinen und auf den Bachstegen, aber das einzige, was er im Schwanenhalse fängt, ist eine Krähe, und seine Tellereisen bringen ihm nichts ein, als einen Hasen und Ärger. Schließlich, als alles Ansitzen und Passen und alles Fallenstellen nichts hilft, ergibt er sich in sein Schicksal.

Da kommt die erste Neue und nun läßt er alle andere Arbeit beiseite und sucht Marderspuren. Er findet auch eine und sie endet bei der dicken Eiche, unter der seit unvordenklichen Zeiten allerlei fahrendes Volk gern lagert, und die darum die Tatereiche heißt. In ihrem Mittelaste ist ein Loch und darin wird der Marder stecken. Der Förster stellt sich schußgerecht an und der Oberholzhauer schlägt mit dem Beil gegen den Stamm. Der Marder springt nicht. Ein Junge wird hinaufgeschickt; mit einer schwanken Gerte stochert er in dem Astloche umher; aber das Loch hat Windungen und die Rute trifft den Marder nicht. Noch einmal muß der Junge hinauf; der Förster hat aus dem Inhalte einiger Patronen, einem alten Lappen und einer Lunte einen Feuerwerkskörper hergestellt. Der Junge schiebt den Schwärmer in das Astloch, befestigt das Ende der Lunte mit einer Nadel, steckt es an und rutscht schleunigst von dem Aste zur Erde. Angestrengt passen alle drei auf. Da, es knallt, Rauch schießt aus dem Loche, aber der Marder springt nicht. Da schreit der Junge: „Da löppt he!“ und zeigt auf das Dickicht. Der Förster macht ein langes Gesicht; der Marder ist aus einem verborgenen Ausgang des Astloches geschlüpft und hat, ehe der Förster ihn sah, die Dickung gewonnen.

Der Förster flucht und schimpft, aber das hilft ihm nichts. Jeden Tag spürt er den Marder oder findet frische Losung, aber alles Ansitzen nützt nichts. Er blättert die Jagdzeitungen durch und sucht nach neuen Fallen; er läßt Mord- und Würgefallen aufstellen, fängt auch Wiesel, Katzen und Iltisse, aber den Marder nicht. In der Fichtendickung, wo die Fasanenfütterung liegt, findet er drei gerissene Fasanenhennen. Dem Pfarrer werden in einer Nacht zwölf Tauben gewürgt, dem Küster eine Ente im Stalle ge-

rissen. Da greift der Förster zum letzten Mittel, das er aus dem Grunde seiner Seele haßt, zum Strychnin.

Acht Tage lang legt er abends die vergifteten Spatzenköpfe und läßt die, die morgens noch vorhanden sind, wieder fortnehmen. Zuerst liegt das Marderweibchen tot im Vorholze; nach und nach folgen ihm seine drei Jungen, und als Tauwetter den Boden freimacht, da findet der Holzhauer auch den alten Marderrüden verludert und unbrauchbar bei der Fasanenfütterung.

Den halben Winter über haben die Enten auf dem Parkteiche und das andere Geflügel Ruhe. Im Februar aber kreischt und keckert es wieder in den Klippen. Zu viel Löcher und Spalten haben die Felsen, zu viel altes Holz steht am Berge; so wandern bald wieder Edelmarder zu und jagen und morden, wie es ihre Art ist.

18*

Die Feldmaus.

Von Martin Braeß.

Es gibt ein Verschen vom armen, verfolgten Lampe, das schließt mit den Worten: „Alles, alles will ihn fressen!“ Aber noch viel mehr Feinde stellen einem andern Bewohner des Ackers nach, der Feldmaus. Die Freunde des schmackhaften Hasenbratens, die vierbeinigen sowohl wie die zweibeinigen, sind schließlich — mit Ausnahme des Menschen — alle zufrieden, wenn sie ihren Hunger stillen können am Fleische dieses kleinen Nagers; selbst Freund Reineke, der Gutschmack, der natürlich einen fetten Entenbraten oder das zarte Wildbret eines Junghasen vorzieht, treibt sich oft am Rande des Waldes umher und im Getreide des Feldes mit der ausgesprochenen Absicht, der Niederjagd obzuliegen, eben der Jagd auf Mäuse, und die tägliche Fleischkost der schwarzen und grauen Krähen würde arg reduziert werden, wenn plötzlich die Maus verschwinden würde von ihrem Speisezettel. Ein klagender Hase, ein halb verhungertes Rebhuhn, ein angeschossener Fasan, das bleibt ja doch ein seltener Festtagsbraten für diese Wegelagerer; Alltagskost, immer erwünscht und meist auch zu haben, sind ihnen die Mäuse.

Dazu kommen all die hundert kleineren Feinde, die einem Hasen nichts antun können, aber mit der schreckhaften Feldmaus es ohne weiteres aufnehmen. Selbst der rotrückige Würger, nicht größer als diese, bewältigt sie bald; in seinen Fängen trägt er sie nach der dornigen Hecke, spießt sie dort auf und ißt dann gar zierlich davon. Seine Gewölle, die er ausspeit, sind häufig reich an Haaren und Knochen der Feldmaus. Und auch im Rachen niederer Kaltblüter muß manches der armen Mäuslein sein Leben lassen. Die unheimlichsten von ihnen, das sind die Kreuzottern, die still auf der Lauer liegen im Sonnenlicht. Ehe es die Gefahr nur geahnt, da ist das Opfer getroffen vom giftigen Zahn der heimtückischen Viper; noch ein paar Schritte taumelt die Maus dahin, dann wird es ihr schwindlig, sie beginnt sich im Kreise zu drehn und verendet nach wenig Minuten. „Stadtmaus und Feldmaus“, so überschrieb der alte Äsop seine bekanntste Erzählung: in Frieden lebt draußen die Maus auf dem Felde, in steter Angst vor den Feinden das Mäuschen in Küche und Keller — o, er hat

Unrecht, der alte Fabeldichter mit seiner Weisheit; die Katze streift auf dem Lande umher, auf dem Acker Igel, Iltis und Wiesel, und der Mensch streut giftige Brocken, hier sowie dort; dazu die Unzahl der Feinde, in erster Reihe aus dem Reiche der Vögel, vor deren Angriff ein sicherer Raum im Hause des Menschen bewahrt.

Herbst ist es; ein Mäusejahr war's sondergleichen. Die ältesten Leute im Dorf können sich nicht besinnen, je ähnliche Massen der schädlichen Nager auf Feld und auf Wiese gesehen zu haben. Es scheint alles zu leben; wohin



Douglas English.

Feldmaus.

man auch blickt, da huscht es vorüber. Ein Gang übers Feld, und hundert mit kräftigem Tritt dabei niederzutreten und mit dem Stock oder der Gerte zu Tode schlagen, ist kein schwieriges Kunststück. Stellenweise ist Loch an Loch im lockeren Boden, kaum einen Fuß weit voneinander entfernt, und doch sind's zu wenig Schlupfwinkel noch für die tausend und abertausend der graufelligen Nager, die hier ihre Wohnung aufgeschlagen haben unter der Erde. Jeder Schritt scheucht dutzendweis sie auf, und manchmal stürzen vier, sechs oder noch mehr gleichzeitig los auf denselben Eingang zur unterirdischen Wohnung, einander den Weg verrammelnd. Ein einziger Rutenschlag streckt dann leicht drei oder vier leblos zu Boden. Besonders in der Nähe der Ge=

treidefeimen erreicht das bewegliche Treiben der zahllosen Scharen seinen Höhepunkt; hier liegen viele reife Körner, den Ähren entfallen, zwischen den Stoppeln umher. Aber was ist das schließlich für all die gefräßigen Nager! Auf den gewaltigen Bau der sorgsam zusammengelegten Garben klettert das Ungeziefer in großen Mengen empor; am dünnen Halm halten die zierlichen Pfötchen sich fest, und selbst über schwankende Brücken balanciert der kleine Körper geschickt. Die ganze Getreidefeime zeigt frohes, geschäftiges Leben; überall raschelt's im Stroh. Auf den Hinterfüßchen, den kurzen Schwanz mit als Stütze gebrauchend, so hocken die Tiere an ihrem erhöhten Platze. Futter im Überfluß, sie brauchen nur um sich zu greifen nach den Ähren, aus denen die Vorderpfoten die dicken Körner lösen, um sie dann den ewig raspelnden Nagezähnen zuzuführen unter dem schnuppernden Schnäuzchen. Und wenn sie sich satt gefressen an den mehligen Körnern, beißen einzelne wohl auch die vollen Ähren ab und klettern, die schwere Last im Munde, hinab auf den Acker, um mit ihrer Beute im Loch zu verschwinden, das zur Wohn- und Vorratskammer führt unter der Erde. Der Bauer mag bald kommen mit seinem Erntewagen und den Ertrag des Feldes sicher bergen daheim in der Scheune, sonst ist ein gut Teil des Segens verschwunden im Magen des nagenden Völkchens. Freilich dies Jahr wimmelt es auch in Scheuer und Wirtschaftsgebäude von den schier unheimlich sich mehrenden Mäusen, und so ist es am besten, wenn schnell die Dreschmaschine ihres klappernden Amtes waltet und rettet, was noch zu retten in die wohlverschlossenen Säcke. Und nicht der Landwirt allein, auch der Förster klagt über die entsetzliche Plage, welche die junge Pflanzung im Wald überfiel. In der ein- und zweijährigen Baumsaat haben die Mäuse verderblich gehaust, große Strecken sind gänzlich vernichtet. Selbst die älteren Setzlinge, Eichen, Buchen, Kastanien, haben gelitten; der nagende Zahn der Nimmersatten hat ihnen die Rinde und die zarteren Wurzeln verletzt, und manches Bäumchen ist zugrunde gegangen, weil die Mäuse unter ihm den Boden völlig durchwühlten.

Wo sind sie nur hergekommen, die Legionen der Übeltäter? Im Frühjahr waren's nicht mehr, als sonst in der Regel. Niemand dachte daran, daß der Ertrag manches Feldes fast vernichtet werden würde unter der entsetzlichen Plage. Nur der alte Tobias, der im Auszug lebt, seit der Sohn das Gut übernommen, hatte zu den Nachbarn gesagt: „Paßt auf, 's wird ein Mäusejahr wieder, wie damals im Jahr 56; die Bussarde, die im April herbeiziehen, machten ja wochenlang halt in unserer Gegend und besuchten täglich die Felder. Das deutet auf Mäuse; die Bussarde kommen auch wieder." Und Recht hat er behalten mit seinem prophetischen Ausspruch. Am Rande des Feldgehölzes sitzt auf dem Baum solch ein stattlicher Räuber, Umschau haltend mit scharfem Gesicht. Auf dem Grenzstein am Rain hockt ein zweiter;



Douglas English.

Feldmaus in Verteidigungsstellung.

still späht er nach Beute; plötzlich fliegt er dahin, wo das Mäuslein sich regte, ergreift es und würgt es hinunter. Ein dritter schwebt gemächlich daher, in langsamem Fluge, nicht hoch über dem Acker. Jetzt rüttelt er in der Luft, einen Augenblick nur; dann stößt er herab und verzehrt an Ort und Stelle die Maus, die mit sicherem Griff seine Fänge erfaßten. Ja Mutter Natur sorgt immer weise dafür, daß schließlich alles wieder ins gewohnte Gleichgewicht kommt. Die starke Vermehrung der Feldmäuse lockt ihre Feinde herbei, die gewaltig aufräumen unter der schädlichen Schar.

Außer den Mäusebussards sind's besonders die Krähen, die dem Landwirt hier beistehn, obgleich er so oft ihren Nutzen verkennt. Einzeln sowohl wie in ganzen Trupps wandern sie stolzen Schritts auf dem Felde umher, und die Zahl der Mäuse, die täglich verbluten unter den Hieben all der kräftigen Schnäbel, ist sicher sehr groß. Selbst die schädliche Elster — im kleinen Wäldchen zwischen den Feldern horstet sie in mehreren Paaren — fliegt gern herbei, teilzunehmen an der fröhlichen Jagd, und auch die geselligen Dohlen, die in den alten Gebäuden des Ritterguts massenhaft brüten und am Kirchturm des Dorfs, sind stark genug, den Nager zu packen und ihn niederzustrecken mit einem einzigen Hieb ihres Schnabels. Überhaupt was von den Bewohnern des Gutshofs, die die Herrschaft gern duldet in den Bodenräumen des Schlosses, in den Nischen und Mauerlöchern des verwitterten

Turms, in den Wirtschaftsgebäuden und Ställen, jetzt täglich an Mäusen verzehrt wird, das könnte kein Statistiker nicht einmal annähernd ausrechnen. Mäuse zum Frühstück, als Mittagessen, Mäuse zum Nachtmahl, jeden Tag wie den andern. Das niedliche Turmfälkchen holt sich sein Teil, das Storchenpaar brachte täglich den Jungen gewiß ein Dutzend herbei, wenn nicht mehr; jetzt fliegt die ganze Familie, sieben Mann hoch, oft auf die Äcker und verschluckt Mäuslein um Mäuslein und denkt noch nicht dran, nach dem Süden zu ziehen, so gut geht es allen. Und dann gegen Abend, wenn die Schleiereulen ihren Sitz im Turme verlassen und mit leichter Schwinge die nächtliche Jagd beginnen auf Feld und auf Flur: das ist dann ein Morden und Würgen. Das leuchtende Auge erkennt auch im Dunkel die Beute, die spitzigen Krallen greifen ins Fell, ein klagender Aufschrei des geängsteten Tieres und schon hat der spitzige Schnabel den Schädel zertrümmert. Sechs Mäuse bedarf solche Eule wohl täglich, doch kann sie ein Dutzend mit Leichtigkeit fressen, und wenn sie satt ist, dann tötet sie weiter, was sie erwischt, aus bloßem Vergnügen. Auch in ihre Behausung trägt sie von dem erbeuteten Wildbret und stapelt es auf — vielleicht kann man's später gebrauchen. Nächtlicherweise schleicht auch der Iltis herbei aus seinem Schlupfwinkel unter dem Stalle und die Igelmutter mit ihren possierlichen Jungen, die sie großgezogen in einem verborgenen Winkel unter Laub und altem Gerümpel.

Und sie können mir doch nicht helfen, all die Mäusevertilger, sagte mißmutig der Landmann; die halbe Ernte ist schon dahin, und wieviel mir übrig bleiben wird, wenn der Rest geborgen, wer kann's voraussagen! — Gewiß, solcher Kalamität Herr zu werden, dazu reichen die zwei- und vierbeinigen Freunde des Landwirts nicht aus, ebensowenig wie die Unmenge von Staren in Maikäferjahren die braunen Gesellen bewältigen kann, die das junge Birken-, Buchen- und Eichenlaub abgefressen haben und sich nun auf die grüne Saat stürzen, oder wie die muntere Schar der Meisen den Schaden nicht abzuwenden vermag, den in manchen Jahren die Nonne in den Wäldern verursacht. Aber wie oft die Mäusevertilger die Gefahr im Keime erstickt haben mögen, und wieviel schrecklicher so manches „Mäusejahr" noch geworden wäre, wenn sie nicht eingegriffen hätten, das entzieht sich natürlich jeder Schätzung. Vorbeugen heißt es, eh' es zu spät. Durch nichts kann aber der Landwirt der Mäusekalamität sicherer vorbeugen, als dadurch, daß er den Feinden dieser Nager ausreichenden Schutz gewährt. Die Raubtiere sind mit Unrecht in Mißkredit gekommen, Fuchs, Iltis, Wiesel, die Insektenfresser Igel und Spitzmäuse, die gefiederten Räuber, Bussard, Turmfalke, alle Eulen, ferner die große Familie der rabenartigen Vögel und andere: der Jagd fügen sie manchen Schaden zu, aber dem Ackerbau sind sie ein Segen!

Natürlich wird der Landmann dem Fressen draußen auf dem Felde und dem Gefressenwerden nicht untätig zuschauen. Er wird selbst eingreifen, die Zahl der unersättlichen Nager zu dezimieren. Die Menge der empfohlenen Mittel ist sehr groß, wodurch aber nur bewiesen wird, daß kein einziges vollen Erfolg verspricht. Man treibt Rauch in die unterirdischen Höhlen und giftige Dämpfe; man streut vergiftete Körner hinein; ganze Felder düngt man mit einem Absud von Brechnuß oder Wolfsmilch; man stürzt den Acker frühzeitig um, möglichst tief, daß der Pflug die Wohnungen der lästigen



Douglas English.

Feldmaus von den Orkney-Inseln.

Nager aufreißt, und läßt Kinder hinterhergehen, die mit Ruten und Stöcken niederschlagen, was sie erwischen; auch glattwandige Löcher gräbt man im fetten Boden, in welche das Ungeziefer hineinfällt und sich gegenseitig vernichtet. In neuerer Zeit hat das Mittel eines deutschen Gelehrten, Professors Löffler, berechtigtes Aufsehen gemacht. Er entdeckte einen Bazillus, der bei den Feldmäusen eine typhusartige Epidemie hervorruft. In Griechenland, in der thessalischen Ebene, wo vor einer Reihe von Jahren eine entsetzliche Mäuseplage die ganze Ernte zu vernichten drohte, ward dieser Mikroorganismus zuerst in großem Maßstabe gegen die unheimlich sich



Douglas English.

Feldmaus=Albino.

mehrenden Nager losgelassen. Brotstücke legte man aus, die mit dem Infektionsstoff, der den Mäusebazillus enthielt, behandelt waren. Wer davon fraß, der verendete bald. „Über die Leichen erbarmten sich die Kameraden, bereiteten ihnen eine Bestattung in ihren Mägen, und von da an hatte die Sache gute Wege: die furchtbarste Epidemie war unter den thessalischen Mäusen eingeleitet, und sie schwanden dahin wie Aprilschnee vor der Sonne.“ Seit dieser Zeit hat sich alljährlich der Löfflersche Bazillus auch in Deutschland aufs trefflichste bewährt.

Feldmaus und Hausmaus, zwei ganz verschiedene Tiere sind es, wie schon der erste Blick lehrt. Der Körper der Feldmaus ist etwas größer, namentlich aber plumper — der derbere Bauer neben dem zierlicheren Bewohner der Stadt —, jedoch erreicht der kleine Schwanz nur etwa ein Drittel vom Schwanze der Hausmaus. Diese trägt einen fast einfarbigen dunkeln Pelz, kaum etwas heller unten als oben, während das Kleid der Feldmaus auf dem Rücken gelblichgrau, an den Seiten schon erheblich lichter und an den unteren Teilen und den Füßen schmutzigweiß gefärbt ist. Auch die Physiognomie der Feldmaus ist eine andere; das Köpfchen nicht ganz so spitz und die kleine Ohrmuschel weniger aus dem Fell hervortretend. Besonders zur Winterszeit begegnen sich beide Tiere wohl in den Häusern der Menschen, und zwar in den Kellern und Scheunen, wohin die Feldmäuse



Douglas English.

Feldmaus von den Orkney-Inseln und Feldmaus-Albino.

dem Erntesegen gern nachfolgen, wenn der Landmann ihn einheimst, während sie die oberen Räume der Alleinherrschaft der Hausmäuse überlassen. Aber die Mehrzahl der Feldbewohner bleibt doch auch in der kalten Jahreszeit ihrem alten Wohnorte treu, nur daß sie häufig ihre Löcher und Kammern noch etwas tiefer wühlen, um vor der Kälte besser geschützt zu sein. In einen wirklichen festen Winterschlaf verfällt die Feldmaus nicht; für des Leibes Nahrung hat sie schon gesorgt in der Zeit des Überflusses und einen ganzen Vorrat an Getreidekörnern und andern Sämereien eingetragen, im und am Walde auch Hagebutten, Buchedkern, Haselnüsse, Eicheln, Wacholderbeeren u. dergl. Die oberirdischen Gänge zwischen den vier oder fünf Löchern, die alle nach dem Wohnraum führen, verschneien im Winter; aber unter dem Schnee gräbt sich die Feldmaus lange Tunnel, in denen sie geschützt und ungesehen dahinhuscht, wenn der Schneesturm über die Fläche braust und die hungrigen Krähen nach Futter schreien. Wird es sehr kalt, so rührt sich die Feldmaus nicht mehr in ihrer Höhle, dann schläft sie wohl tage- und wochenlang; aber sobald es gelinder, sieht sie nach ihren Vorräten und zehrt davon, wenn noch etwas vorhanden. Ist alles verbraucht, so gräbt sie mit bewunderungswürdiger Fertigkeit selbst im gefrorenen Ackerboden unter der Oberfläche ihre Gänge weiter und lebt von den Wurzeln der Gräser und Unkräuter so lange, bis sich wieder etwas Besseres findet.

Meist aber hat sie sich schon im Herbst vorgesehen und sich wohnlich eingerichtet unter den am Felde zurückgebliebenen Getreidehaufen oder in der Nähe der sog. Kartoffel- und Rüben-„Mieten“, wo es natürlich jederzeit Futter im Überfluß gibt. Es ist, als ob die Feldmaus eintretenden Mangel prophetisch vorausahnen könnte; denn gar oft geschieht es, daß sie plötzlich in ganzen Massen auswandert, vielleicht nur nach einem benachbarten Feld, vielleicht aber auch in eine andere entfernte Gegend. Laufen können die kleinen Füßchen sehr schnell, und Flüsse bilden kein Hindernis; denn wie alle Nager sind auch die Feldmäuse vorzügliche Schwimmer. Wie mit einem Schlage ist dann der Acker, vielleicht die ganze Landschaft von der lästigen Plage befreit, und verwundert fragen die Menschen, wohin die Heerscharen so plötzlich verschwunden. Auch ungünstige Witterung — Kälte und Nässe im Herbst — vertreibt sie oder erzeugt epidemische Krankheiten, wodurch ganze Scharen dahingerafft werden, freilich gewöhnlich erst dann, wenn es zu spät ist, wenn schon der ungeheure Schaden an den Früchten des Feldes geschehen.

Die Fruchtbarkeit der Feldmäuse ist riesig. Vier- bis sechs- oder siebenmal schreitet das Weibchen während der warmen Jahreszeit zur Fortpflanzung; deshalb muß es mit dem ersten Wurf schon zeitig im Frühjahr beginnen. Die Wochenstube ist bald hergestellt. Mit zerkleinerten Halmen, zerbissenen Gräsern und mit Moos wird die kleine Höhle gut ausgepolstert, und schon im April liegt die Alte mit vier, sechs oder acht Jungen im gemütlich warmen Nestchen, wenn droben die Spitzen der grünen Saat noch immer von einem verspäteten Schneeschauer heimgesucht werden, daß die Lerche ihr Jubellied vergißt. Ganz unvollkommen, nackt und blind werden die jungen Mäuse geboren, aber unter der treuen Pflege ihrer Mutter wachsen sie sehr schnell heran; nach ein paar Wochen schon werden sie entwöhnt und versuchen ihre Zähnchen an Pflanzenkost. Bald sind sie ganz selbständig, graben sich eigene Löcher und Gänge, und bereits im Spätsommer erleben sie selbst schon Vater- und Mutterfreuden. So kommt es, daß um diese Jahreszeit das Heer der Feldmäuse gar oft wie mit einem Schlage sich verdoppelt zu haben scheint. Glücklicherweise nicht in allen Jahren, denn bei naßkalter Witterung im Frühjahr, besonders bei anhaltenden Nebeltagen, sind wohl die meisten dieses ersten Wurfs schon längst zugrunde gegangen.

Die Liebe der Mütter zu ihren Kindern ist rührend. Oft machen sich die Hütejungen auf der Wiese den Spaß, Mäuselöcher mit Wasser auszugießen, um auf solche unsanfte Weise die Bewohner herauszutreiben. Sind Junge im Nest, so sucht die Alte wenigstens eins der nackten Tierchen zu retten, nimmt es zwischen die Lippen und kämpft gegen die hereinbrechenden Fluten. Glücklich erreicht es den Ausgang, und mancher Junge schon hat die

zum Schlage bereitgehaltene Gerte weggeworfen, als er solch aufopfernde Mutterliebe gesehen.

In Europa gibt es nur wenig Länder, welche die Feldmaus nicht kennen. Es sind namentlich einige Inseln, wie Sardinien, Korsika, Sizilien, Irland, dazu der höchste Norden unseres Erdteils. Im westlichen Asien kommt die Feldmaus vor bis jenseits des Ob und südlich bis nach Persien. Alle Getreidegegenden bevorzugt sie natürlich in erster Linie, doch lebt sie auch am Waldrand und auf Waldblößen, wo sie freilich nie in solch übergroßer Menge auftritt. Die Ebene sagt ihr besonders zu; doch fehlt sie auf keinem unserer deutschen Mittelgebirge. Dem Feldbau folgt sie in bedeutende Höhen, ja in den Alpen hat man sie selbst bei 2000 Meter noch hie und da angetroffen.

Der Iltis.

Von Hugo Otto.

Ein wüster Sturm hat die Dezembernacht durchtobt. Der Regen floß in Strömen herab. Der Wind blies recht empfindlich kalt. Zeitweise zerriß er das Gewölk, und dann kam hin und wieder die Mondscheibe zum Vorschein, an der die Wolkenballen vorbeihuschten.

„Das ist eine nette Bescherung," meinte am Morgen des nächsten Tages der Bauer, als er sein Hühnerhaus öffnete. Über Nacht mußte es geschehen sein. Gestern Abend noch zog der stolze Haushahn mit seinem Hühnervolk bei Sonnenuntergang gesund und munter zur Ruhe, und heute Morgen ist ein Teil der Schar verschwunden. Der alte Gockel und drei Hennen sind nicht mehr da. „Das hat das Untier getan," stammelte erzürnt der Bauer.

Überall liegen Federn, nichts als Federn, und hier und da findet sich auch eine Blutlache. Es muß ein grausiger Kampf gewesen sein, der hier ausgetragen worden ist, eigentlich mehr ein räuberischer Überfall, der im Dunkel der Nacht im Hühnerhause stattgefunden hat. Als der alte Hahn um die Mitternacht aus leisem Schlafe durch ein Geräusch erwachte, da schlich es die Hühnerstiege herauf. Fast geräuschlos zog da über eine kleine, augenblicklich mondbeschienene Stelle ein Schatten, nicht gerade groß. Sollte es Mieze sein, die der Mäusejagd in ihrem Revier oblag? Doch nun war es oben. Einen Augenblick ist es still. Dann sprang es am Drahtgeflecht des Hühnerhauses in die Höhe, war im nächsten Augenblicke auf der Sitzstange der Hühner, und schon purzelte es wieder mit großem Gepolter, Geflatter und Geschrei auf den Boden des Hühnerhauses. Das tat Mieze nicht. Die schwarze Henne, die das erste Opfer des Überfalles war, schrie laut auf, dann knackte es, als ob ein Knochen zerbissen würde, noch einmal schlug sie mit den Flügeln, und nun verschwand der Räuber mit seinem Raube. Die übrigen Hennen waren erschrocken gegen die Wände geflogen. In der Dunkelheit hatten sie sich bald festgeflattert oder sich in die Ecken gedrückt. Große Angst quälte sie. Wie sollte es auch anders sein: einen blutgierigen Feind in unmittelbarster Nähe und keine Möglichkeit da, dem sicheren Tode zu entrinnen. Und dieser kam gewiß; denn der da ins Hühnerhaus eingebrochen war, war kein anderer als der mordlustige Iltis, der blutgierige Stänker,



Douglas English.

Iltis mit Raub.

der seit einiger Zeit sein Hauptquartier in der Scheune des Bauernhauses aufgeschlagen hatte, sonst aber bei sonnigem, warmem Wetter als Sommerresidenz auch wohl den großen Holzhaufen hinter den Viehställen bewohnte. Doch jetzt bei den kalten Herbsttagen meidet er den zugigen Holzstoß. Lieber ist ihm da die mit Heu und Stroh vollgepfropfte Bauernscheune, wo es sich oben im Quergebälk so sicher schlafen läßt, wo nie eine Störung hinkommt. Bislang hat kein Mensch eine Ahnung davon, daß der Stänker hier haust. Solange der Winter dauert, wird er in diesem Versteck bleiben, vorausgesetzt natürlich, daß der Knecht ihn nicht merkt und der Herr des Hofes nicht böse Pläne gegen ihn schmiedet. Er selbst weiß sehr gut, wie er sich zu verhalten hat, um nicht entdeckt zu werden. Am Tage ist für ihn draußen nichts los. Die Nacht ist die Zeit, in der er das Feld seiner Wirksamkeit betritt. Im Halbdunkel des Scheunendaches erholt er sich von den Anstrengungen seiner Raubzüge. In dieses Versteck hat unser Iltis auch die getötete Henne geschleppt. Nachdem er sich an ihrem Blute gesättigt hat, ist er noch mehrere Male ins Hühnerhaus zurückgeschlichen, und dort ergriff er noch ein zweites, drittes Huhn und so fort, bis seine Raubgier sich legte.

* *
*

Im Westen geht nach einem warmen, sonnigen Tage die Königin des Lichts zur Ruhe. Dunkler und gleichmäßiger werden nach und nach die Schatten im Versteck des Iltis. Durch eine kleine Öffnung eines zerbrochenen Dachziegels glitzert schon das schwache Licht des Abendsternes herein. Jetzt ist es Zeit für den Iltis. Er stellt sich auf seine kurzen, stämmigen Beinchen, reckt den runden, gestreckten Leib und — gähnt. Nun läuft er einige Meter weit über den Balken, dann steht er still: er lauscht. Im Stroh krabbelt es. Mäuse und Ratten wühlen da den Körnern nach, die beim Dreschen nicht aus den Ähren gesprungen sind. Jetzt springt der Iltis auf einen tiefer liegenden Balken. Er kennt den Weg genau. Nie mißglückt der kühne Sprung. Mit den scharfen, gebogenen, nicht einziehbaren Krallen hakt er sich so fest ein, daß ein Ausgleiten ausgeschlossen ist. Sie sind seine Anker beim Sprung und seine Steigeisen beim Klettern. Nach dem Absprung lauscht er wieder. Die kleinen Ohren sind mit ihren Öffnungen scharf nach vorn gestellt. Nichts entgeht dem feinen Gehöre. Unten in der Scheune vernimmt der Iltis Tritte, jetzt schlägt eine Tür, alles ist wieder still. Nun wispelt es in der Nähe. Aus dem Stroh kommt eine Maus, jetzt noch eine. Im Spiel laufen sie hin und her. Schon längst hätte eine Katze sie im Sprunge erhascht. Aber der Iltis wartet. Er hat seine eigene Jagdmethode. Zum weiten Sprunge eignet sich sein gestreckter Leib mit den kurzen Beinen nicht

sonderlich gut. Doch nun schnellt er blitzschnell vor und erhascht die nahe Maus im sprunghaften Laufe. Allzu große Anstrengungen liebt er nicht. An sich ist er im Vergleiche mit Marder und Wiesel eine träge Natur.

Durch eine schmale Spalte unter dem Dache ist der Iltis ins Freie gelangt. Von dort aus besteigt er bequem die Firste des Anbaues, in dem sich die Schweineställe befinden. Unten hat er schon manche fette Ratte beim Naschen am Schweinefutter erbeutet. Doch heute an diesem schönen Sommerabende geht er nach draußen. Wenn Regenwetter herrscht, der kalte Nordwind mit Graupeln und Schnee um sich wirft oder der Winter Mutter Erde in starre Fesseln geschlagen hat, dann denkt auch Meister Stänker: Ost und West, daheim am best'. Nicht lange besinnt sich heute unser Iltis. Es liegt ihm im Gefühl, daß die Nacht gutes Wetter bringt, und so wandert er ohne Zögern das Dach hinab, dann ein niedriger Absprung auf die Mauer des Gartens, von der aus er sofort zur Erde gleitet. Schnell eilt er nun auf bekanntem Wechsel durchs Wiesengras, um die schützende Deckung der Rainhecke zwischen den Feldern zu erreichen.

Lautlos schleicht der Iltis durch das Dornicht. Auf seinen behaarten Ballen geht er wie auf Filz. Sein Nahen ist selbst dem feinhörigsten Tiere fast stets unvernehmbar. Aalartig windet er den geschmeidigen Körper durch das Gesträuch. Nirgends stößt er an; denn er hat in seinen Schnurrhaaren einen vorzüglichen Maßstab, der ihn nie im Unklaren darüber läßt, ob er mit dem ganzen Körper durchschlüpfen kann oder nicht. Wo die Spitzen dieser Haare nicht anstoßen, da gleitet auch der Leib geräuschlos durch. Und dazu kommt noch die dichte, dunkelkastanienbraune Grannen- und gelbe Wollbehaarung des Schleichers, die jedes entstehende Geräusch sofort zu dämpfen und zu ersticken vermag und daneben auch noch für die rauhe Jahreszeit einen guten Schutz gegen die Kälte und den Tau der Nacht abgibt, den er, da er kein Winterschläfer ist, gar wohl gebrauchen kann. Diese Färbung seines Balges schützt ihn auch gut im Halbdunkel der Scheune und im schwachen Lichte des Holzhaufens, der Baumhöhlen und Erdlöcher, wo man ihn nicht leicht erkennen kann.

Sehr interessiert scheint der Iltis zu sein. Bald schiebt er sein spitzes, längliches Köpfchen in ein Mauseloch, bald durchschnüffelt er einen Reisighaufen; in alle Winkel riecht er, sucht alle Ecken ab; lauscht hierhin, späht dorthin; jetzt stochert er an einem hohlen Weidenstufen herum. Am schrägen Stamme steigt er träge ins Geäst, wo ihm die Jungen eines Amselpaares köstlich munden. Nachdem er dort kurze Zeit ausgeruht hat, gleitet er wieder zur Erde nieder. Sein Wechsel führt jetzt über eine Weide und dann an den langsam dahinschleichenden Wiesenbach. Dort findet er seine Lieblingsnahrung — Frösche. Bald hier, bald dort verrät ihm sein scharfes Näschen solch einen „Märtyrer der Wissenschaft", und in zielsicherem Sprunge erhascht er sie

alle, mögen sie auch in der Flucht ihr Heil versuchen. In schönen Nächten geht der Iltis häufig an den Bach, frißt dort Frösche, Kröten, ja selbst Fische, die er schwimmend und tauchend in seine Gewalt zu bringen versteht. Von seiner Tätigkeit am Gewässer zeugen die „Gallerte", die er ähnlich wie der Dachs am Bachrande, auf Wiesen und Waldwegen von sich gibt, wenn er allzu gefräßig gewesen ist und sein Magen die große Anzahl verzehrter Frösche nicht zu verdauen vermag. Dann gibt der Iltis das Unverdaute, ähnlich wie Raub- und Rabenvögel die Gewölle, in gallertiger Masse von sich, und an solchen Stellen sieht es dann wohl so aus, als habe ein Anstreicher den frisch bekleisterten Pinsel gründlich ausgeschlenkert.

So bummelt er die ganze Nacht umher, oft kilometerweit von seinem Verstecke entfernt, bald schleichend, bald schlüpfend, dann wieder kletternd und springend, unter Umständen sogar schwimmend und tauchend. Er ist ein vielseitig veranlagter Räuber, der Bewunderung verdiente, wenn sein Temperament nicht allzu phlegmatisch wäre.

Graut im Osten der Morgen, dann schleicht der Iltis wieder in sein Versteck, und ehe es taghell ist, sitzt er wieder in seiner Klause oben im Gebälk der Scheune oder unter dem Dache im weichen Heulager, nicht selten aber auch in der landwirtschaftlichen Rumpelkammer zwischen Holzklötzen und Wurzelknorren, immer aber so, daß ihm die Tagruhe nicht gestört wird. In den warmen Monaten liebt er auch sehr den Aufenthalt im Reisighaufen am Feldrand, die Wohnung im alten Lüschhaufen des Schilfdickichts und das Versteck im Ährenfeld, wo Feldmäuse und Hamster hausen. Auch in hohlen Eichen- und Weidenstufen nimmt er häufig Quartier. Erdhöhlen sind ihm nicht selten Lieblingsplätze, zumal Kaninchenbaue, in denen er gleich dem gezähmten Iltisalbino, dem zur Jagd verwandten Frettchen, den jungen und alten Kaninchen nachstellt.

*   *
*

Es ist die Zeit des Schnepfenstriches. Längst ist die graue Bachstelze heimgekehrt und hat durch ihre Ankunft verraten, daß nun auch der „Vogel mit dem langen Gesicht" zu erwarten sei. Am Rande der Waldwiese steht gedeckt hinter einem Strauche lauschend der Jäger, ob ihm nicht die Abendstille den Balzton einer Schnepfe zutrage. Als sein Blick über die Wiese gleitet, sieht er hinter einem vergilbten Grasbüschel des vorigen Jahres ein spitzes Gesicht hervorlugen. Ein Iltis macht dort ein Männchen und mustert die Umgebung, ob auch alles sicher sei. Er ist scheinbar zufrieden mit seinen Wahrnehmungen; denn nun läuft er langsam mit springender Bewegung weiter. Da hat er plötzlich bemerkt, wie sich der Rasen vor ihm bewegt. Er

19*

hält still und äugt scharf hin. Eine Wühlmaus ist an der Arbeit, um sich neue Birschwege im unterirdischen Jagdreviere zu graben. Jetzt schiebt sie mit dem Maule die Erde nach oben. Einen Augenblick lang wird der Kopf sichtbar, und schon hat der Iltis sie erhascht. Er beißt die zappelnde Maus nun vollends tot. Wie Dolche dringen seine Eckzähne ihr ins Genick. Jetzt faßt er sie mit den Schneidezähnen und trägt den Raub zu seinem nahen Verstecke in die Höhlung des Erlenstockes, wo er bald das Tier mit seinen spitzhöckerigen Backenzähnen, die wie Schneide- und Hackmesser wirken, zerstückt und verzehrt. Nicht lange dauert es und der Ratz wird dem Jäger wieder sichtbar. Zu anderer Zeit hat er ihn schon beobachtet, wie er mit der Geduld einer Katze am Mauseloche auf der Wiese lauerte und wie schließlich auch die Beute seine Ausdauer lohnte.

Unser Iltis, der sich dem Jäger beim Schnepfenanstande zeigte, ist ein Weibchen. Den Winter über hat es im Dorfe am Waldausgange in einer Scheune gehaust. Durch die Kämpfe im Februar in der Ranzzeit, wo sich nicht selten zwei, drei Männchen bei nächtlicher Weile um seine Gunst bemühten und dabei in heftige gegenseitige Fehde gerieten, ist es schließlich infolge der ständigen Belästigungen verscheucht worden. Jetzt sieht das Tier in der Höhle des Erlenstockes den Mutterfreuden entgegen. Der Platz ist recht günstig für das Wochenbett gewählt. Der Stock ist im Innern völlig trocken. Der Eingang liegt seitlich und hält die Niederschläge fern. Altes Reisigholz ist dort aufgetürmt, das von wuchernden Brombeerranken durchwachsen ist, die etwaige Feinde von der Iltisburg fernhalten; denn die schmalen Wege, die dem Stänker genügen, sind selbst für Dachshund und Foxterrier, seine erbittertsten Feinde, recht dornenvolle Pfade.

Es ist Maitag. Mutter Iltis hat vor einiger Zeit weiches Moos und reichlich Federn in den Erlenstock eingetragen, und unter der Nestdecke regt sich jetzt bereits Leben; denn sie hebt und senkt sich. Fünf kleine, kurzschwänzige, weiß behaarte Iltisse liegen in der warmen Wiege. Vor acht Tagen wurden sie geboren, und wenn noch einige Tage verflossen sein werden, dann öffnen sich auch ihre Äuglein, und nach Verlauf von etwa einem Monat nehmen sie auch die Färbung der Mutter an. Mit großer Liebe pflegt, bewacht und verteidigt der alte Iltis seine Kleinen. Nach etwa sechs Wochen geht die Alte mit den Kleinen spazieren, und dann ist es äußerst interessant, zuzuschauen, wie sich die heranwachsenden Räuber spielend unterhalten und spielend ihr Handwerk erlernen. Sorgsam äugt, lauscht und wittert bei solchen Ausflügen die Mutter. Bei dem geringsten verdächtigen Anzeichen verschwindet sie mit der Räuberbrut in der nächsten Deckung. Nichts ist gegen diese kleinen Räuber in der Umgebung sicher. Aus den Nestern der Erdbrüter rauben sie die leckeren Eier und zarten Jungen; jedes Mausenest im Wiesengrase wird ausgekundschaftet; dem kleinen Junghasen im



Douglas English.

Iltis, schlafend.

Dornstrauche der Wallhecke sitzen sie plötzlich am Halse, und mag er auch noch so ängstlich klagen: sein Tod ist unabwendbar. Wachsen sie heran, dann fangen sie die glatten Frösche und die flinken Eidechsen. Ja selbst die giftige Kreuzotter und die unschuldige Ringelnatter sind ihnen Leckerbissen. Immer weiter dehnen sie ihre Wanderungen aus. Sie durchstöbern alle Wegdurchlässe und kommen selbst in die stinkenden Rinnen der Kleinstädte, in denen Ratten in Menge hausen und Kröten so bequem zu haben sind.

* *
*

Eigentlich ist es merkwürdig, daß nur verhältnismäßig wenige Menschen den Iltis kennen. Sehr häufig wird er mit dem Hausmarder verwechselt. Der Iltis hat ein weites Wohngebiet, das sich über die ganze gemäßigte Zone von Europa und Asien erstreckt. Hier trifft man ihn sowohl in der Ebene als auch im Gebirge an, kurzum überall da, wo er Futter in reichlicher Menge findet. Als echter Schlüpfer und Schleicher weiß er sich den Blicken zu entziehen. Eine besondere Sympathie hat der Mensch für den Stänker nicht. Er ist ein Finsterling, der das Tageslicht scheut und fast gar keine Eigenschaft besitzt, die ihn liebenswürdig erscheinen läßt. Der Jäger haßt ihn, weil er ihm Gelege und Jungwild stiehlt. Der Landwirt scheut ihn wegen seiner Räuberei an den Hühnern. Rücksichtslos wird dem Iltis nachgestellt. Wütend verfolgt der Hund seine Fährte und stellt ihn. Doch er hat Mut. Gerät er in Gefahr, dann geht er furchtlos auf den Gegner los, keckert ihn mit gellender Stimme an, sträubt die Haare, reißt sein tief-gespaltenes Maul weit auf, so daß sich die beiden Kiefer fast rechtwinklig stellen und sucht den Gegner durch diese furchterweckende Stellung und durch den Wald starrender, nadelspitzer Zahndolche zu schrecken. Als letztes Mittel in höchster Not spritzt er dem Hunde aus den beiden Drüsen am After stinkenden, beißenden Saft ins Gesicht und schlägt ihn auf diese Weise mit wohlgezielten Ladungen nicht selten in die Flucht. Gegen große Hunde benimmt sich der Stänker fast stets so. Ihnen gegenüber versagt seine Kraft; sein scharfes Gebiß kann gegen ihren gewaltigen Fang nichts ausrichten. Da stänkert er sie an, und indem sie sich noch das „Parfüm" aus den Augen wischen, ist der Iltis mit seiner duftenden Phiole längst in Sicherheit. Bei Anlässen macht er auch von seinen Kletterkünsten Gebrauch. Sonst aber bleibt er am liebsten auf der Erde. Alles in allem ein zwar gewandter, aber ebenso fauler Bursche, der das Leben, wenn äußerst möglich, nur von der bequemen Seite nimmt.

Die Wasserratte, Scher- oder Reutmaus.

Von Martin Braeß.

Mitten im buchsbaumumrandeten Blumenbeet zwischen Levkoie und Reseda, unter hochstämmigen Rosen kauert der Bursch vom Nachbar und schaut gespannt in den Topf, den er eingegraben hat gestern vor Nacht in die Erde. Was es wohl gibt? Jochen, du bist nicht so dumm, wie du aussiehst! Die Schermaus, die schon seit Wochen ihr Unwesen trieb unter den blühenden Blumen im Boden und daneben in den Gemüsebeeten, wo Kohlrüben, Salat und Gurken in sauberen Reihen gepflanzt sind, ist endlich in deiner Gewalt. An den glatten Wänden der hinterlistigen Falle kann sie nicht aufwärts und kann sich nicht retten. Ängstlich liegt sie am Boden des Topfes, erschöpft von der vergeblichen Mühe, einen Ausweg zu finden, und erwartet geduldig ihr Urteil.

Will dich genau betrachten, denkt Jochen, daß ich wenigstens weiß, wie du aussiehst, du lichtscheuer, böser Gesell, der uns den Boden zerwühlte und die Wurzeln der Sommerblumen und Rosenstöcke zerbiß und zernagte und im Gemüsebeet hauste zum Verderben der Möhren, des Kohls, der Schoten und Bohnen. Halb Feldmaus, halb Ratte, in der Größe genau die Mitte von beiden; aber der Kopf um vieles dicker und kürzer, fast rundlich, die Ohren nur klein, kaum ein wenig aus dem braunschwarzen Pelze hervortretend. Auch der Schwanz ist nicht lang, wie ein kleiner Finger etwa, und gleich dem der Ratte mit Schuppenringen besetzt und kurzen, borstigen Haaren. Das kleine Auge, das ängstlich heraufschaut, ist braun, die schnuppernde Nasenkuppe fleischfarben, und auf den Lippen stehen in reicher Menge tiefschwarze Schnurren mit weißlicher Spitze. Jetzt hebt der Gefangene sich empor am Gefäß und streckt sich und versucht an der glatten Wandung mit den langen, braungelben Vorderzähnen hastig zu nagen; vergeblich, er fällt auf den Rücken, daß ich nun seine Unterseite auch sehe, wenig heller nur, als der übrige Pelz. Komm nun, ich gebe dich dem Spitz, der mag dich befördern ins Jenseits!

Den Topf hebt der Bursche heraus aus der Grube, die Mütze darüber; mit freudigen Seitensprüngen begrüßt ihn im Hofe der Hund an der Kette. Ach nein, ich weiß etwas Besseres; du beißt meine Beute nur tot und läßt

sie dann liegen; aus ist's, und viel zu schnell ist der Übeltäter gerichtet. Im Mühlgraben soll er ertrinken, der hinter dem Obstgarten fließt; breit ist das Wasser und tief. Der Bösewicht zappelt in Angst, noch ehe er stirbt; er hat es nicht anders verdient!

Von der Mauer am Ufer herab mit kühnem Schwung stürzt die Schermaus in den langsam fließenden Graben. Hei! wie sie schwimmt, sogar gegen die Strömung, als sei sie von frühster Jugend ans Wasser gewöhnt. Stirn, Augen und Nase schauen frei über der Oberfläche hervor. Jetzt taucht die Schwimmerin unter und biegt ab von der Richtung; denn weiter abwärts kommt ihr rundlicher Kopf wieder zum Vorschein. Jetzt erreicht sie glücklich das andre Ufer des Grabens, wo sie sofort auch verschwindet zwischen den Wurzeln von Erlen und Weiden. Jochen, wir taten dir Unrecht und nehmen's zurück: dümmer siehst du nicht aus, als du in Wirklichkeit bist, nicht einmal jetzt, wo du mit offenem Munde dem Übeltäter nachstarrst, wie er sich rettet ans Land. Vielleicht sucht er Wohnung nun drüben im Garten des Nachbarn, vielleicht kommt er wieder zurück und gräbt von neuem sich Gänge und Höhlen in deine Beete, daß du den Ärger nicht los wirst. Schermaus und Wasserratte, das merke, ist ein und dasselbe. Bald lebt der schädliche Nager am trocknen Lande, lange Röhren sich bauend im lockeren Boden, bald sucht er das Ufer auf von Flüssen, Bächen und Teichen und gräbt in die Wände sich einen einfachen Bau. Täglich treibt er sich dann umher schwimmend und tauchend im Wasser, das ihm den größten Teil seiner Nahrung spendet, pflanzliche Kost und auch allerhand Tiere. — —

Ein langer Streit unter den Zoologen über Schermaus und Wasserratte. Die einen hielten die beiden für völlig verschiedene Spezies, weniger wegen mancherlei Veränderlichkeit in Größe und Färbung, als wegen der ganz abweichenden Lebensweise. Andere wieder behaupten, beide müssen vereinigt werden; dasselbe Tier ist's, das bald in Feldern und Wiesen, in Gärten, bisweilen auch in Wäldern sich findet, weitab vom Wasser, bald aber geradezu gefesselt erscheint ans feuchte Element, wie von andern Säugern Fischotter und Biber. Heute ist diese Ansicht wohl die allgemein gültige. Wühlratte kann man das Tier nennen mit einem gemeinsamen Namen, der dann die beiden „Instinktformen" Schermaus und Wasserratte vereinigt.

Stillstehende Gewässer liebt die letztere vor allem. Hier gräbt sie vom Wasserspiegel aus in die Uferwand eine schräg ansteigende Röhre, die in einen weiten Kessel einmündet. Es ist ihr Wohnraum, in dem sie tagsüber viele Stunden verschläft und verträumt. Erst gegen Abend wird sie lebendig. Vorsichtig schnuppernd schaut dann das Näschen aus der dunkeln Höhle hervor — die Luft ist rein, nichts regt sich, nur leise schlagen die Blätter des Schilfs aneinander im Abendhauch — schnell in das Wasser! Der geschickte Schwimmer taucht unter und klettert im nächsten Moment schon umher im

Röhricht der niedrigen Landzunge, gegenüber seiner Behausung. Hier ist Nahrung im Überfluß. Pflanzenwurzeln und saftige Gräser und die Rohrstengel selbst, namentlich wenn sie noch jung sind, bieten schmackhafte Speise. Bald laufend im Schlamm, bald rudernd im Wasser treibt sich das Tier zwischen dem Schilf und dem Seggengrase umher. Jetzt beißt es mit scharfem Zahn einen Rohrstengel ab und klettert mit seiner Last auf eine trockene Stelle, wo umgeknickte Halme oder Graspolster ein geeignetes Plätzchen gewähren zum ruhigen Fraß. Hier richtet sich der kleine Nager auf, daß er ganz niedlich aussieht, wie er auf den Hinterfüßen hockt und eiligst den Rohrhalm durch die Vorderpfoten laufen läßt bis dahin, wo der obere markhaltige Teil kommt, der nun verzehrt wird. Dann holt sich die Wasserratte einen dritten und einen vierten. Nun legt sie sich nieder und ruht aus von der Arbeit. Aber da knistert's im Rohr; sollte ein Fuchs auf Entenfang ausziehen? sollte der weiche Flügel einer Eule den Rohrhalm gestreift haben? Die Wasserratte fragt nicht, denn ängstlich und furchtsam ist sie bei jedem Geräusch. Im Nu gleitet sie von ihrem Plätzchen unhörbar ins Wasser, taucht unter und erreicht das sichere Versteck im dichtesten Pflanzengewirr. Bald ist die Furcht vergessen; das kleine Fröschlein, halb Kaulquappe noch, kommt gerade gelegen: gepackt und gefressen mit Stumpf und mit Stiel. Auch für das winzige Fischlein, das hier sich verschwommen zwischen dem Wald von Halmen, Wurzeln und Blättern, ist gerad' noch ein Plätzchen im Magen, und als Nachtisch ein Wasserinsekt, eine Larve, ein Wurm wird niemals verschmäht. Dann geht es wieder aufs Trockne; mit leichtem Schauern werden die Tropfen abgeschüttelt vom Fell. Bald ist das Tierchen verschwunden in der Höhlung am Ufer, und tiefer Schlaf hält es umfangen.

Bisweilen wird auch aufs Feld ein Ausflug unternommen, am Tag wie bei Nacht. Die Körner munden gar trefflich, und Fleischkost gibt's auch: Grillen, Heupferde, Werren und mancherlei Käfer. Selbst die Feldmaus ist nicht zu groß. Sie mag sich wohl hüten; die Wasserratte ist stärker, und das Recht des Stärkeren gilt in der Welt. Mit festem Griff hat der dunkle Nager Graufellchen gepackt und zerbeißt sein Genick; dann verzehrt der Mörder davon, wieviel ihm behagt. Das beste aber bildet den Schluß, eine Eierspeise; nichts geht unserm Räuber darüber. Schon sitzt die Wasserratte im Nest des Feldhuhns zwischen den kreiselförmigen Eiern; sie benagt und zerbricht die braungrauen Schalen und schlürft mit Behagen den Inhalt, der das kunstlose Nestchen besudelt. Einbruch, Diebstahl und Mord! Arme Eltern, wenn ihr zurückkehrt zum trauten Winkel, was hilft euer Jammern und Klagen! —

Die Wasserratte erfreut sich einer ziemlich starken Vermehrung; drei- bis viermal im Jahre wirft sie zwei bis sieben Junge. Lustige Schwimmkünste des Männchens, das sich förmlich herumwälzt im Wasser wie der



Douglas English.

Wasserratte am Ausstieg.

Fischotter und wirbelnd im Kreise tanzt, leiten gewöhnlich die Paarung ein. Gleichgültig schaut anfangs das umworbene Weibchen zu; dann aber wird es auch vom Liebestaumel ergriffen, gleitet ins Wasser, taucht unter, streift das Männchen, entflieht ihm und läßt sich von dem Nacheilenden haschen. In der Uferhöhle bereitet die künftige Mutter sodann ein wirkliches Nest für die Nachkommenschaft, die sie erwartet, kugelig, aus den feinsten Wurzelfasern verfilzt und verwoben; manch Vogelnestchen in den Ästen der Bäume kann sich mit dem Kunstwerk der Wasserratte nicht messen. Bisweilen stellt sie den kleinen Bau auch nur in dichtes Gestrüpp, ja es sind Fälle bekannt, wo sie den Nestbau gewissermaßen den Rohrsängern mochte abgelauscht haben, indem sie wie diese das kugelrunde, aus feinen Grasblättern geflochtene Nest in einiger Höhe über dem Wasser zwischen ein paar Schilfstengeln gar künstlich befestigt hatte. Nur schwimmend und dann an den Halmen emporkletternd konnten die Alten den Eingang der kleinen Hohlkugel erreichen. Auch eine Bodenvertiefung im Feld oder auf der ans Wasser grenzenden Wiese, ein Loch im Damm des Teichs ist der Wasserratte willkommen zur Aufnahme ihres Nestes.

Mit Sorgfalt und Liebe werden die Kleinen von der Mutter gepflegt und mutig verteidigt bei jeder Gefahr. Selbst stärkeren Feinden, Wieseln, Mardern, Hunden, Katzen, die dem Nest sich nähern, stellt sich die Wasserratte fauchend und zähnefletschend entgegen, springt auf sie los und sucht sie durch scharfe Bisse zur Umkehr zu zwingen, freilich oftmals vergeblich. Ein Opfer der Mutterliebe, mag manche Ratte verbluten unter den Zähnen des stärkeren Räubers, dem dann auch die hilflosen Kleinen zur Beute werden. Ist aber der Feind glücklich abgeschlagen, so nimmt die besorgte Mutter ein Junges nach dem andern und trägt es in Katzenart zwischen den Lippen nach einem Platz, der ihr sicherer erscheint; nicht selten geht dabei die Reise durchs Wasser. Drei Wochen alt mögen die Kinder sein, wenn sie allmählich entwöhnt werden; dann verlassen sie täglich das warme Nestchen auf ein paar Stunden und beginnen an den Rohrspitzen zu knappern, am jungen Gras, oder die Alte trägt ihnen besondere Delikatessen herzu, milchige Getreidekörner, grüne Erbsen, vielleicht auch ein Wasserinsekt, das sie fing, eine junge Kaulquappe und dergleichen. In kurzer Zeit lernen die Jungen sich selbst ihre Nahrung suchen, werden vertraut mit dem Wasser, vergessen das Wohnhaus von Vater und Mutter und graben sich eine eigene Höhle; die Eltern aber schreiten von neuem zur Fortpflanzung.

Solange die Gesellschaft dem Wasser treu bleibt und sich aus dessen Nähe nicht allzuweit entfernt, solange die Tiere also „Wasserratten“ sind in des Wortes eigentlicher Bedeutung, ist der Schaden nicht allzu groß, den sie dem Menschen zufügen. Kleine Fische fallen ihnen zwar bisweilen zum Opfer — und wo Fischzucht getrieben wird, darf es Wasserratten nicht

geben —, im Sommer auch Flußkrebse, wenn diese ihren festen Panzer erneuern; aber der Fang schädlicher Wasserinsekten macht solchen Verlust wieder quitt. Die Nachstellungen, denen Eier und Junge vom wilden Geflügel der Teiche ausgesetzt sind, Taucher, Bläßhühner u. a., berühren den Menschen nicht unmittelbar; anders, wenn die gefräßigen Tiere ein junges Hausentlein, das vielleicht eben erst dem Ei entschlüpft war, an den Schwimmfüßen packen und es hinabziehen unter das Wasser, daß es elend ertrinkt. In den Rohrwaldungen richten die Wasserratten, sobald ihre Zahl überhand genommen hat, durch das Umknicken und Abnagen der Halme nicht unbeträchtlichen Schaden an; auch an den Weidenbüschen schneiden sie Zweige ab, legen sie ins Wasser und schälen dann kunstgerecht die zarte Rinde, um sie zu fressen. Am verderblichsten aber werden sie, wenn sie die Dämme durchwühlen, daß das Wasser einen unerwünschten Ausfluß gewinnt, anfangs gewöhnlich nicht beachtet von den Menschen, sondern erst dann bemerkt, wenn es schwer ist, den Schaden zu heilen.

Verderblicher aber sind die Nager in Garten und Feld, die sogenannten „Scher-, Reut- oder Mollmäuse". Hier ziehen sie nur wenig unter der Oberfläche des Bodens ihre Gänge, oft hundert Meter lang, meist zickzackförmig verlaufend, und werfen gleich den Maulwürfen Haufen auf, unter denen sich eine größere Kammer befindet. Die „Fahrten" im lockeren Gartenbeet laufen nicht tiefer, als die Wurzeln der Sommerpflanzen hinabreichen, so daß sie an der beim Wühlen emporgehobenen Erde auf große Strecken ganz deutlich zu erkennen sind. Dann senkt sich der Gang wohl mal etwas tiefer, es ist von außen nichts mehr zu sehen; aber die aufgewühlte Erde einige Meter weiterhin beweist, daß der unterirdische Stollen noch nicht sein Ende erreichte. Bisweilen ist der Boden fast netzartig durchwühlt in der verschiedensten Richtung; dann haben mehrere Pärchen der schlimmen Nager ihre Wohnung nah beieinander aufgeschlagen. Oft werden die Gänge zwischen den Beeten durch den Fuß des Menschen zusammengetreten, oder wo sie unter einem Fahrweg dahinführen, von den Wagenrädern zerstört. Aber die Schermaus repariert den Schaden sofort, und ist unermüdlich bestrebt, den gewohnten Gang wiederherzustellen, selbst wenn er Tag für Tag ihr verschüttet werden sollte.

Wer ein Paar Schermäuse im Garten gehabt, der weiß von dem Schaden zu erzählen, der durch das Wühlen und Nagen dieser Tiere angerichtet wird. Die zarteren Pflanzen sind alle verloren, sobald ihre Wurzeln von den unterirdischen Fahrten berührt werden. Aber auch widerstandsfähigere Gewächse, Rosenstöcke und Ziersträucher z. B., fangen an zu kränkeln, wenn die Schermaus unter ihnen wühlt, die zarten Saugwurzeln abnagt und stärkere Wurzelstränge zerbeißt, sobald sie sich ihr in den Weg stellen; selbst Obstbäume leiden unter der Plage. In den Gemüsebeeten schwelgen die Scher-

mäuse im größten Überfluß; die saftigen Wurzeln von Möhren und Rüben, von Rettich u. dergl. „scheren" sie glatt ab oder fressen tiefe Löcher hinein, und die feinen Faserwurzeln von Bohnen, Schoten, von Gurken und Kohl verzehren sie mit demselben Appetit. Ist es ein Wunder, daß die Pflanzen verkümmern, wenn der böse Feind in der Tiefe ihnen die Lebensfäden zerbeißt, die sie verbinden mit der nährenden Mutter Erde! Und wieviel wird verdorben noch überdies durch das Lockern junger Pflänzchen bei dem Durchwühlen des Gartenbeets! Gewiß, dem Maulwurf ist solcher Schaden auch auf sein Schuldkonto zu setzen, und nicht überall kann der Gärtner ihn dulden; aber dieser schwarze Gesell nährt sich ausschließlich von dem kleinen Getier, das unter der Erdscholle haust, von Insekten und ihren Larven und Puppen, von Würmern u. dergl., während die Schermaus fast ausschließlich Vegetarierin ist und nur ausnahmsweise etwas frißt, was lebt und was zappelt.

Und so schwer ist sie zu vertreiben, wo sie sich einmal eingenistet hat in den Beeten. Fallen und eingegrabene Töpfe fangen die mißtrauischen Tiere nur selten, und mit dem Schießgewehr kann man lange sitzen und warten; denn nicht häufig kommt der unterirdische Nager hervor an die Oberfläche, um die grünen Kohl- und Petersilienblätter zu kosten. Flinken Rattlern gelingt es bisweilen, sie aufzustöbern und aus ihrem Bau herauszugraben; das beste Mittel scheint aber dies zu sein, ihre Gänge eine Strecke weit zu öffnen, daß Licht und Luft in sie dringt. Dann streckt das neugierige Tier sehr bald sein Köpfchen hervor, schaut, was es gibt, und beginnt unter der alten zerstörten eine neue Röhre zu graben. Jetzt schnell zuspringen und den Schädling erschlagen, falls er nicht weg ist wie der Blitz im langen Gang unter der Erde, wo er sich schneller vom Schrecken erholt, als der listige Jäger vom Ärger.

In manchen Jahren richten die Schermäuse auch in den Getreidefeldern erheblichen Schaden an. Sie beißen die Halme ab kurz über dem Boden, um zu den Körnern zu gelangen, oder klettern auch im wicken- und windenreichen Haferfeld bis zu den Ähren empor. Es fällt den geschickten Turnern nicht schwer, den Maiskolben zu erreichen oder das reife Obst am Spalier. Die halbe Ernte wird den gefräßigen Tieren in einzelnen Fällen zur Beute. Freilich sind es gewöhnlich nur gewisse Felder und Feldmarken, die unter ihnen zu leiden haben; so allgemein wie die Feldmausplage bisweilen auftritt, daß die Ernte ganzer Länder in Frage gestellt wird, ist der durch die Schermaus angerichtete Schaden wohl niemals.

Auch ein kluger Sparmeister ist unser Nager. Im Herbst trägt er in seine Wohnung zusammen, was er vom Überfluß an Körnern und andern Ackerfrüchten oder im Garten an Wurzeln, Bohnen, Erbsen u. dergl. erübrigt. Im Winter und zeitigen Frühjahr, wenn Schmalhans Küchenmeister

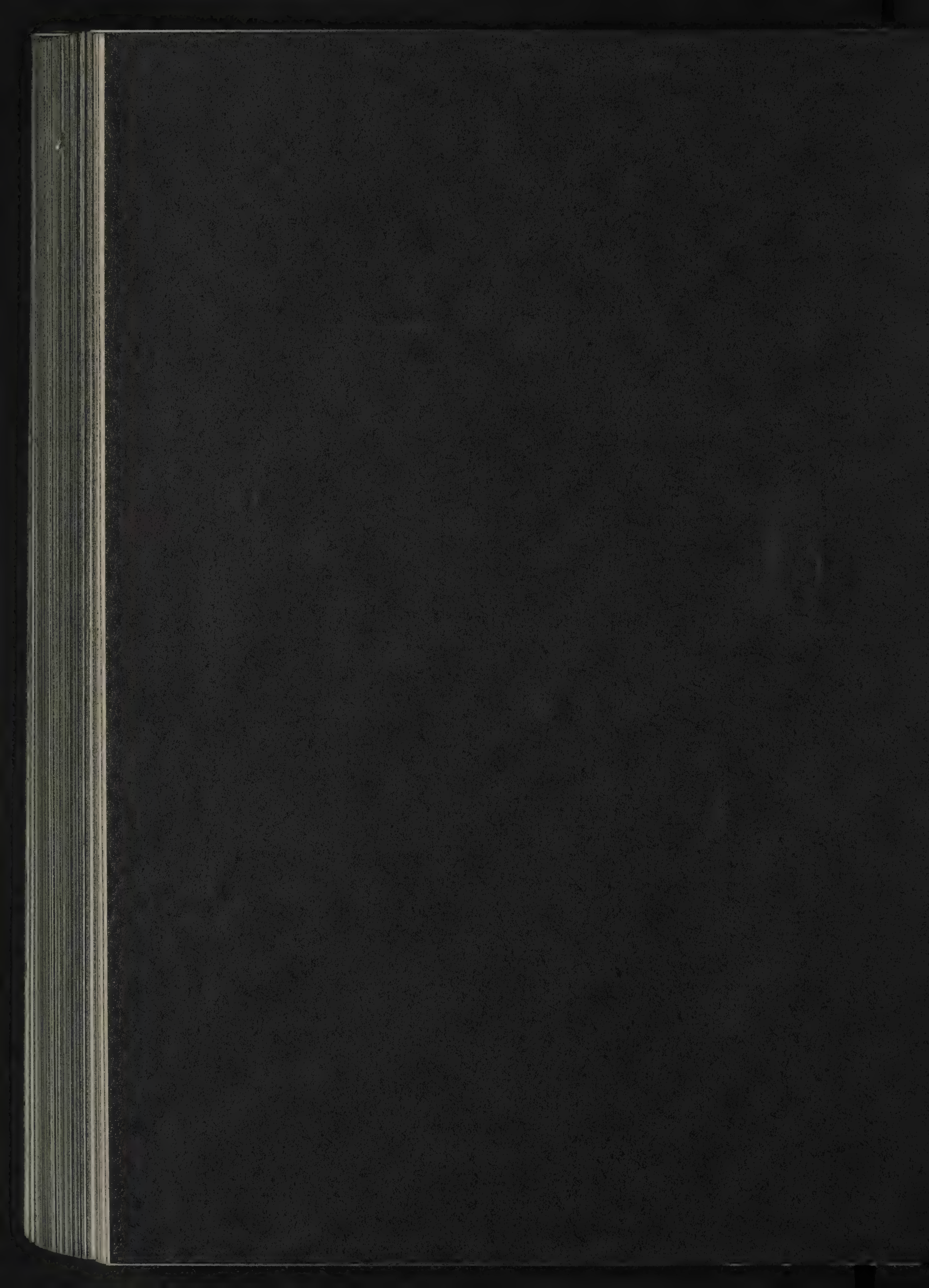
ist, lebt er davon; denn in einen festen Winterschlaf fällt die Schermaus nur bei lang anhaltender Kälte. Aber auch an gelinderen Wintertagen verläßt sie ihren Bau nur ungern — was soll sie auch droben auf dem beschneiten Feld — unter der Erde gibt's immer noch Nahrung für sie; oben aber lauern Waldkauz und Schleiereule, die hungrige Krähe und Elster, Fuchs und Marder auf Beute.

Das Wohngebiet von Wasserratte und Schermaus erstreckt sich über Europa und reicht bis tief hinein in die asiatischen Länder. An den Ufern der sibirischen Seen und Flüsse hat der geschickte Schwimmer seine Wohnung aufgeschlagen, so gut wie an den Gewässern Frankreichs, und wenn es auch scheint, als ob die Instinktform „Landratte", eben die Scher- oder Reutmaus, nicht ganz die Verbreitung erreicht, sondern mehr das mittlere Europa zu ihrem Wohnsitz erkoren, so werden sich doch gewiß überall Übergänge zeigen, wo man sich nicht bestimmt entscheiden kann: ist's Wasserratte oder ist's Schermaus? Die typische Form der letzteren lebt gern auch in hügeligem Gelände, ja sie ist bekannt u. a. im Thüringer Wald, im Harz, im Jura, in den Alpen und Pyrenäen, wo sie am Wiesenhang hinaufsteigt sogar bis 1200 oder 1400 Meter Höhe. Eine dritte Form, die in Südeuropa, besonders in Frankreich, aber auch in Italien und Dalmatien heimisch ist und dort gleichfalls trockne Orte bevorzugt, ist kleiner, oben schwärzlich, unten kastanienbraun. Aber es ist trotzdem keine besondere Spezies, sondern nur eine lokale Abart, ein Typus. Auch unter den Wasserratten und Schermäusen kommen viele Abweichungen in der Färbung der einzelnen Tiere vor — bald ist die Oberseite mehr schwarz, bald mehr grau oder bräunlich, die Unterseite bald heller, bald dunkler — und gar nicht selten liegen in demselben Nestchen vereint halberwachsene Junge mit fast schwarzem Pelz neben solchen von bedeutend lichterer Farbe.



Douglas English

Mauswiesel.



Unsere Wiesel.

Von Hugo Otto.

Räuber und Mörder der schlimmsten Sorte! Auf kein Mitglied der großen Raubtierfamilie passen diese Begriffe besser als auf unsere Wiesel. Ein Tier von der Größe des Löwen mit den geistigen Eigenschaften, den körperlichen Vorzügen und den furchtbaren Waffen der Wiesel ausgerüstet, müßte unbedingt die schrecklichste Geißel für alle Geschöpfe mit Einschluß des Menschen sein.

Gleiche Brüder, gleiche Kappen! Fast stimmt diese Weisheit der Gasse auch für die beiden hier in Betracht kommenden Wieselarten, nämlich für das große Wiesel, auch Hermelin genannt, und für das kleine Wiesel, das auch den Namen Mauswiesel trägt.

Wer kennt sie nicht, diese kleinsten unter den einheimischen Raubtieren! Auf dem Lande sind sie niemandem fremd. Überall, wo nur irgendein Schlupfwinkel Deckung bietet, sind sie bei uns in Deutschland sowohl wie fast überall in der nördlichen gemäßigten und kalten Zone anzutreffen, in der Ebene wie im Gebirge, in der Nähe menschlicher Wohnungen und fernab von ihnen. Wer ihre nähere Bekanntschaft gemacht, ihr Leben belauscht hat, der liebt und fürchtet sie zu gleicher Zeit.

Im Grunde genommen sind beide Wieselarten durchaus gleichartige Geschöpfe. Der Bau ihres Körpers deckt sich vollkommen. Der Charakter ist bei ihnen derselbe. Ihre Lebensweise gestaltet sich so ähnlich, wie ein Hühnerei dem andern ist. Wer eins von diesen Tieren kennt, der kennt sie eigentlich beide. Was vom Hermelin gilt, das gilt auch fast vollständig vom Mauswiesel. Abgesehen von der Größe und Länge — letztere beträgt beim großen Wiesel 32 Zentimeter, beim kleinen Wiesel etwa 20 Zentimeter — liegt nur in der Winterfärbung ein charakteristisches Merkmal der Unterscheidung auf den ersten Blick hin in dieser Jahreszeit.

Den ganzen Sommer über sind beide Wiesel in der Färbung ihres Balges ihrem Aufenthaltsorte so vollständig angepaßt, daß es schwer hält, sie bei ihren Raubzügen zu entdecken. Sie müssen sich schon lebhaft bewegen, um sichtbar zu werden; denn die rötlichbraune Oberseite dieser Tiere deckt sich völlig mit dem Aussehen der Ackerkrume und mit dem fahlen Aussehen des

vorjährigen Laubes im Feldrain und in der Gartenhecke. Von der weißen Unterseite des Leibes und der ebenso gefärbten Innenseite der niedlichen Beine wird dem Beobachter nichts sichtbar. Ganz vortrefflich ist diese Schutzfärbung für die Sommermonate. Wenn aber der Spätherbst kommt, dann hären beide Wiesel. Aber während das Mauswiesel nur längere und dichtere Winterbekleidung anlegt, die nur in Ausnahmefällen im hohen Norden und in sehr hohen Gebirgslagen weißfleckig wird, kleidet sich das große Wiesel in ein reines Weiß, von dem nur die schwarze Schwanzspitze, das braune Näschen und die dunkeln Augen grell abstechen. Abgesehen von diesem Unterschiede in der Winterfärbung ist vielleicht auch der Leib des Hermelins noch gestreckter als derjenige des Mauswiesels. Sonst aber ist von ersterem eigentlich nicht mehr zu sagen, als daß es die vergrößerte Auflage des letzteren ist. Liegt Schnee, dann hat das Hermelin eine gute Schutzfärbung; liegt aber keine Neue, dann kommt es am Tage nur höchst selten zum Vorschein, und — in der Nacht sind alle Katzen grau. Im Dunkeln schadet auch ihm nicht die helle Winterfärbung. Ähnlich liegen diese Verhältnisse in der Farbe beim kleinen Wiesel. Nur wenn eine Schneedecke vorhanden ist, wird es am Tage leicht sichtbar. Zu solchen Zeiten aber ruht es oder jagt nur in unterirdischen Höhlen und Bauen. Die Hauptjagdzeit ist dann bestimmt die Nacht, die schon für gewöhnlich bei seinen Raubzügen am meisten in Betracht kommt.

* *
*

Seit Anfang März hat der Junker Frühling dem griesgrämigen Winter arg zugesetzt. Von Tag zu Tag wirft er ihm mehr Sonnenlicht ins starre, kalte Anlitz, und mag der Alte auch noch so sehr sich wehren, es hilft ihm alles nichts: er muß die Herrschaft aufgeben, die er seit Monaten manchmal so brutal geführt hat. In der Buchenhecke des Gartens lärmen bereits die Sperlinge und buhlen um die Gunst der Weibchen. Der Kohlmeise Klingelglöckchen will nicht mehr verstummen. Froher als in den Wintermonaten ertönt das Gekrächze der Krähen, die schon Genist zum Bau der Wiege für die Nachzucht heimschleppen. Allenthalben regen sich in Wurzeln, Stämmen, Zweigen und Samen gewaltige Lebensströme, und auch in die Tierbrust zieht mit dem Lenzesjubel der Liebe Lust und Leid ein.

Draußen an der stillen, verschwiegenen Brombeerhecke am Grabenrande in einer Furche zwischen Wiese und Feld hat es an einem Morgen der letzten Märzwoche einen argen Kampf abgesetzt. Mauswiesel sind da aneinander geraten und haben schrecklich gerauft. Schon seit Ende Februar hatte ein Wieselpärchen in dem stachligen Buschwerk Quartier genommen. Die Landleute hatten dort beim Pflügen hochgehobenes Gestein zusammengeworfen,

Douglas English.

Hermelin im Lager.

20*

und zwischen diesem wucherten nun die Ranken der Brombeere, die auch in der Kälte des Winters einen Teil ihres Blätterschmuckes behauptet und so wesentlich zur Deckung dieser heimlichen Örtlichkeit beigetragen hatten. Früher hatte einmal an dieser Stelle am Grabenrande eine vorsorgliche Kaninchenmutter ihre Kinderstube vor dem boshaften Rammler versteckt. Der jetzt verfallene Bau war den Wieseln zur Wohnung recht passend erschienen. Etwa zwei Meter tief führte die Röhre ins Erdreich. Vom Innern aus war es möglich, durch verschiedene Gänge der Feldmäuse ins Freie zu gelangen.

Nach der nächtlichen Jagd hatten sich beide Wiesel friedlich in ihrer Behausung niedergelassen. Da stattete ihnen plötzlich ein anderes Mauswiesel einen ungebetenen Besuch ab. Kaum war es durch ein Mauseloch eingefahren, da merkte das männliche Wiesel es auch schon, daß der Naseweis es auf sein Weibchen abgesehen hatte, und schon fuhr er boshaft auf den Eindringling los. Erschrocken floh das fremde Wiesel zum Ausgang hin. Der Hausherr aber sprang hinterdrein, und draußen stellte er das zugewanderte Wiesel. Dieses aber war durchaus nicht gesonnen, ohne weiteres erträumte Hoffnungen fahren zu lassen. Als es merkte, daß das Wiesel ihm folgte, warf es sich plötzlich schlangenartig herum, fletschte die Zähne, zischte den Gegner an und drang auf ihn ein. Dieser tat dasselbe, und nun gab es eine große Balgerei. Hellauf blitzten die weißen Nadelspitzen in den weit aufgesperrten Mäulern, die Schwanzhaare sträubten sich, aus den Augen drang ein boshaftes, unheimliches, gehässiges, leidenschaftliches Feuer. Jetzt faßten sich die beiden und bissen sich gegenseitig am Halse fest. Aber der Schmerz zwang sie, wieder loszulassen. Nun lag das eine Wiesel unten, das andere faßte es an der Kehle; aber in geschmeidiger Wendung entschlüpfte es wieder, und nun begann von neuem das Ringen. Wohl schon eine halbe Stunde mochten die kleinen Kämpen so miteinander gestritten haben, der eine um sein Hausrecht und sein Weibchen, der andere, um beides zu erobern, da biß das erste Wiesel dem Eindringling so heftig in einen Vorderfuß, daß das Tierchen laut aufquietschte und unter heftigen Anstrengungen sich loswand und entfloh.

Solche Liebeskämpfe sind bei den Wieselarten gar nicht selten. Sie kommen um so häufiger vor, da die Wiesel viele Bezirke in ungeahnter Kopfzahl bevölkern. Leicht geschieht es dann, daß dem einen oder anderen Männchen im Lenz ein Weibchen fehlt, und unter solchen Umständen suchen sie sich eins zu erkämpfen, wie dies ja bei fast allen Geschöpfen in der weiten Natur der Fall ist und allenthalben vom Menschen beobachtet werden kann — selbst unter seinesgleichen!

* * *

In der Ferne grollt noch der Donner eines abziehenden Gewitters, das um die Mittagszeit eines Julitages die drückende Schwüle von der Natur genommen hat. Ein frischer Wind hat sich aufgemacht und schüttelt aus Baum und Strauch ungezählte Tropfen und leckt die nassen Wiesen- und Feldgewächse trocken. Während des Unwetters lag eine angstbeklommene Stimmung über Wald und Flur. Das Leben schien gebannt zu sein. Nichts regte sich, keine Stimme war zu vernehmen. Nur die Blitze zuckten und drohten Unheil, und der schwere Donner verkündigte ihre gewaltige Sprache. Kaum aber war die entfesselte Naturkraft wieder beruhigt, da setzte das Naturleben mit frischem Auftakte in das Daseinskonzert ein, die Schöpfung stand da in verjüngter Gestalt, und das Leben regte sich mit neuem Wohlbehagen.

An solch einem Nachmittage treibt es auch den Naturfreund hinaus. Sein Weg führt ihn durch lachende Fluren zu einem Eichenschälwalde mitten im Feld. Eine verfallene Kiesgrube liegt dort am Fußpfade. Als man den Sand und die Kiesel zum Wegebau herausschaffte, rodete man die Eichenstöcke aus und warf die Wurzelknorren auf einen großen Haufen zusammen. Bald nistete sich zwischen ihnen ein wilder Rosenstock ein, an dem bis zum Gipfel Jelängerjelieber emporkletterte und eine prachtvolle Naturlaube bildete. Auch Farnwedel wachsen hier und decken mit ihren Schirmen den morschen Holzstoß fast völlig zu.

Plötzlich huscht ein braunes Tierchen über den Pfad. Es kam aus dem wild verwachsenen Haufen. Nun noch ein Tierchen und dort noch eins: es sind Wiesel und zwar Junge vom Hermelin; denn nun erscheint auch hinter einem Farnkraut das spitze Gesicht des alten Tieres. Der Beobachter ist längst hinter einen dichten Strauch getreten. Der Wind steht gut. Das feine Näschen wittert nicht den Menschen. Am Abhange der Kiesgrube, dort wo nur einige Flechten und Moose wachsen, entrollt sich bald ein interessantes Bild. Sechs junge Wiesel sind auf dem freien Plane erschienen und beginnen ganz drollig zu spielen.

Allerliebste Geschöpfe sind es, im Schnitt des ganzen Leibes den Alten schon völlig gleich, obwohl sie erst acht Wochen alt sind. Solch ein Wiesel ist vom Kopf bis zum Hinterleib wie ein Aal überall fast gleich dick und gleich schlank. Schlangenartig ist der Leib gestreckt und bewegt und windet sich auf den flinken, kurzen Beinchen ähnlich wie eine Natter. Überall, wo das kleine, spitze Köpfchen durchgesteckt werden kann, kommt auch der Leib glatt durch. Für ein Tier, das aufs Durchschlüpfen und Durchkriechen angewiesen ist, ist der Leib geradezu ideal gebaut. Nichts ist hinderlich an ihm. Die Behaarung ist kurz und dicht anliegend, der Leib äußerst geschmeidig und gelenkig, der Schwanz kurz. Die Ohrmuscheln sind zwar ziemlich groß, aber mehr breit als hoch und befinden sich seitlich tief am Kopfe. Um das Maul stehen viele Schnurrhaare, die tastend dem Wiesel einen zuver-



Douglas English.

Hermelin im Sommerkleid.

lässigen Maßstab beim Schlüpfen abgeben. Wie eine scharf gespannte Feder schnellt der Körper sowohl vorwärts wie in die Höhe. Dazu kommt noch die Anpassung an mancherlei Bewegungsarten. Solch ein Wiesel läuft schnell, springt hoch, klettert gut, schwimmt ausdauernd, schlüpft, kriecht und stöbert überall umher.

Jetzt beim Spiel zeigen schon die Jungen ihre vielseitigen Anlagen. Wie sich auf einmal der Knäuel lebender Leiber durcheinander windet! Nun wirbeln zwei Wiesel den Abhang hinunter. Eine blitzschnelle Wendung: sie stehen wieder auf den Beinchen und eilen zu neuer Katzbalgerei nach oben. Sie jagen sich, verstecken sich, sie necken sich, sie beißen scheinbar wütend aufeinander los, manchmal dabei laut aufquiekend. Die Ausdauer beim Spiel verrät dem Kundigen schon die Zähigkeit bei den Raubzügen. Gerade stürmen wieder fünf Jungwiesel aufeinander los, — da erscheint das Mutterwiesel auf der Blöße und hält mit stolz erhobenem Köpfchen eine dicke Waldmaus im Fange. Sie zappelt noch. Die Alte hat sie nur durch Bisse gelähmt. Jetzt läßt sie den armen Nager los. Er versucht wegzuhuschen. Aber nun sind auch schon die Jungen ganz bei der Sache. Schon hat ein kleines Wiesel sie wieder erhascht. Ein anderes nimmt ihm die Maus ab. Nun sorgt die Alte für Ordnung. Sie hat die Beute wieder an sich genommen. Wie jetzt die Jungen lauern! Die dunkeln Augen leuchten vor Raubluft und Mordgier. Die Ohrmuscheln scheinen größer zu werden. In das spitze Mäulchen schleicht eine unaussprechliche Gier ein. Ein Zittern fieberhafter Spannung durchschauert die Tierchen. Da läuft die Maus wieder fort, und schon stürzt sich die Räuberbrut auf sie und zerrt und reißt an ihr herum, bis kein Leben mehr in ihr ist. Nun wird der Raub zerrissen, und jedes Wieselchen sucht ein Stück zu erhaschen. Bald ist der Vorfall erledigt. Das alte Wiesel hat unterdessen fortgesetzt Männchen gemacht. Es hat nicht nur für die Erhaltung des eigenen Daseins zu sorgen. Es denkt auch an den Nachwuchs, an die liebe Jugend, die sich wieder im Spiel tummelt. Da brummt ein Mistkäfer heran und umschwirrt den Spielplatz. Die kleinen Wiesel haben sich gedrückt, und plötzlich schnellt eins von ihnen hoch und erhascht das blauschillernde Insekt. Es werden ihm die Chitindecken abgerissen, und dann wird es verspeist. Auch eine Eidechse, die sich vom Sonnenschein auf den warmen Sand hat locken lassen, muß ihre Unvorsichtigkeit mit dem Tode büßen. Spielend und jagend verbringt so die Wieselfamilie den herrlichen Julinachmittag. Mancherlei Beute schleppt die Mutter den Kleinen zu, bald eine alte Maus, bald ein junges Kaninchen, nun eine Blindschleiche, jetzt einen zappelnden Jungvogel, bald auch einen Frosch, eine Nacktschnecke oder ein Vogelei. Recht reichhaltig ist die Speisekarte dieser Räubergesellschaft. Sie frißt eigentlich alles, was Leben zeigt und Fleisch am Körper trägt.

Wie ein kurzer Pfahl steht schon seit geraumer Zeit das alte, wachsame Wiesel dort hinter der Fingerhutstaude. Ein katzenartiger Schrei in der Luft scheint seine ganze Aufmerksamkeit in Spannung versetzt zu haben. Jetzt naht sich ein großer Vogel. Ein Bussard ist es. Blitzschnell raschelt das Mutterwiesel in das Versteck im Holzstoß, und die Jungen stürzen hinterdrein.

Dort im Dunkel des aufgehäuften Wurzelgewirres, geschützt gegen jede Unbill der Witterung, steht die Wiege der jungen Wiesel. Anfang Mai hat das alte Hermelin hier dürres Moos, trockene Rentierflechte, vergilbtes Gras und vorigjähriges Laub zusammengetragen und dann im weichen Lager die Jungen geboren. In den ersten Wochen ihres Daseins reichte es ihnen liebevoll und treusorgend die Mutterbrust. Dann aber genügte die Milch nicht mehr. Als den nackten, blinden Wieseln nach etwa neun Tagen das Augenlicht kam und sich ihr Haarkleid entwickelt hatte, als sie kräftig heranwuchsen und ihr Gebiß sichtbar wurde, da mußte die Alte das Brot für ihre Kinder draußen suchen, anfangs Insekten, Schnecken und Reptilien, später auch junge Vögel, Mäuse, Hasen und Kaninchen. Bald kam die Zeit, in der die Kinderstube wie ein Schindanger aussah. Die ganze weite Höhle stank infam nach verwesenden Teilen von Tierleibern. Alles war mit Federn und Fellfetzen bedeckt. Dort lag Hasenwolle, hier ein Balgteil vom Kaninchen, dies sind Reste von Ratten- und Mäuseschwänzen. Auch der Flügel eines Rotkehlchens liegt dabei, und sonst findet man noch mancherlei Federn von Grasmücken, Ammern, Braunellen und anderen Singvögeln, ja selbst von Rebhühnern und Fasanen. Auch Froschreste, Teile von Ringelnattern und Eidechsen sind zu sehen. Alle diese Überbleibsel lehren, daß es den Jungen nicht an Fraß gefehlt hat.

* *
*

Einige Tage später kommt zufällig der Förster mit seinem scharfen Dachshunde in die Kiesgrube. Waldmann schnüffelt plötzlich sichtbar erregt am Boden umher, riecht hierhin, riecht dorthin und kommt schließlich an den Wurzelstockhaufen. Wütend fährt er in die Einfahrt zur Höhle; denn seine Nase sagt ihm, daß die Räuber zu Hause sind und gar nicht weit stecken. Er bellt und kläfft, er zerrt an den Wurzeln herum. Der Förster entfernt mit Hilfe seines eichenen Handstockes einige Wurzelballen und macht dem Hunde die Zufahrt frei. Noch ein Wurzelknorren — das Nest liegt frei da und im Nu ist der Teckel zwischen die Räuberbrut gefahren, die sich überall in die Außenwände des Haufens zu verkriechen sucht. Ein Jungwiesel hat der Hund aber gefaßt, geschüttelt und totgebissen. Jetzt ist er am Versteck des alten Wiesels an der Arbeit. Der Förster hebt den Wurzelstock hoch. Wütend schäckert das Wiesel den Hund an, fährt ihm in die Nase und schlägt seine

scharfen Zähne dort ein. Der Hund weicht einen Augenblick zurück. Das Wiesel nimmt die Gelegenheit wahr, springt ab und gelangt in einen neuen Schlupfwinkel. Aber Waldmann ist trotz der blutenden Nase nur noch gereizter. Jetzt hat er wieder ein Jungwiesel vor. Sein Herr hilft, und quietschend endet es in seinem Fange. So werden vier Wiesel getötet. Die übriggebliebenen sind mittlerweile in Mauselöcher gehuscht oder haben sich sonstwie fortgestohlen. Am nächsten Tage ist die Wieselwohnung leer. Das Abenteuer des gestrigen Tages hat die Tierchen zu sehr beunruhigt. Der Hundegeruch würde ihnen auch zu ekelhaft sein. Drüben an der Wassermühle, einige hundert Meter weit entfernt, haben sie im gerissenen Gemäuer des Wasserradkastens ein neues Versteck gefunden. Dort kann kein Hund ihnen etwas anhaben.

* *
*

Auf den Feldern herrscht eine entsetzliche Mäuseplage. Im Frühjahr war die Zahl der Feldmäuse noch ganz normal. Dann kam eine recht lange trockene Zeit. Ungestört durch Witterungseinflüsse sind die Insassen der Mäusenester groß geworden, und Generation auf Generation ist gefolgt. Schrecklich haben die Tiere bereits auf den Feldern gewirtschaftet. Erst nahmen sie die reife Frühgerste an, dann den Weizen und Roggen, endlich auch Möhren, Rüben und Kartoffeln. Sie haben der Landwirtschaft bis zum Herbste großen Schaden zugefügt. Ohnmächtig stand der Bauer den Plagegeistern gegenüber. Zwar stellten sich die Mäusefeinde zahlreicher denn zuvor ein. Auf den Pfählen der Wiesen und am Rande des Feldgehölzes blockten Bussarde, in den Lüften rüttelte der Turmfalk und in den Halmwäldern, Kartoffel- und Rübenbreiten lebten ungezählte Wiesel, namentlich Mauswiesel. Aber was vermögen diese Tiere gegen eine Mäuseplage auszurichten! Wenn es ihnen nicht gelingt, zur rechten Zeit den Bestand der Mäuse in richtigen Grenzen zu halten, so sind sie erst recht unfähig, eine Überzahl dieser lästigen Nager auf die richtige Kopfzahl zu vermindern und das Gleichgewicht in der Natur wieder herzustellen. Es ist ganz gewiß, daß Mäuse und ähnliche Schädiger in der Natur bei einer Plage nicht durch ihre natürlichen Feinde vernichtet werden können. Wenn die Natur nicht selbst den Todeskeim einer Seuche oder Hungersnot unter die überhand nehmenden Scharen schleudert, dann ist keine Rettung mehr da. Immerhin interessant ist aber die Tatsache, daß die allermeisten Tiere ihrer Nahrung nachwandern und daß eine Mäuseplage in einer Gegend dorthin auch viele Wiesel zieht.

Wie die flinken Dinger über die Stoppelfelder huschen! Sieh, dort ist gerade ein Mauswiesel in einem Mauseloche verschwunden. Doch nein, da guckt es ja vorsichtig und scheu mit den dunkeln, klugen Äuglein neugierig

hervor, als ob es sich den Wandersmann einmal so recht in der Nähe betrachten wollte. Jetzt schlüpft es wieder ein, und nicht lange dauert es, da flüchtet aus einer anderen Röhre entsetzt eine Maus, läuft einige Meter weit und fährt in ein anderes Mauseloch wieder ein. Das Mauswiesel erscheint jetzt ebenfalls auf der Bildfläche. Mit dem Näschen am Boden folgt es der Mausefährte, findet richtig auch das Mauseloch, schlieft ein, und nun quiekt auch schon das Mäuschen, das sich in der Röhre festgelaufen hatte. Kurze Zeit nachher taucht das kleine Wiesel mit der Maus im Maule wieder auf, wechselt zum nahen Rübenacker hin und verzehrt die Beute in der Deckung. Ist es aber bereits gesättigt, dann saugt es nur das Blut und geht wieder auf neuen Raub aus. Unausgesetzt liegt es in solchen Jahren der Mäusejagd ob. Es plagt sich nicht etwa, um den Hunger zu stillen, sondern nur um zu töten. All sein Sinnen und Trachten ist auf Mord gerichtet. Fast jedes andere Geschöpf ruht, wenn es gesättigt ist; aber diesen kleinen Teufel treiben Blutdurst und Mordsucht stets zu neuen Unternehmungen an. Bald überfällt es im unterirdischen Jagdreviere die Feldmaus, bald den Maulwurf. Selbst die gewaltige Schermaus ist nicht sicher vor diesem Blutsauger. Mag sie sich auch noch so sehr seiner erwehren: mit unglaublicher Kühnheit und tolldreister Frechheit stürzt sich das gewandte Wiesel auf die Beute, fällt sie so lange an, bis sich ein günstiger Augenblick bietet, und schon schlägt es seine nadelspitzen, dolchartigen Zähne in den Hals des Tieres ein, reißt die Schlagadern auf und berauscht sich am Blute der ermattet zusammensinkenden Wühlmaus. Auch den Hamster greift das kleine Wiesel manchmal an und erliegt unter Umständen den starken, scharfen Nagezähnen dieses schädlichen Getreidevertilgers.

* *
*

Es ist zur Zeit der Rehbocksbirsche. Draußen im Getreide stehen die besten Böcke. Nach einem Frühregen Mitte Juli birscht der Jäger am Halmwald der Getreidefelder vorbei, um den kapitalen Rehbock mit dem abnormen Sechsergehörn zu erlegen. Draußen im Kleeschlag äst er. Die Dickung ist ihm zu naß. Die Morgensonne soll seine rote Decke trocknen. Vorsichtig schleicht der Jäger ihn an. Sein Anzug ist regennaß. Doch das Ziel des Unternehmens läßt die Unbequemlichkeit vergessen. Noch etwa fünfzig Schritte, und dann kann der Büchsenlauf sprechen. Kaum hat der Weidmann diesen Gedanken gefaßt, da wird ihm unvermutet ein Strich durch seine Rechnung gemacht. Plötzlich fährt es wild im Roggen umher, läuft geradeaus, schlägt einen Bogen, kommt näher und entfernt sich wieder. Der Bock hat aufgeworfen und äugt scharf herüber. Jetzt durchdringen gellende Klagerufe die Stille des Morgens. Dem Jäger ist es klar, daß da ein Hase überfallen worden



Douglas English.

Mauswiesel, sichernd.

ist. In hohen Fluchten geht der Bock ab, wechselt durch ein Kartoffelstück, macht eine Kette Feldhühner hoch und verschwindet dann in der nächsten Deckung. Jägerpech! — Doch dieser Gedanke kommt jetzt nur einen Augenblick hoch; denn in verzweifelten Anstrengungen ist der klagende Hase dem Beobachter wieder näher gekommen, und als er jetzt auf den Nachwuchs des geschnittenen Inkarnatklees heraustritt, da sieht der Jäger die Bescherung. Auf dem Rücken eines stark halbwüchsigen Hasen sitzt ein großes Wiesel und hat sich am Halse eingebissen. Mit furchtbarer Wut hält das schlanke, muskulöse Tierchen fest, und mit großartiger Kühnheit macht es den Ritt auf dem beklagenswerten Krummen. Bei der Nässe hatte das Hermelin den Hasenpfad im Getreide benutzt und war so dem armen Hasen begegnet, der sich ganz sicher im dichten Halmgewirre fühlte. Mit zielsicherem Sprunge war es ihm an den Hals geflogen, und mit großer Gewandtheit hatte es sich nun am Leibe seines Opfers festgeklammert. Jetzt brach der Hase, der immer in engeren Kreisen lief, zusammen. Kräftig biß das Hermelin zu und labte sich am warmen Lebensquell, der aus der Schlagader seines Opfers drang. Als der Jäger näher kam, huschte es unter den nächsten Krautbusch. Kaum waren einige Augenblicke verflossen, und schon erschien der blutdurstige Räuber wieder in der Nähe des toten Hasen. Nun hieß es schnell handeln. Die Flinte hoch und drauf, und schon überschlug sich der unvorsichtige, neugierige Räuber. Am Schwanz hebt der Jäger die Beute hoch und findet wieder, was er schon so manchmal beobachtet hat: Eine Unmenge Ungeziefer, namentlich Hunderte von kleinen Flöhen, marschieren da im Haarbalg umher. Mit dem Stiefelabsatz schlägt er jetzt ein Loch, wirft den kleinen Räuber hinein und deckt alles mit Erde zu. Dann steckt er den Hasen in den Rucksack als Atzung für seinen Uhu. Schade, daß ihm das Wiesel den Bock vergrämt hat. Aber er tröstet sich. Bringt auch nicht jeder Tag Weidmannsheil, so bringt doch jede neue Birsch neues Hoffen.

Vernichten auch die beiden Wieselarten ungezählte Mengen an Mäusen, so ist doch der Schaden, den sie durch das Vertilgen junger Hasen, Kaninchen, Feldhühner, Fasanen, Singvögel, durch das Ausräubern der Gelege der Wildhühner und anderer Erdbrüter anrichten, recht beträchtlich. Allgemein sollte ihnen deshalb mehr nachgestellt werden, als es gemeinhin geschieht. So manches Stück Wild findet der Jäger tot auf dem Felde, das er an einer Krankheit eingegangen glaubt. Wenn er näher zusehen würde, dann ließ ihm die Bißwunde am Halse als Übeltäter das Wiesel vermuten. Wo diese Tiere in großer Anzahl auf den Feldern und im Buschwerk hausen, da vernichten sie zahlreiche Rebhuhngelege, fangen manche brütende Henne auf dem Neste und überraschen allerorts die tölpelhaften Junghasen im Lager. Mit der Schußwaffe ist den kleinen Koboldsn schlecht beizukommen. „Flink wie ein Wiesel" ist eine sprichwörtliche Redensart, deren Richtigkeit auch der

Jäger schon manchmal erfahren hàt, wenn er hinterdrein schoß. Am besten geschieht die Wieselverminderung durch Fallen und zwar vornehmlich durch jene Wieselfallen, die ins Erdreich gebettet und mit Gestein und Rasen verblendet werden, mehrere Schlupflöcher haben und automatisch fangen, oft in wenigen Tagen eine große Anzahl dieses schlimmen Raubgesindels. Das ist ja überhaupt der Hauptwitz bei der Überlistung jeglicher Tierart durch den Menschen, daß er ihre Lebensgewohnheiten beachtet und danach sein Vorgehen einrichtet. So wird den Wieseln als Schlüpfer durch Erdlöcher und Röhren gerade diese Haupteigenschaft in ihrer Lebensweise zum größten Nachteile, wenn sie sich Kastenfallen oder automatischen Wieselfallen gegenüber befinden; denn dann siegt menschliche Intelligenz selbst über ihre raffinierte Sinnenausstattung.



Douglas English.

Waldwühlmaus in Verteidigungsstellung.



Waldmaus und Waldwühlmaus.

Von Karl Soffel.

Mitternächtliche Stille. Im traulichen Turmzimmer des einsamen Hauses wacht noch der greise Bewohner. Bücher und Arbeit zur Seite geschoben, drückt er sich behaglich in den altväterischen, hohen Lehnsessel und raucht seine lange Pfeife. Draußen eine liebliche Mondnacht; das Rauschen des Föhrenwaldes, der dicht hinter dem Haus beginnt, dringt ins Zimmer — hin und wieder der Schrei eines Käuzchens, das vor dem Fenster vorbeifliegt — angelockt durch den hellen Schein der Arbeitslampe. Dunkel gefärbte, dickleibige Schmetterlinge, helle Motten und Mücken fliegen surrend ums Licht und von draußen her zieht ein Duft durchs Zimmer, so heimlich-weh, so still und ernst — nein, es läßt sich nimmer wegleugnen: der Sommer ist hin und jetzt kommt wieder die stille Zeit. Wohl dem, der jetzt sein Nest hat...

Der Alte ist zur Tür getreten, um sein Schlafgemach im Parterre aufzusuchen; der Schein seiner Lampe fällt durch die Tür ins Nebengemach auf einen Käfig, den zwei Wachteln bewohnen. Im selben Augenblick stürzen einige schattenhafte Gestalten durchs Gitter auf den Boden und sind verschwunden. Auch in der Nähe der Treppe, am warmen Kamin, huschen dunkle, kleine Tiere — sie haben einen Moment starr ins Licht gesehen und dann in weiten Bogensprüngen sich in Sicherheit gebracht.

Die Nachbarn des einsamen Alten, die Waldmäuse, sind es, die sich wieder zu Gaste gebeten haben. Jedes Jahr um diese Zeit sind sie in großer Zahl vom Wald her eingewandert und haben bis zum Frühjahr ihren unfreiwilligen Gastgeber weidlich geärgert und — das wollen wir nicht verschweigen — erfreut.

Die Herbstsonne scheint schräg aufs Haus, hüllt die Laube aus wildem Wein in zitterndes Licht und taucht die gelben und roten Blätter in womöglich noch brennendere Farben. Die Schwalben sind lange, lange schon fort, die Stare haben ein letztes Mal von den höchsten Gipfeln der Linden und Pappeln Chorus gesungen und sind nun auch vor wenig Tagen aufgebrochen. Meisen hüpfen unstät durch die kahlen Zweige von Obstbäumen und Fliederbüschen, lesen die letzten, verspäteten Räupchen ab und machen sich schon mehr und mehr in der Nähe menschlicher Behausungen zu schaffen.

Ein Sumpfmeislein, was eben eine tüchtige Mahlzeit an einer reifen Sonnenrose gehalten hatte, fliegt auf den Schwengel des Pumpbrunnens, fährt sich blitzschnell mit dem Schnäbelchen durch die Flügel und ist im nächsten Moment am Boden, wo es unterhalb des Ablaufs eine kleine Wasserlache findet, von der es mehrfach trinkt.

Da erscheint aus dem bunten Blättermosaik, das den Boden weithin bedeckt, ein kleines, spitzes Schnäuzchen mit langem Schnurrbart und großen, ängstlich offenen Augen. Das Näschen ist in vibrierender Bewegung, die Äugelchen — gleich aufgenähten schwarzen Perlen — drohen aus dem



Douglas English.

Waldmaus.

Pelzchen herauszufallen. Da nichts Verdächtiges zu bemerken ist, kommt das Waldmäuschen — denn ein solches muß es sein — nun endlich ganz zum Vorschein. Immerzu sichernd mit dem rosigen Näschen in der Luft, rennt das Tierchen unruhig hin und her, um plötzlich wieder zu verschwinden. Auf kurze Zeit nur — schon lugt es aus den Blättern hervor und ist auch schon wieder auf dem Plan, wo es sich mitten in einen Sonnenkringel setzt und ruhig seine Umgebung mustert. Das Sumpfmeislein — kaum einen Schritt entfernt — will bei seinem Erscheinen schon Reißaus nehmen, hat sich aber bald beruhigt und kümmert sich nicht weiter um den so anders gearteten Nachbar. So auch umgekehrt, wohl schaut unser Mäuslein hinüber

und sichert wohl auch dazwischen, aber es überzeugt sich, daß hier keine Gefahr zu fürchten ist. Da sitzt es auf den Hinterbeinen und beleckt eifrig seine zierlichen Pfötchen. Die untergehende Sonne scheint durch die großen Ohren, die feurigrot vom Köpfchen abstehen — jedes Äderchen ist mit Deutlichkeit zu erkennen — und legt sich warm auf das bräunliche Pelzchen. Mit Zähnen und Vorderpfoten wird dieses durchgekämmt, beleckt und gesäubert und glattgestrichen; dann kommt die schneeige Unterseite dran — zuletzt auch wird das lange Schwänzchen zum Mund geführt, durchgestrichen und peinlich gereinigt. Noch einmal fährt das kleine Wesen mit beiden Händchen blitzschnell



Douglas English.

Waldwühlmaus.

über die zarten Ohren und dann ist die Toilette beendet. Für wie lange? Unsere kleine Maus ist sehr reinlich und findet es in wenig Minuten vielleicht schon wieder nötig, die Prozedur zu wiederholen. Sumpfmeislein hat unterdessen ein Bad genommen und sitzt struppig, fast flugunfähig auf einem großen Kiesel; beschäftigt, das Federkleid zu trocknen und in Ordnung zu bringen.

Glutig steht die Sonne in grauem Nebel am Horizont und sinkt rasch und rascher unter ihn. Der Abendwind hat sich erhoben und verbreitet Kühle umher — schon fällt starker Tau. Das Vögelchen ist weggeflogen, um vor Nacht ein geschütztes Plätzchen aufzusuchen; die Waldmaus huscht über den Boden, läuft um eine Gießkanne mehrmals herum, springt auf den Rand

21*

der großen Schüssel, in der Hundekuchen eingeweicht steht und nascht flüchtig vom Inhalt. Dieser scheint nicht zu behagen — im raschen Sprung erreicht sie eine Ranke des wilden Weins und klettert hurtig daran in die Höhe, das Schwänzchen zur Unterstützung immer locker um den Zweig geschlungen. Spielerisch beschnuppert das Tierchen die blauen Traubenbeeren und blinzelt nach Westen, der jetzt in gelber Glut leuchtet. Sitzt, mit dem langen Schwanz Balance haltend, auf einem wagrechten, kaum bleistiftdicken Zweig, die Vorderpfötchen erhoben und vom Körper weghaltend, die Schnurrhaare in steter Bewegung.

Da schlägt der treue Wächter des Hauses, die große Dogge, mit kurzem, heftigen Bellen an. Der Laut — energisch und vorwurfsvoll — zerreißt die abendliche Stille und erschreckt das Mäuslein so, daß es fast vom Aste fällt. Mit einem Füßchen nur hängt es noch am Zweig, schwingt sich aber rasch hinauf und klettert mit unglaublicher Schnelligkeit zum Boden herunter, huscht wie ein Schatten über den blätterbedeckten Weg, an einem Rosenstrauch, der das Haus überspinnt, in die Höhe und zum offenstehenden Küchenfenster hinein.

Der Winter ist längst ins Land gezogen. Eine Invasion von Waldmäusen im großen Stil hat ins Haus des einsamen Alten stattgefunden und nun beleben sie — wenig oder gar nicht gestört — jeden erdenklichen Raum. Doch halten sie sich mehr an die oberen Stockwerke und den Dachboden. Gegen Dämmerung — ja am hellen Tag — laufen sie ungescheut in der Stube umher, erklettern Stühle, Bilderrahmen, klimmen an den Vorhängen in die Höhe und treiben jeden möglichen Unfug. Da sitzt ein Mäuslein am Fensterbrett und schmaust lustig von einem großen Apfel; ein Händchen auf die Frucht gestützt, hat es sich bis zu den Augen hineingefressen. Manchmal fällt ein Stückchen weg, dann wird dieses zwischen die Pfötchen genommen und auf diese Weise verspeist. Eine andere Maus, mit einer großen Haselnuß zwischen den Zähnen, klettert an der Sofaecke in die Höhe und macht sich's zwischen Lehne und Kissen behaglich — wie sie aber anfangen will, die gestohlene Nuß zu öffnen, entfällt ihr diese und rollt mit hellem Geräusch über den Boden, daß unser Tierchen über den eigenen Lärm erschrickt. Aus einer Ecke — unter dem Büchergestell hervor — dringt taktmäßiges, von nur kleinen Pausen unterbrochenes Schaben und Nagen.

Unsern Alten kümmert das nicht. Seine Tierfreundschaft geht weit, und da die Mäuse ihm bis heute noch keinen Schaden in der Bibliothek, die sein Heiligtum ist, angerichtet haben, sieht er sich auch nicht veranlaßt, den Tieren mit Falle und Gift nachzustellen. Das bißchen Nahrung sollen sie gern haben. Sonst hat sich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen ihm und ihnen seit Jahren herausgebildet und oft schon waren dem einsamen, hochbetagten Alten seine kleinen braunen Freunde Trost und einzige, liebe



K. Hecht. *Grellenberg.*

Waldwühlmaus in ihrem (geöffneten) Nest die Jungen säugend.

Gesellschaft. Aber näher möchte er diese Tierchen noch kennen lernen, Genaueres von ihnen wissen und so faßt er den Entschluß, eines zu fangen und zu käfigen. Er braucht nicht lange zu suchen — auf dem Fruchtteller sitzt eines und läßt sich's schmecken. Leise, ganz leise schleicht er heran, die rechte Hand mit einem groben Tuch gegen eventuelle Bisse geschützt. Das Mäuslein läßt sich nicht stören beim Schmaus, ohne Erregung läßt es die ihm vertraute Gestalt ganz nahe kommen. Auf den Hinterbeinen sitzend, unterbricht es seine Mahlzeit und lauscht, die Vorderpfötchen zu kleinen Fäustchen geballt, zu ihm hin. Kürzer wird die Entfernung, die die beiden trennt und noch macht es keine Anstalten zur Flucht — mit großen Augen sieht es dem vielhundertmal größern Zimmergenossen ins Aug'. Sollten diese Tierchen so kurzsichtig sein? Oder haben sie noch nicht wie die Hausmaus gelernt, im Menschen den gefährlichsten Feind zu sehen? Noch einen Augenblick — ein plötzliches Zufassen und das Tierchen ist gefangen. Ein schönes, starkes Exemplar, dem sich das seidige Pelzchen stramm um das wohlgenährte Bäuchlein spannt. Es strampelt heftig mit den Hinterbeinen, stemmt die

vorderen gegen die umklammernde Hand und legt den Kopf weit zurück. Angstvoll quellen die Augen aus dem Pelz, rasch und heftig schlägt das kleine Herzchen, krampfhaft versucht das Tierchen seinen Kopf soweit frei zu bekommen, um seine scharfen Zähnchen nützen zu können. Vergebliches Mühen! Dann findet es sich plötzlich hinter Schloß und Riegel, in einem kleinen Holzkistel, dessen Wände teilweise aus Glas bestehen. Der erste Schreck ist vorüber, da wird auch schon aufs peinlichste jedes Eckchen des Gefängnisses untersucht — mit den Händchen an die Käfigwand gestützt, steht das Mäuslein aufgerichtet auf den Zehenspitzen und schnuppert mit dem Näschen in die Luft. Es kann nicht in die Höhe an den glatten Wänden und hüpft, um vielleicht auf diesem Weg die Freiheit zu gewinnen, aufs Geradewohl mehreremal bis an die Decke. Beim letzten Sprung ist's geglückt, die feinen und spitzigen Nägel der Vorderfüße oben, wo Seiten und Deckbrett zusammenstoßen, einzuhäkeln. Da hängt das Tierchen, streckt das Hälschen, versucht zu nagen — allein die dicht gefügten Brettchen geben keinen Angriffspunkt für die scharfen Meißelzähne. Noch eine halbe Stunde emsigen Ausschauens nach einem Spalt, nach einer Ritze, durch die man ins Freie kommen könnte und dann hat sich das Tierchen beruhigt und klug und verständig in die neuen Umstände gefügt. Schon nascht es vom Futter im kleinen Töpfchen, sitzt mit dem Stück Weißbrot — das fast so groß wie der Fresser — vor sich, hält es zierlich zwischen den Pfoten und schmaust tapfer daran. Auch die Reinlichkeit ist nicht vergessen worden über all dem Schrecken; ebenso sorgfältig wie ehedem putzt und glättet es das Fell und endet nicht eher, als auch kein Stäubchen mehr daran hängt und alle Haare glatt und glänzend dem Körper anliegen. Die Bodenbedeckung muß notwendig nun auch untersucht werden. Mit schaufelnder Bewegung der Vorderpfoten wird das Sägemehl unter dem Körper und den Hinterbeinen hindurch nach rückwärts geschleudert. Schon ist ein Plätzchen leer gefegt und Papier ist sichtbar geworden. Das Mäuslein läuft unschlüssig in dem kleinen Raum umher, scharrt an dem Hügel von Sägespänen, den es aufgeworfen und plaziert ihn mit redlicher Mühe in die eine dunkle Ecke — läuft zurück, ergreift mit den Zähnen das Papier an einer zerrissenen Stelle und schlitzt — rückwärtsgehend — ein fingerlanges, schmales Streifchen heraus. Und wieder und wieder wird das gemacht, bis der ganze Bodenbelag vollständig zerschlissen und zerfetzt ist. Im lockern Papierberg wühlt eifrig die Maus, hat ihr Futtergeschirr längst mit Schnitzeln und Sägemehl zugeschüttet und läßt sich kaum mehr sehen. Bei genauerem Zusehen erkennt man deutlich die Absicht, ein Nest bauen zu wollen, und ehe der Abend kommt, ist dieses — sehr umfangreich — auch wirklich fertig geworden. Freilich ist auch das gesamte zur Verfügung stehende Material dazu benützt worden und das Nest nimmt fast die Hälfte des Raumes ein. Jetzt erst ist's dem unermüdlichen Baumeister wohl. Mit großen Augen sitzt



Douglas English.

Waldwühlmaus.

er in seiner Burg und scheint sich mit seinem Geschick vollkommen ausgesöhnt zu haben. Da eines Tags finden sich im Nest sechs winzige, kleine, nacktrote Geschöpfchen, die die Mutter mit Sorgfalt vor jedem unbefugten Blick zu verbergen trachtet. — Die Kleinen, deren Augen noch geschlossen, sind ganz hilflos in die Welt gekommen — noch ist Trinken und Schlafen ihre ganze Tätigkeit. Im warmen Nestchen liegt die Mutter mit halbgeschlossenen Augen, unter ihr, sich stoßend und drängend, die Kleinen, denen schon die ersten Haare sprossen. Sie heben mit dünnem Stimmchen schwerfällig die Köpfe und suchen tastend die Mutterbrust. Nach viel vergeblichem Suchen hat jedes eine Zitze gefunden; es wird still in dem kleinen Kreis und nur manchmal, wenn ein junges Mäuslein die Milchquelle verliert, gibt es Aufregung — mit großer Hast sucht das Geschöpfchen nun seine Geschwister zu verdrängen und Raum zu gewinnen, indem es heftig mit dem Kopf hin und her schlägt. Am Ziel seiner Wünsche wird es auch sofort wieder ruhig und mit tiefen, regelmäßigen Zügen zieht es die lebenspendende Nahrung ein. Endlich sind alle gesättigt; an den dicken Lippen hängen noch Milchtröpfchen, die sorgfältig von der Mutter aufgeleckt werden, ehe sie jetzt die Kleinen verläßt, um für den eigenen Hunger zu sorgen; vorher aber bedeckt sie die eng zusammenliegenden Kinder leicht mit Papierschnitzeln und Nestmaterial. Nach kurzer Zeit öffnen sich endlich die Augenlider der jungen Mäuschen und bald bedürfen sie der

Mutter nicht mehr — jetzt sollen auch alle zusammen wieder die Freiheit haben und ihr fröhliches Sommerleben in Feld und Wald führen dürfen.

Die Föhren hinter dem Haus strömen wonnigen Duft aus. Am Waldesgrund, an den Rändern, breiten sich Teppiche von gelbem Fingerkraut und zartweißen Anemonen. Dazwischen blüht schon Leberblümchen, Gänse- und Schlüsselblume — jedes Stückchen Erde ist ein Paradies.

Ein braunes Mäuslein bahnt sich den Weg durchs niedere, üppige Grün — begleitet von einer Schar von Kindern, deren Jugend sich in jeder Be-



Douglas English.

Waldmaus.

wegung kenntlich macht. Und nicht nur diese eine Gesellschaft tummelt sich im Abendscheine eines Vorfrühlingstages — überall im Unterholz, am Waldrand und Feldrain ist reges Leben; da und dort schaut ein vorwitzig Mäuslein aus dem Erdloch und Dutzende huschen über Baumstrünke und Fallholz, rascheln durch das vorjährige Laub. Das ist ein Springen und Jagen, eine Lust nach Wintersnot und Winterstille. Scheinbar ziel- und zwecklos tummeln sich die vielen Geschöpfchen, erklettern niedrige Sträucher und Stauden, beschnuppern jedes Blättchen und jedes Stückchen Borke. Ihrem angestrengten Sichern entgeht nicht der winzigste Bissen. Der Kiefernzapfen, der vorhin von einer Waldmaus gefunden wurde und der noch eine

kleine Mahlzeit abgab, ist seitdem wohl von vielen Dutzend Artgenossen untersucht und geprüft worden — vergeblich. Lange aber hält sie das Geschäft nicht auf, ihre hochentwickelten Sinne geben ihnen bald Gewißheit, ob die weitere Mühe lohnend ist oder nicht. So eilen sie auch bald weiter, um wo anders ihr Glück zu suchen. Futter ist noch knapp und der hungrigen Tiere sind es viele. Mehr und mehr dämmert's im Wald. Mit einmal ist das ganze Gros der Mäuse, was in letzter Stunde immer noch angewachsen war, wie weggefegt und die Tiere in ihren Löchern und Schlupfwinkeln verschwunden.



Douglas English.

Waldmaus.

Was war geschehen? Ein Igel war plötzlich unter der Laubdecke aufgetaucht und hatte ein vorwitziges Grauröcklein ergriffen. Als die erschreckte Gesellschaft mit entsetzlicher Angst die Flucht ergriff und einige sogar in komischem Entsetzen über ihn hinwegsprangen, war Freund Igel etwas zusammengezuckt, hatte die Stirn in Falten gelegt und war einen Moment reglos geblieben. Dann lief er, die zappelnde, blutende Maus zwischen den Zähnen, ins Dickicht, um dort mit Gemütlichkeit den Raub zu verzehren.

Das war aber nun keine Waldmaus, deren Todesstunde an diesem freundlichen ersten Frühlingsabend schlagen mußte. Die viel geringere Größe, die kleineren Ohren und das Schwänzchen, nur halb so lang als

beim Vettern, verrieten, daß das Tierchen dem Geschlecht derer der Waldwühlmäuse angehörte. Bei der der Waldmaus ähnlichen Färbung würden die Wühlmäuse in der großen Menge der Nager kaum auffallen, wenn sie sich nicht auch durch geringere Anmut und Zierlichkeit und viel langsamere Bewegungen kenntlich machen würden. Sie haben auch den schönen, warmen Abend benützt und versuchen unter den Insekten, die die Sonne hervorgelockt, Beute zu machen. Da eine kleine Spinne, dort ein überwinterter Fuchs, dessen verdorbene Flügel nicht mehr gestatten, sich in die Luft zu erheben; ein nacktes braunes Räupchen und eine fette Schnecke — alles ist gleich willkommen. Der bronzeglänzende Laufkäfer ist überwältigt worden, mit raschen Bissen ist er getötet und aufgeteilt. Dann geht die wilde Jagd weiter, um überall unter der Kleintierwelt Angst und Schrecken zu verbreiten. Wehe dem kleinen Nestvogel, der voreilig das Vaterhaus verlassen, flugunfähig und hilflos am Waldesboden umherhüpft. Wie echte Räuber stürzen sich die Wühlmäuse auf ihn und halten blutige Mahlzeit. Auch Nestlinge vom Rotkehlchen, vom Ammer und der Grasmücke und andern Vögeln, die ihr Nest nahe dem Boden bauen, sind nicht sicher vor ihrem Überfall. Kommt die knappe Zeit, dann machen sie sich wohl auch an Wurzeln und Knollen, Sämereien und Beeren, gehen auch mit den Waldmäusen in die Felder und zehnten das Getreide. Den Förster haben sie zur Verzweiflung gebracht, als sie seine mühevoll angelegte Buchenschonung zerstörten, indem sie die jungen Stämmchen bis zu bedeutender Höhe schälten und so zum Absterben brachten. Neue Versuche endeten in gleicher Weise. Und als man Strychninweizen streute, tötete man damit eine Reihe anderer — teils nützlicher, teils indifferenter — Tiere. Die Wühlmäuse nahmen ihn nur wenig an, sie hatten an Insekten, Knospen und Rinden genug. Die einzigen Helfer, die dem Forstmann zur Seite standen, waren aus Unverstand und Schießlust aus der Reihe der Lebendigen gestrichen. Die beiden Turmfalkenhorste waren verwaist, Bussard, Käuzchen und Waldkauz seit Jahren nicht mehr erschienen. Nur ein Pärchen Waldohreulen war noch geblieben und zog drüben überm Bach im „Schwarzen Hölzl" seine Jungen auf. Aber es mordet nicht — wie der Mensch — über Bedarf und ohne Not; und was bedeutet der Abbruch, den es den Mäusen macht, bei deren ungezählter Menge. Die 12—15 Mäuse, die das Eulenpärchen allnächtlich fängt, sind nicht genug, um den Bestand dauernd zu schädigen, und auch die beiden Wiesel, die den gleichen Waldesteil mit ihnen bewohnen, sind unfähig dazu. Wohl geht das Wiesel in die Höhlungen der Waldmaus oder holt sich aus den zwischen Gestrüpp errichteten Nestern der Wühlmaus die zarten Jungen und vernichtet so ganze Generationen im Beginn. Aber der Mäuse sind doch zu viel und in 4—6 jährlichen Gehecken, die bis zu 8 Jungen zählen, werden immer wieder neue Geschlechter in die Breschen gestellt — ohne Zahl, ohne Ende. Wo aber

Eulen und Tagraubvögel, Fuchs und Marder noch ihr Dasein fristen oder geschont werden, da halten sie auch das Mäusegesindel in Schach und da wird auch der Forstmann nicht über Waldschaden klagen können.

So leben Waldmaus und Waldwühlmaus ihr Leben. Fröhliches Sommerleben wechselt mit harten Winterzeiten, die oft Tausenden von ihnen den Tod bringen. Generation folgt auf Generation — unbeachtet und ungekannt. Und doch spielt sich hier — wenn auch in engerm Rahmen — dieselbe Folge von Freud und Leid, Fürchten und Hoffen ab. Es gibt nicht Kleines und Großes; es sind dieselben Gesetze, die alles Leben bedingen, erhalten und vergehen lassen, ein gleiches Geschick, das alles Lebende verbindet.



Douglas English.

Waldwühlmaus.

Das Schwarzwild.

Von A. Bütow.

Bei dem Kommen und Gehen von Tiergeschlechtern, einer Tatsache, die besonders in unserer Kulturepoche auffällig wird, liegt die Frage nahe: Wie konnte sich das Schwarzwild bis auf unsere Zeit behaupten? —

Sein Alter in der annähernden heutigen Form läßt sich bis in die Oligocän- und Miocänzeit — auf das Hytherium — zurückführen, seiner Körpermasse nach neigt es mehr zu den „Großen" der Tierwelt, die, wie bekannt, am gefährdetsten dastehen und — obendrein erweist es sich in unserer Zeit als kulturfeindlich. Trotzdem hat es seinen ehemaligen Verbreitungsbezirk, wenn ihm auch nach lokaler Beziehung Grenzen gesteckt sind, behauptet. Abgesehen von der Neuen Welt, wo die Nabel- oder Bisamschweine in zwei Formen die Familie vertreten, von Celebes und dem indischen Archipel, wo der Hirscheber die Dickichte der Urwälder durchbricht, und von Afrika, wo vom Süden bis zu dem Norden hin, hier etwa auf der Höhe Abessiniens und Kordofans, zwei geographische Formen des Warzenschweines existieren, bewohnt das eigentliche Schwarzwild das ganze Zentrum der Alten Welt und reicht in seinen äußersten Vorposten sogar bis nach China und Japan und südlich bis Indien. Verbreitungsschranken, auch in der Gestalt von Meeresstrecken wie zwischen Sumatra und Neuguinea, hat es nie respektiert.

Wenn das Wildschwein heute auch vorzugsweise an den Wald und namentlich an die urwaldartigen Sumpfgebiete gebunden erscheint, wo es auch vielfach aus landwirtschaftlichen Gründen eingeengt wird, so müssen wir doch aus den unzweideutigen Anzeichen seines gelegentlichen anderweitigen Vorkommens schließen, daß es früher den Steppen- und Buschgebieten nicht fremd gewesen ist. Es entspricht aber jetzt einer gewissen Zweckmäßigkeit für die Erhaltung der Art, wenn es den Wald in der Hauptsache als Aufenthaltsort bevorzugt. Hier im dichtesten Dickicht frischt die Bache ihre Jungen, hier findet das Wildschwein überhaupt noch die bedingte Wertschätzung für seine Existenz seitens des Jägers, von hier unterhält es die nächtlichen Wechsel auf die Felder. Die Bezeichnung „dummes Schwein", mit dem seine gezähmte Abart oft bezeichnet wird, trifft nicht einmal immer



G. Wirsing. *München, Forstenrieder Park, Juni 1907.*

Schwarzwild, drei Keiler an der Suhle.



C. Doench. *Saupark Springe, März 1906.*

Wildschweine auf dem Wechsel in tiefem Schnee.

auf letzteres zu, vollends aber nicht auf den wilden „Schwarzkittel“! Immer, wo auch Jäger mit ihm zusammentrafen, fanden sie meistens ein eigentümliches Erfassen der Lebenslage bei dem Tiere vor, nichts Triebartiges, sondern eine vorwiegend blitzschnelle Auffassung. In der Abrichtung leistet man selbst bei dem zahmen Schwein Bedeutendes, denn auch dessen Eigen- und Gewohnheiten bewegen sich nicht in unbedingt festen Geleisen; das Tier bringt dem Abrichter eine gewisse Empfänglichkeit für die neue Gewöhnung entgegen, weil es in keiner „alten“ fest geworden ist. Die blöden Seher werden durch Gehör und Geruch überweitig ausgeglichen und außerdem

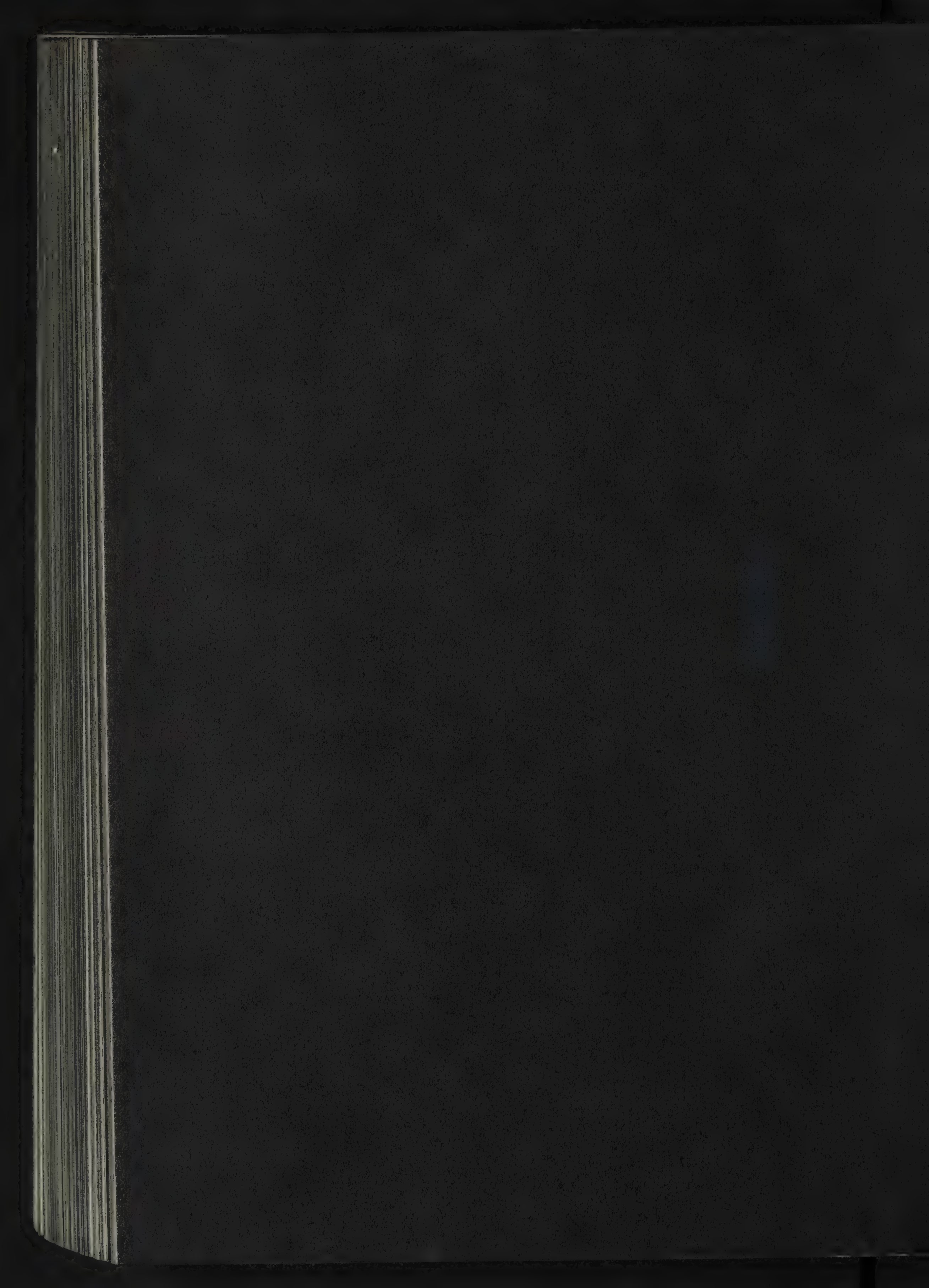
ist dem Tiere ein feiner Tastsinn eigen, der in dem Rüsselende seinen Sitz hat. Bekannt ist die Verwendung der Schweine für die Trüffelsuche, die ein sehr feines Witterungsvermögen erfordert. Nach Thorton suchte ein Schwein sogar mit Pointern auch den Boden nach Wild ab und stellte mehrere Male Schnepfen; selbst zur Rebhühnersuche ließ es sich gebrauchen. Wenn schließlich, abgesehen von den bezüglichen Ausweisen der Jäger für des Schwarzwildes „Können", noch erwähnt werden kann, daß sein Gehirn hoch entwickelt ist, beispielsweise legt sich das Vorderhirn weit nach hinten über das Kleinhirn weg, weiter als beim Pferde, so dürfte auch dadurch erwiesen sein, daß es nach „geistiger" Beziehung nicht geringe veranlagt ist. Dieser seiner geistigen Tierenergie, die sich im Kampfe um das Dasein noch bedeutend gesteigert hat, ist es mit zuzuschreiben, daß es sich durch die ungezählten Jahrtausende bis auf die Gegenwart erhalten konnte.

In einer beinahe unbeschränkten Grenze bewegt sich auch die Fraßgier des Schwarzwildes, wodurch ihm die Möglichkeit gegeben ist, fast überall leben zu können. Nur die großen Höhen der Gebirge meidet es, der hier vielfach mangelnden Äsung und der Kälte wegen. Im übrigen bevorzugt es gerade die Abhänge der würzigen Kräuter wegen, namentlich sind der wilde Kümmel und die Eberwurz ihm sehr pikant. In den Ebenen durchpflügt das Wildschwein den Boden nach Würmern, Schnecken und Insekten und stellt unter feuchtem Moose und faulenden Blättern dem hier beheimateten „Kleintierleben" nach, besonders auch in der Winterruhe. Es leistet somit durch Lockerung des Bodens und durch Vertilgung der so schädlichen Insektenbrut dem Walde einen großen Dienst, der allerdings durch anderweitige Übergriffe, auch durch die Zerstörung der Kulturen, oft wieder fraglich gemacht wird. — Im Sommer sind dem Schwarzkittel fast alle Pflanzen genehm: allerlei Wurzeln, Hülsenfrüchte, Getreidearten, Kohl, Rüben, Mais usw. Ist die Beerenzeit gekommen, dann delektiert es sich an solchen, und gar im Herbst steht ihm ein so umfangreicher Speisezettel zur Verfügung: Eicheln, Buchecken, Kastanien, Haselnüsse, Holzobst, Kartoffeln neben vielen anderen „Wurzelgewächsen", daß es jetzt in der vollen Entwicklung seines Körpers wie überhaupt bei der guten Versorgung mit dem November in die Brunft- oder Rauschzeit tritt, die bis zum Januar anhält. — Aber auch selbst im Winter ist ihm betreffs der Versorgung nicht bange, denn immerhin kommen noch Zeiten in Betracht, daß es mit dem Gebreche den Boden nach Wurzelwerk und Gewürm aufreißen kann, wobei auch wohl Mäuse, nebenbei bemerkt, eine Geschmackseigentümlichkeit des Schwarzwildes, in der Winterruhe liegende Schlangenknäuel und ähnliche leckere Funde ihm zufallen. Auf die „Kost" der Erdbrüter und den begehrenswerten Inhalt ihrer Geniste muß es jetzt aber verzichten! Das macht auch nichts! In milden Wintern ist es allein imstande, sich zu versorgen, und in strengen sorgt der Winter für das Wild-



A. Schrammen. Saupark Springe, April 1908.

Schwarzwild im Buchenschlag; im Vordergrunde ein starker Keiler.





G. Wirsing. *München, Forstenrieder Park, Mai 1906.*

Eine Rotte Sauen vor der Fütterung sichernd.

schwein durch die Kümmerer und Kranken aus dem anderweitigen Wildstande, denn es — „ludert" auch. Ja, es wartet diese Versorgung durch den harten Winter nicht einmal ab, sondern „reißt" selbst lebendes Wild, wodurch es den Bestand besonders von Rot- und Rehwild in den jüngeren Stücken sehr vermindert. Entsprechende auffällige Verluste führten auch, wie anderseits häufig, in Rominten dahin, das Schwarzwild in der Zahl bedeutend durch Abschuß zu verringern. Versagt aber schließlich die Gegend in der Versorgung, wenn auch nur zeitweilig, so wechselt es aus und besetzt wieder ehemals innegehabte Gebiete oder besiedelt sogar neue. In der Vagantennatur dieses Wildes, der es zur Zeit des hochstehenden Kornes und im Winter vielfach ungefährdet entsprechen kann, liegt ebenfalls ein gutes Stück seiner Daseinsfähigkeit und -zähigkeit begründet. Es entwickelt auch in fremden Gebieten eine so große Vorsicht, daß es nur in seinen „Spuren" schließlich entdeckt wird.

Schon der Fraßzettel des Wildschweins führt uns darauf, daß sein „Stand" zu den verschiedenen Jahreszeiten ein verschiedener ist: Buchen- und Eichenwälder sind ihm der „Wühlgelegenheit" und der späteren „Mast" wegen besonders genehm. Im Frühjahr sondern sich die dickgehenden Bachen vom Rudel ab, um im unzugänglichen Dickicht einer Schonung, im dichtesten

Nadelholz wie überhaupt in der tiefinnersten Urwaldwildnis das „Wochenbett" herzurichten. Dieses ist kesselförmig angelegt und mit Laub, Gras und Wurzelwerk ausgepolstert. Die Bache geht 16 Wochen dick. Schon nach 8—14 Tagen werden die Frischlinge — der Wurf zählt manchmal bis 12 —, die, in dem „bunten Rock" mit der braunen Grundfarbe, dem schwarzen Längsstreifen auf dem Rücken und verschiedenen weißen Streifen an den Seiten, im atavistischen Sinne das Aussehen ehemaliger Urahnen wiederholen, von der Bache, unter möglichster Wahrung von Deckung, in die nächste Umgebung ausgeführt, um schließlich nach zwei Monaten, denn bald ist auch der „Rock" zur Hochsommer- und Herbstzeit hin „modern" geworden, dem Rudel einverleibt zu werden. Bei den alten Bachen, die unter Umständen sehr früh frischen, kann noch eine zweite Frischzeit im September zur Anrechnung gelangen, wenn die Gegend fruchtbar und die Mast gut und ausreichend ist. — Die Keiler besuchen indessen sonnig gelegene und mit kleinen Dickichten untermischte Stangenhölzer. Zur Abend- und Nachtzeit nehmen sie in der Benachbarung des Waldes die Wiesen und Felder an, um hier ihrer Fraßneigung nachzugehen. Die bessere Versorgung ging für sie erst mit dem Sommer an. Sie halten sich jetzt vorzugsweise in geschlossenen Vorhölzern auf und machen auch unter dem Schutze des hochstehenden Kornes weite Wechsel in die Felder, bei welcher Gelegenheit es oft geschieht, daß sie ihren Standort endgültig verlegen. — Im Herbst „pflügen" sie die Felder, noch ehe der Landmann dazu kommt. Sie liegen dann tagsüber in solchen Hölzern, die sich nahe bei ergiebigen Winter- und Sommerfeldern befinden. — Im Winter bevorzugen sie wieder die Dickungen, die nahe an Suhlen liegen. Ihr Wärmebedürfnis ist dann so stark, daß sie schließlich in dem verwachsensten Gebüschwerk ihren Aufenthalt nehmen. Immerhin aber bietet sich ihnen noch zumeist die Gelegenheit, sich warm „einkesseln" zu können; auch der Schnee deckt sie zu. Dem Geselligkeitsbedürfnis wird jetzt mehr als sonst durch das gemeinschaftliche „Lager" entsprochen, wodurch — in der gegenseitigen Erwärmung — der Kälte vielfach die Spitze genommen wird. An und für sich, abgesehen von der Feistschicht und der Einhüllung der empfindlichen Gescheideteile mit „Fett", in welcher Weise fast alle freilebenden Tiere zur Winterzeit von der Mutter Natur bedacht werden, ist auch der „Kittel" des Wildschweins ziemlich wetterfest geworden durch die Länge der Borsten und das Dichterwerden der „Wollhaare". — In einem entgegengesetzten Befinden steht das Schwarzwild in der Sommerhitze; es suhlt sich dann, um die Körperwärme zu vermindern, im Morast und Schlamm. Trotzdem es aber gegen die Witterungsextreme immerhin empfindlich ist, scheint ihm der Hunger noch empfindlicher zu sein. Aufenthalt und sonstige Gewohnheiten entsprechen bei ihm immer in erster Linie den Fraßgelegenheiten. Der Hunger treibt es darum auch im Winter häufig in meilenweitem Wechsel



A. Schrammen. *Saupark Springe, Januar 1908.*

Wildschweine, im Schnee brechend.

aus dem schützenden Forst heraus auf die Blachfelder, wo es dann dem „Niederwildjäger" als willkommene Beute anheimfällt.

Die jungen Wildschweine bezeichnet man in der Jägersprache als „Frischlinge" im Jahre ihrer Geburt. Erst mit dem neuen Jahre sind sie als „jährige, übergegangene oder übergelaufene", kurz als — „Überläufer" bekannt, dann werden sie als zwei- und dreijährige Bachen oder Keiler angesprochen. Nach dem vierten Jahre kennt man die starke oder grobe Bache. Der Keiler ist vom vierten Jahre an ein „angehendes" und vom fünften Jahre ab ein „Hauptschwein". Ihr natürliches Alter bringen sie im Durchschnitt auf 20 bis 25 Jahre. — Schon im zweiten Jahre erheben sich aus den Seiten des Gebreches, sowohl aus dem Unter- als Oberkiefer, die scharfen Eckzähne hervor, die der Jäger als „Gewehre" bezeichnet; beide nehmen in gekrümmter Verlängerung die Richtung nach oben. Beim dreijährigen Keiler überragt das untere Gewehr schon das obere, das sich mehr vom Kiefer abbiegt. Durch beständiges Aneinanderreiben werden die „Gewehre" immer spitzer und schärfer. Beim „angehenden Schwein" gewinnen sie auch noch an Länge und Stärke, und namentlich nimmt das untere

22*



A. Schrammen. *Saupark Springe, Juni 1907.*

Schwarzwild, Mutterschweine mit Frischlingen im „Kessel".

„Gewehr" an Krümmung zu. Je älter darum ein Schwein wird, desto mehr wächst die Krümmung. Damit verringert sich aber auch die Gefahr der Verwundung durch ein „Hauptschwein" im vorgerückteren Alter. Immerhin aber besitzt das Tier in seinen Gewehren furchtbar wirkende Waffen. Bei der Bache nehmen kurze, kolbige Hacken die Stelle des Gewehres ein; bei der „starken" stehen sie etwas mehr hervor. Sie kann daher in ihren „Hauern" überhaupt nicht so gefährlich werden als der Keiler, den überdies noch ein wilderes Aussehen kennzeichnet. Besonders gefährlich wird die Bache, wenn sie ihre „Frischlinge" führt, nach denen auch, wie Fama erzählt, der Fuchs lüstern sein soll. —

Es ist einsichtig, daß die Gewehre des Schwarzwildes eine Waffe bedeuten, doch scheint ihr Zweck auch noch ein anderweitiger zu sein, wobei wir dahingestellt sein lassen, welcher vorherrschenden Zweckmäßigkeit die Hauer ihren Ursprung und ihre Entwicklung verdanken. Beispielsweise besitzt das Warzenschwein Afrikas ganz gewaltige, oben mehr stumpfe und seitlich gekrümmte Hauer, so daß schon Älian berichtet, daß es in Äthiopien



A. Schrammen. *Saupark Springe, Juni 1907.*

Schwarzwild, zwei Familien in einträchtiger Nachbarschaft.



A. Schrammen. *Saupark Springe, April 1908.*

Verspätete Rauschzeit: der Beschlag.

vierhörnige Schweine gebe. Nach verbürgten Mitteilungen kesseln sie sich nicht allein ein, sondern graben selbst unterirdische Höhlungen für ihren Aufenthalt, oder benutzen zu diesem Zweck von Erdferkeln herrührende, die sie erweitern. Gerade aber für diese Arbeit sind ihnen die Hauer von wesentlichem Vorteil; der „Rüssel" allein würde hierbei nicht ausreichen. — Eigentümlich in bezug auf die Hauer ist der Hirscheber auf Celebes hingestellt. Wie bei den meisten Schweinen richten sich die beiden Hauerpaare nach oben und krümmen sich sowohl nach außen als nach hinten zu; während aber sonst alle vier Hauer seitwärts vom Gebreche stehen, nehmen hier die beiden oberen durch den Gaumen ihren Weg, so daß sie, nach den Sehern des

Tieres hin gekrümmt, tatsächlich als „Nasenhörner" aufzufassen sind. Viel ist über die Entstehung und den ursprünglichen Gebrauch dieser ganz irregulären Zahnführung gefabelt worden, die absolut keinen Vergleich mit den Knochenhöckern der Rhinozerosse bieten, es wäre denn nach der Verwendung hin. Da, wie schon erwähnt, diese durch den Gaumen wachsenden Hauer sich schützend vor den „Augen" krümmen, so hat man angenommen, daß sie tatsächlich die Sehorgane des Tieres, das sich durch die Dickichte bricht, gegen Verletzung zu schützen hätten, aber warum fehlen sie beim Weibchen in dieser Ausbildung? Eine andere Deutung meint, daß die beiden unteren Hauer Angriffs-, die oberen aber Verteidigungswaffen, gewissermaßen „Parierbügel" wären. Schließlich sei noch die Auffassung erwähnt, daß sie als groteske Verzierungen anzusehen wären, durch welche sich die meisten „vorsintflutlichen" Tiere ausgezeichnet hätten. Es ist wohl das Richtige, wenn diese Deutungen vereinheitlicht werden auf eine Arbeit hin, auf die „Erdarbeit" des Schweines überhaupt. Die ganze Bildung des Kopfes dieser Tiere weist dieselben als „Durchbrecher des Dickichts" und als „Pflüger des Bodens" aus. Betrachten wir den kegelförmigen Kopf und die zum „Rüssel" verlängerte „Nase": sie allein ermöglichen wohl ein Aufreißen des Bodens, aber im verschlungenen Wurzelwerk richten sie nichts aus; hier müssen erst die natürlichen „Brecheisen" in Tätigkeit treten, die selbst armdicke Wurzeln zu heben imstande sind. Daß sich schließlich bei den männlichen Repräsentanten der Schweine die Hauer auch noch insgesamt zu fürchterlichen Waffen ausgebildet haben, ist wohl der besonderen Notwendigkeit des Gebrauches solcher zuzuschreiben.

Aber auch sonst noch wird diese Absicht von der Bildungsenergie des Kopfes auf eine bestimmte Betätigung hin unterstützt durch weitere Körpermerkmale. Der nach oben zu verbreiterte dicke Schädel verbürgt nicht allein die Wucht der „Pflugarbeit", sondern auch das Durchbrechen dicker Äste, falls diese dem Tiere beim Fortkommen im Dickicht hinderlich sind. Tatsächlich bricht das Tier im Gegenanprall armdicke Stangen wie Rohrhalme durch. Diese gewaltige Kraft, auch wie sie sich bei der Wühlarbeit betätigt, findet in den gewaltigen Muskeln des Nackens ihren Antrieb; Kopf und Hals sind tatsächlich als ein einheitlicher, starker Hebel aufzufassen. Mit den kurzen, starken Läufen vermag es sich kräftig gegen den Boden zu stemmen. Denken wir noch außer an den kegelförmigen Kopf an den seitlich zusammengedrückten Körper, an die starke „Schwarte", die immerhin gegen Verletzungen schützt, an das drahtige „Haar" und die kleinen tiefliegenden Seher, so finden wir in allen diesen Eigenheiten gewissermaßen Zweckmäßigkeiten für die „Lebensstellung" des Schwarzwildes. Wie übel würde beispielsweise dem Schafe mit seinem gekräuselten Wollkleid im Dickicht, überhaupt im Walde, mitgespielt werden!



A. Schrammen. *Saupark Springe, April 1908.*

Keiler und Bache vor dem Beschlag.

Einen fürchterlichen Anblick bietet der Keiler in der Kampfeswut. Das Gebreche entsendet kurze und tiefe Grundlaute, der Atem geht dampfend und pustend, die Borsten richten sich auf. Mit den hartgepanzerten Schultern rennen die Waldrecken gegeneinander oder suchen im Unterlauf die Seiten zu fassen, um sich von unten nach oben, der Stellung der Hauer entsprechend, fürchterliche Wunden zu schlagen. Anders die Bache; sie haut mehr unter sich, legt sich aufs Beißen, sucht den Feind niederzurennen und tritt auch wohl auf ihm herum. Übrigens sind es nicht immer gesetzmäßige Angriffsweisen, deren sie sich bedienen, und der Kampf geht auch manchmal anders vor sich, als ihn Deiker so lebenswahr im Bilde festgehalten hat.

Während aber die Bache besonders zu fürchten ist, wenn sie die Frischlinge führt, werden die Keiler unter sich am unleidlichsten zum Herbst hin, zur Zeit der Brunft. Wie überall, so dreht sich auch hier der Streit meistens „— um Hunger und Liebe!" Immerhin aber ist das Schwarzwild im Kampfe mit seinesgleichen auch leidlich gepanzert durch die fast mähnenartige Beborstung der Nackenpartie, und auch sonst mildern Borsten und Schwarte



A. Schrammen. *Saupark Springe, April 1908.*

Bache mit Frischlingen: die Bache bricht den „Kessel“ auf.

den fürchterlichen Hieb. Als die ausgesprochensten Vertreter der Kneippschen Richtung heilen sie die meisten Wunden wieder aus. Merkwürdig, aber auch sonst durch ähnliche Fälle aus dem Tierleben dargetan, erweist sich der Umstand, daß, während die Keiler in der Brunftzeit die erbittertsten Kämpfe führen, sich die Bachen fast teilnahmslos verhalten.

In bezug auf Panzerung und Waffen erweist sich das Schwarzwild auch besonders bevorzugt im Kampfe gegen Menschen und Tiere, so daß es allgemein gefürchtet ist. In der so vielgestaltigen Sage vom „wilden Jäger“ tritt es als Rächer der Tierwelt an den Jägern auf, die leidenschaftlich und grausam das Wild verfolgen und ihm namentlich an Sonn- und Festtagen keine Ruhe gönnen. Es gehörte auch eine besondere Verwegenheit dazu, der Sau mit der „kalten Waffe“ entgegenzutreten, in welche Notwendigkeit unsere heidnischen Vorfahren, die dieses Wildbret besonders liebten, wohl oft versetzt waren. Weniger gefahrvoll war die spätere „Sauhatz“, bei der schon „Saufinder“ und „Sauverbeller“ zur Verwendung kamen. Aber so mancher der braven Hunde, die den Keiler durch Scheinangriffe



A. Schrammen. *Saupark Springe, April 1908.*

Sauen auf dem Wechsel.



A. Schrammen. *Saupark Springe, April 1908.*

Bache mit älteren Frischlingen.

schließlich stellten, ihn am Gehör „faßten“ und so lange „deckten“, bis der Jäger mit der „Saufeder“ erschien und dem Tiere „den Fang geben“ konnte, mußte daran glauben. Ganz ungefährlich endlich ist die modernste Form der Sauhatz, die am St. Hubertustag (3. November) veranstaltet wird — auch unter Beteiligung des Kaiserhofes und der Hofgesellschaft im Grunewald —; denn nachdem der halbzahme „Überläufer“ aus der „Saubucht“ losgelassen ist, beginnt die Verfolgung durch die Parforcehunde und seitens der berittenen, rotbefrackten Jägerinnen und Jäger. Ist das „Schwein“ schließlich von den Hunden gedeckt und ertönt das „Halali“, so wird es von dem ersten aus dem Sattel springenden Jäger „ausgehoben“ (am Hinterlauf emporgehoben), bis der Kaiser selbst, ein Prinz oder sonst ein hoher Standesherr ihm den „Fang“ gibt. In dieser Weise verbrieft und achtet man noch heute die „Schwarzkittel“ als das „ritterliche“ Wild. Diese besondere Wertschätzung hat ihm schon von jeher die Existenz wesentlich gesichert. So viele Verordnungen es auch schon über sich hat ergehen lassen müssen, wenn es galt, seine Vermehrung und Schädlichkeit einzudämmen: stets rettete man

die Reste des Schwarzwildes wieder in die Schutzbezirke. — Bei dem Fehlen einer „Wildstatistik“ — die im Jagdjahr 1885/86 in Preußen veranstaltete ergab die durchaus nicht zuverlässige Zahl von 9391 Sauen — ist es nicht möglich, das vorhandene Schwarzwild ziffernmäßig, auch nur annähernd, festzustellen, und auch die neueren „Schätzungen“ sind durchaus nicht überzeugend, denn immerhin weisen sich die tatsächlichen Bestände höher aus, als die höchsten Schätzungen. Es ist nämlich in Betracht zu ziehen, daß sein Stand im Dickicht und sein unsteter Wechsel stets lokale „Zählungen“ beeinträchtigen. Als die „Schwarzkittel“ in den Rheinlanden und in Hessen-Nassau gegen Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts überhandnahmen und behördlicherseits gegen sie eingeschritten werden mußte, war es gestattet, die Dickungen und namentlich die Nadelholzschonungen durch Schneisen von zwei Meter Breite zu durchqueren, damit die „Aufräumung“ eine gründliche würde. Gezahlt wurden an Schußprämien 10603 Mark. — Trotzdem wir aber noch in allen Gegenden Deutschlands, abgesehen von den benachbarten Ländern, große Stände von Schwarzwild besitzen, so reichen sie doch nicht annähernd an diejenigen früherer Zeiten. Begünstigt wurden diese durch den Schutz hoher Jäger und landesherrlicher Verordnungen. Unter Friedrich Wilhelm I. wurde ein Patent unterm 9. Juni 1718 ausgefertigt, daß die Wilddiebe aufgehangen werden sollten. In der Forstordnung für Pommern vom 24. Dezember 1777 wird die Strafe für das unberechtigte Schießen eines Schweines, Keilers und einer Bache auf 100 Taler festgesetzt; ein „Frischling“ wurde mit 50 Taler bewertet. Ähnliche Geldstrafen und sogar grausame Leibesstrafen, selbst Verwirkung des Lebens, standen überall aus, wo das „Hochwild“ seitens der Nichtberufenen gefährdet war. Nur in Revolutionsjahren wurden die Wildstände manchmal stark mitgenommen. Als 1789 die französische Revolution auch diesseits des Rheines ihre Wellen schlug, wurden, um den Forderungen des Volkes gerecht zu werden, beispielsweise in Württemberg 2200 Sauen auf den Abschußetat gesetzt. Noch einschneidender für den Hochwildstand wies sich das Jahr 1848 aus: die Folgen der „freien Jagd“ sind namentlich für das Rotwild so schädigende gewesen, daß trotz der nachher einsetzenden Hege und Pflege fast ein halbes Jahrhundert nötig wurde, um dieses Wild wieder zu „Stand und Wesen“ zu bringen. Ähnliche Rückgänge erfuhr auch das Schwarzwild, das sich aber dank seiner „Lebensenergie“ schon früher erholte und bald wieder allgemein geworden wäre, wenn nun nicht die lebhaft arbeitende Kultur seiner Verbreitung Einhalt getan hätte. — Um aber schließlich einen Begriff zu bekommen von der früheren Menge dieses Wildes, mögen einige Zahlen hier sprechen. Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen (1611—1655) erlegte 31902 Stück Schwarzwild und sein Sohn Johann Georg II. (1656—1680)



A. Schrammen. *Saupark Springe, April 1908.*

Brechende Sauen: harte Arbeit an den Wurzeln.

22298 Stück. Auf Grund der Beschwerden wurden in Württemberg von 1737—38 8160 Sauen abgeschossen. Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt erbeutete von 1735—60 „347 Schweine, 436 Keiler, 140 Bachen, 468 Frischlinge". Vom 27. November 1724 bis 15. Januar 1725 betrugen die Strecken in der Mittel- und Neumark: „332 Schweine, 170 Keiler, 609 Bachen, 300 überjährige und 1685 kleine Frischlinge". Entsprechende Mitteilungen, die samt und sonders das zahlreiche ehemalige Vorkommen der „Sauen" feststellen, lassen sich bis auf Karl den Großen, der ebenfalls „Saujagden" anstellte, zurückführen. Noch heute würde die Vermehrung des Schwarzwildes ins Unendliche gehen, würden derselben nicht berechtigte Schranken gesetzt. Das beweist auch Neuseeland. Bekanntlich artet das zahme Schwein in der Freiheit zurück auf die wilde Stammform, wie es auch erwiesen ist, daß sich beide fruchtbar vermischen. Als Neuseeland von den Europäern besiedelt wurde, führten sie natürlich auch die zahme Art ein, die sich im halbwilden Zustande nach einem kaum verflossenen Menschenalter derart vermehrte, daß sie das Land buchstäblich übervölkerte. Ganze



C. Doench. *Saupark Springe, April 1908.*

Bache mit Frischlingen.

Gegenden erschienen durch die Borstentiere wie gepflügt. Natürlich stellte die Schweineplage die ganze Kultur der Insel in Frage, so daß der Vertilgungskrieg schließlich mit allen Mitteln einsetzen mußte. Es ist nun bezeichnend für die Massen der Tiere, daß ein Jäger sich anheischig machte, binnen einiger Wochen 20—30000 Schweine zu erlegen, was ihm auch gelang.

Was des wilden Borstentiers Verhältnis zu der freilebenden Tierwelt anbelangt, so behauptet es dieser gegenüber eine gewisse Überlegenheit. Wohl gelingt es dem „Meister über hundert Künste", dem Fuchs, sich gelegentlich eines Frischlings zu versichern, aber im großen und ganzen steht er dieser Tierart machtlos gegenüber. — Im übrigen respektiert selbst der Wolf das Hauptschwein, namentlich wenn er allein räubert; nur Frischlinge und Überläufer fallen ihm gelegentlich zu. In den heißen Gegenden sind die großen Katzenarten geschworene Feinde der Schweine, aber selbst dem Pinselschwein in Westafrika gegenüber, sagt Vaughan Kirby, überlegt sich der Leopard die Sache zweimal, bevor er einen erwachsenen Eber angreift.



G. Wirsing. *München, Forstenrieder Park, Juni 1907.*

Ruhende Frischlinge.

Diese gewisse „Machtstellung" eines Tieres aber berechtigt zu der Frage: Gibt es denn für das Schwarzwild keine natürlichen Einschränkungsmittel, namentlich da, wo es durch seine eigentlichen Feinde nicht gefährdet ist? — Nirgends in der Natur ist die Herrschaft der Tyrannen — auch der entwickeltsten Raubtiere und Raubvögel — unbeschränkt: in der übergroßen Vermehrung derselben ist auch zugleich der Anlaß zu ihrer Verminderung gegeben; Krankheiten und Seuchen wüten dann in der Art, der Kampf um das Dasein nimmt dann die entsetzlichste Form an, gleichviel, ob es sich um die Stelle oder um die Äsung handelt, nicht zu gedenken der sonstigen Herrschaftskämpfe, die so mannigfaltig auch im Leben der — Art sich ergeben. Die Tyrannen wenden ihre Waffen gegeneinander und erwürgen sich gegenseitig! Kriege zwischen verschiedenen Nationen fallen nicht so grausam und blutig aus, als wenn der Bürgerkrieg wütet. So einen gefährlichen Feind auch das Schwein in dem Leopard hat, diese Art auszurotten, wäre er nie imstande, das bringt nur eine lebenszähe und kräftige Form in der Art selbst zuwege, falls das große Kapitel „Sein oder Nichtsein" in Frage kommt!

— Nur zu oft haben wir es erfahren, daß auch die Natur durch sonstige Mittel und Handhaben der übergroßen Vermehrung in der Tierwelt eine Schranke stellt: „Bis hierher und nicht weiter!“ Strenge Winter und schlechte Ersetzungszeiten, Inzucht und Degeneration überhaupt kommen hierbei ferner zur Berücksichtigung, selbst abgesehen in diesem speziellen Falle, daß das Schwarzwild auch von Blasen- und Haarwürmern geplagt wird und an sonstigen Krankheiten, beispielsweise der Räude, leiden kann.

* * *

Gegen den Abend eines Novembertages hin brach ein Rudel Schwarzkittel durch das Dickicht einer Schonung. In das weithin hörbare Rascheln des Laubes und das Brechen der Zweige und Äste mischten sich mit schrillen und quiekenden Tönen dumpfe Grunzlaute. Im hurtigen Trott noch den Boden pflügend, sich vielfach reibend und stoßend, gelangte die Gesellschaft schnell durch das dichte Stangenholz in einen hohen Eichenbestand, der von dem Herbststurm schon tüchtig geschüttelt war. Hei, hier gab's zu knautschen, zu schlecken und zu schlemmen, daß es eine rechte Schweinelust war; scharf klappten die Teile des Gebreches aufeinander, schrillend rieben sich die Hauer! Wenngleich Fühlung haltend, zogen sich die Tiere hier doch weiter auseinander; denn bei dieser Gier auf Fraß mußte die sonstige Interessengemeinschaft versagen. Nur einige, kaum verfärbte Spätfrischlinge beobachteten den engeren Anschluß an eine alte Bache. —

Aber warum treibt der grobe Keiler, wohl der Stammvater der Rotte, dort die jugendliche Maid, die als stattliche „Überjährige“ angesprochen werden konnte? Sein Aussehen, wenngleich auch sonst nicht manierlich, ist ja fürchterlich! Jeder Atemzug fördert eine Dampfwolke, ununterbrochen drängen sich die dumpfen Grunzlaute aus dem Gebreche, die Gewehre reiben sich unaufhörlich —! Während die übrigen kaum Notiz von den beiden zu nehmen scheinen, dafür aber desto aufmerksamer ihrem Sättigungsbedürfnis entsprechen, scheint der Keiler keinen Hunger zu fühlen; es kommt ihm offenbar nur darauf an, die „Überjährige“ zu mißhandeln, an ihr sein Mütchen zu kühlen. Weiß der Himmel, wodurch sie seinen Zorn entfacht hat; liegt der Fall hier so, daß „Jugend keine Tugend hat“ und das „Alter“ nach dieser Beziehung anders denkt! — Jedenfalls muß „Sie“ schwer gesündigt haben, denn anders ist seine Wut gegen die anscheinend alles über sich ergehen lassende Maid, die am liebsten mit den anderen Eicheln „gefressen“ hätte, doch kaum erklärlich! Aber der „Alte“ läßt nicht von der Wut, bezw. die Wut nicht von ihm! Jetzt berühren sich beide Nacken, wobei der ihrige mehr als Puffer dient, im harten Anprall, so daß seine Gewehre ritsch, ratsch an den Seiten der jungen Bache entlang fahren. Dadurch gerät



M. Steckel. *Fürstl. Plesser Forst, Revier Cielmitz, Mai 1908.*

Streitende Frischlinge.

er natürlich in den „Hinterhalt". Auch gut, denkt er! Blitzschnell die Gelegenheit ergreifend, sucht er die Bache überzurennen, denn dem abschüssigen hinteren Teile des Schwarzwildkörpers gegenüber ist der vordere, höher gestellte und gedrungenere doch sicherlich im Vorteil, namentlich aber bei der unterschiedlichen Größe beider Körper. Aber die Jugend ist behende und das Alter mindestens — behäbig. In entgegengesetzter Richtung kommen beide mehr von dem Kurs ab, den die übrigen in ihrem „Sammel- und Wühleifer" eingeschlagen haben und setzen das Schauspiel unter sich fort, oder — ist's ein Trauerspiel? — Dem plumpen und wuchtigen Angriff auf der einen entspricht das behende Parieren auf der anderen Seite, der sinnlosen Wut steht ein anscheinend untätiges Verhalten gegenüber. Doch auch der so Gemißhandelten und Verfolgten scheint der Geduldsfaden zu reißen, denn schon zeigt sich die rote „Farbe" an den Seiten. Nachdem sie wieder glücklich einen Flankenangriff des Alten durch eine Drehung pariert hat, wer weiß, den wievielten, sucht sie im „steifen Galopp" das Rudel, das schon in beträchtlicher Ferne sich verloren hat, wiederzugewinnen. Aber sie verrechnet

23*



M. Steckel. *Fürstl. Plesser Forst, Revier Cielmitz, Mai 1908.*

Bache auf dem Wechsel.

sich in der Beharrlichkeit des Keilers: den Kopf aufwerfend, dem weit aufgesperrten, schäumenden Gebreche förmliche Dampfwolken entsendend — also Volldampf vorauf — so folgt der Sinnlose ihren „Spuren". Und wer weiß, wie lange noch der fast einseitig geführte Kampf gedauert hätte, wenn nicht ein dichtes Gebüsch die Bache „festgemacht" hätte —! Jetzt kommt's! Aber was ist das? — — Also so steht's um Werbung, Hochzeit und Liebesakt bei den Schwarzen! Hier reimen sich tatsächlich Liebe und Hiebe! Wird's dem Keiler immer so schwer gemacht? Junge Schöne sind auch im Tierreich seltsam spröde, und wenn auch die „alten" immerhin in dieser sonderbaren Art hofiert sein wollen, etwas williger sind sie doch! —

* * *

Über das kahle Feld fegt der scharfe Herbstwind. Zwei Männer steuerten querfeldein auf die Kornmiete zu, die sich mitten auf dem Pflugacker dunkel abhob. Wohl stand Mondschein im Kalender, aber der launische „Gefährte



M. Steckel. *Fürstl. Plesser Forst, Revier Cielmitz, Mai 1908.*

Keiler.

der Nacht" verhüllte sein Antlitz vollständig hinter Wolkenschleiern. Den beiden Wanderern war solches auf dem holperigen Acker sicherlich unangenehm: ihre Bewegung kennzeichnete sich als ein fortwährendes Schwanken unter Hopp, hopp und Ho, ho! „Ob sie heute kommen?" ließ sich der eine vernehmen; „es geht sich verteufelt schlecht in dieser Finsternis!" „Sicherlich," meinte der andere; „nur fürchte ich, daß, wenn der Mond nicht ein Einsehen hat und sich demaskiert, wir kein sicheres Ziel nehmen können! Jedenfalls aber müssen wir's versuchen, den Schwarzkitteln, die sich durch die Eichelmast wohl lange im Walde festhalten lassen werden, beizukommen! Verdammt — —!" Dem jählings abgebrochenen Fluch folgte der Fall zweier Körper, weit weg flogen die Büchsen! Die beiden Schützen waren über eine tief aufgeworfene Rinne in nächster Nähe der Miete gestolpert. Sie standen jedoch bald wieder auf ihren Ständern, und sich ins Lot rückend und auch schließlich die Büchsen wiederfindend, sagte der eine, den Lauf an seinem Ärmel abreibend: „Bei allem Pech noch Glück; es ist doch gut, daß die Schießprügel nicht geladen waren! Den Fall aber sollen uns die Schwarzen

bezahlen!" Vorsichtig erklommen sie nun die Miete, die als Wildkanzel dienen mußte, um der Dinge zu harren, die sich ereignen sollten! — Aber merkwürdig, die Schwarzkittel, welche sonst die „leckere" Miete regelmäßig annahmen, blieben heute aus; nur aus weiter Ferne, wo die letzten Kartoffeln des Ausmachens harrten, hörte man ihr Grunzen und Rumoren! Mißmutig über das heutige Pech entluden die Jäger wieder die Büchsen, und jeden Tritt sorgfältig prüfend, steuerten sie schweigend ihren Penaten zu. Hier aber erfuhren sie erst, welchem voraussichtlichen Unglück sie entgangen waren, denn die Büchsenläufe waren, was sie nicht beachtet hatten bei dem Fall, zum Teil mit Erde verstopft — —!

* * *

„Sauen! — Sauen!!" Das war eine Überraschung, die sofort alle anderen jagdlichen Anordnungen über den Haufen warf; der „weiße Leithund", für gewöhnlich Neuschnee genannt, zeigte sie sicher an. Rasch abbiegend vom Wege pürschten die Jäger den Spuren nach, die sicherlich zu dem Stand der Schwarzen führten. Aber der Gang war beschwerlich. Trotz der ebnenden Schneedecke erwies sich das Elsbruch ungemein holperig. Endlich war es überwunden! Weiter führten die Spuren zu einem lichten, mit Eichen untermischten Buchenbestande, der, was eine große Hauptsache war, mit Buschwerk untermischt, das Anpürschen unter verhältnismäßig zureichender Deckung begünstigte. „Pst! Das Grunzen und Quieken." Sie waren in nächster Nähe. Noch war die Anhöhe zu nehmen. Das Herz klopfte, aber Ruhe! Angestrengt suchten die Augen das sich nun darbietende Gelände aufzunehmen und — — jenseits der Senkung auf der zweiten Anhöhe zwischen dem Buschwerk gedeckt, da standen sie! Der Wind war günstig; eine Wendung nach links mußte die Jäger in Büchsenschußweite dem Rudel nahebringen. Aber halt! Dort durch jenen Schlupf, hart die Sträucher streichend, traten zwei starke Sauen ins Freie. Die erste, den Boden brechend und lange Schlangenlinien zeichnend, zog hinter sich her den Keiler, der mit seinem Windfange unausgesetzt den Pürzel seiner Vorgängerin berührte. Kein Zweifel, hier handelte es sich wieder um einen intimen Vorgang; es galt einer Spätbrunft im Dezember! In solchen Augenblicken vergißt der Jäger seinen eigentlichen Zweck; er wird zum Beobachter. Inzwischen kamen die „Liebenden" der Talsenkung und damit auch dem Stande der Jäger näher. Plötzlich hielt die Bache an und schleckte behaglich; sie hatte einen guten Fraß gefunden und vermutete mehr; eifrig wühlte sie den Boden ringsum auf. Das schien „ihm" aber nicht zu behagen. Wiederholt machte er Vorstöße gegen die „Dünnungen" der Umworbenen. Schließlich, seine Geduld war erschöpft, bearbeitete er in kräftiger Art die Keulen; das schien zu wirken! Die Bache machte eine halbe Drehung und „Aug' in Aug'"



M. Steckel. *Fürstl. Plesser Forst, Revier Cielmitz, Mai 1908.*

Keiler.



G. Wirsing. *München, Forstenrieder Park, Mai 1906.*

Schwarzwild, Keiler an der Suhle.



A. Schrammen. *Saupark Springe, Januar 1907.*

Schwarzwild in der Rauschzeit.

standen sich nun beide gegenüber, wahrscheinlich die Übereinkunftspunkte für den Frieden zu beraten. Da — ein zweiter Keiler erscheint auf der Bildfläche, sich durch seinen hurtigen Trott und durch ein begehrliches Schnauben furchtlos ankündigend! Das ging dem ersten doch gegen den Strich, so im Augenblick süßen Übereinkommens gestört zu werden! In Kampfesstellung sich werfend, mit erhobenem Kopf und weit geöffnetem Gebreche, die Borsten wild gesträubt — stürmt er dem Nebenbuhler entgegen. Bald sind die beiden zusammen; Kopf und Schultern prallen gegeneinander; rechts und links schlagen die Hauer; hart stemmen sich die Schalen gegen den Boden! Wieder kommen sie mit den Köpfen zusammen und der stärkere wagt nun einen fürchterlichen Hieb: er sucht von unten in die Kehle des Gegners zu fahren. Glücklich aber entgeht dieser dem gefährlichen Stoß durch eine kleine Wendung, so daß nur sein Hals gestreift wird. Hin und her wogt der Kampf, abwechselnd kommen beide Gegner zu Fall und auch wieder zum Stehen. Die Wut der schnaubenden Recken und das Getöse des Kampfes überhaupt lockt bald die ganze Rotte auf den Schauplatz.

Interessiert sehen sie dem Turnier zu; wer wird siegen, noch ist es zweifelhaft! Da, wieder beginnt das Ringen in der Nähe des Gebreches. Mit dem weißen Schaum vermischt sich die rote Farbe und — jetzt hat der erste Keiler seinen bewährten Stoß anbringen können: seine Hauer bohren sich in die Kehle des Gegners, der nun erschöpft vom Kampfe abläßt. Großmütig quittiert der Sieger die Unterwerfung, und der „Gezeichnete" verläßt den Schauplatz, langsam in entgegengesetzter Richtung sich verlierend. Aber auch der Sieger ist erschöpft, denn so schwer hat man's ihm selten gemacht. Doch bald erinnert er sich wieder seiner Erkorenen, um die er den Strauß hat ausfechten müssen. Siegesstolz richtet er sich auf und nun steht er mitten unter den „Damen seines Harems", die ihm gewissermaßen ihre Huldigungen bezeigen. Aber nicht lange berauscht er sich in der Eitelkeit; da hinten steht ja die Spröde. Rasch ist er an ihrer Seite und, ist es nun schon Gewohnheit bei ihm oder gehört es notwendig zum „Geschäft": wieder liebkost er sie in der derben Manier. Doch inzwischen hat sie wohl eingesehen, daß aller Widerstand einem solchen Freier gegenüber vergeblich ist: ungeniert in Zeugengegenwart feiern sie nun ihre Hochzeit mit seltener Hingebung und Ausdauer, wobei er sein Gebrech fest in das Genick seiner Erwählten vergräbt.

Jetzt löste sich auch die Spannung bei den anstehenden Jägern. Sich schnell mit den Augen über eine andere Deckung verständigend, pürschten sie sich noch näher an das Rudel heran und wurden auch fertig, als der Keiler seine Umarmung beendete. Zwei Schüsse donnerten à tempo in die Herrlichkeit hinein und der „Hochzeiter" geriet ins Wanken. Dann zog er langsam, sichtbar zeichnend, nach links dem ersten Keiler nach: beide, das war ohne Zweifel, waren mit leichter Mühe den Saufindern vorbehalten, die schnell aus dem Forsthause geholt wurden. Das Rudel aber war jäh auseinandergestoben. — —

Unwillkürlich gehen die Gedanken bei solchem Weidmannsheil zurück in die graue Vorzeit, aus der Geschichte und Dichtung uns vieles auch vom Schwarzwild überliefert haben. — Unsere Vorfahren dachten sich das Leben nach dem Tode ganz so, wie sie es in den deutschen Wäldern lebten, natürlich in größerer Vollkommenheit. Jagd und Krieg gehörten auch im Jenseits zu den Hauptbeschäftigungen der „Einherier", wie die Kampfhelden dort genannt wurden. Sie belustigten sich nicht allein mit Kampfspielen, sondern jagten auch den Eber „Sährimnier", der alle Tage vom Himmelskoch gebraten und gesotten wurde und ebenfalls alle Abende heil und unversehrt dastand. — Überhaupt hatte das Schwein in der alten Zeit eine eigenartige Bedeutung. Bei den Kelten gab es in seiner Gestalt das nationale Symbol; es erschien darum auch auf den Münzen der Äduer und Sequaner. Ebenso wie man in der französischen Ritterzeit wohl beim Pfau oder dem Reiher schwur, so geschah es nach der skandinavischen Sage beim Keiler. Als König



A. Schrammen. *Saupark Springe, April 1907.*

Rotte brechender Sauen auf einem Abtrieb.

Ring sich vermaß, Fritjof zu fangen, berührte er beim Schwur an der Tafel den Kopf des zum Mahle bereiteten Ebers. Auch in der christlichen Legende hielt die mythologische Bedeutung an; nicht selten rissen Keiler mit ihren Waffen die Grundlinien zu späteren Kirchen und Klöstern in den Boden.

Der Keiler selber war das Bild der Sonne, weshalb er in einer thüringischen Sage als einäugiger Sonneneber ausdrücklich genannt wird und in der Edda die Borsten als golden und glühend bezeichnet werden. In Beowulf heißt es:

„Eberbilder
Glänzten goldgeschmückt von der Gäste Schläfen,
Hell und feuerhart: sie hüteten das Leben."
— — — — — —
„Denn in der Vorzeit Tagen
Ein Waffenschmied gewirkt, ihn mit wunderbarer Zier,
Mit Ebernbildern schmückend, daß seit der Stunde
Ihn Beil noch Barte beißen konnte."



M. Steckel. *Plesser Forsten, September 1907.*

Wildschweinschaden.

So wie früher ist es noch heute Sitte, Eberbilder als Amulette zu tragen; „Schwein haben“ heißt Glück haben. Verschiedene deutsche Völker führten Eberamulette im Kriege, um in den Schlachten unverwundbar zu sein. Auch als Kopfbedeckung mußte der Keilerkopf bei den alten Germanen dienen.

Die witzigen Römer waren der Ansicht, weil Zeus das Schwein nicht von Anfang an eingesalzen habe, so habe er demselben, damit das Fleisch nicht verderbe, eine Seele gegeben. Auch Aristoteles behauptet — aber mit Unrecht, daß es unter allen Säugetieren den mindesten Verstand besitze, weil sein Gehirn verwässert sei. Aus demselben Grunde auch verglich Pindar die nicht in gutem Leumund stehenden Böotier mit Schweinen. Doch anerkannte man anderseits die Tapferkeit des Keilers, und der göttliche Homer hält es seines Helden nicht für unwürdig, mit dem Tier verglichen zu werden:

„Der in die Meute der Jagd hochtrotzenden Mutes hineinstürzt,
Wetzend das weiße Gewehr im rückgebogenen Gebreche.“



M. Steckel. *Plesser Forsten, September 1907.*

Wildschweinschaden.

Es ist natürlich, daß die Mythe das wehrhafte Tier immer mit Helden oder Heldentaten in Verbindung bringt, daß die Jagd bezw. die Erlegung desselben selbst als eine besondere Kraftprobe gepriesen wird. — Eine der Herkulesarbeiten war auch das Einfangen des erymanthischen Keilers, der die Ebenen Thessaliens verwüstete. — Theseus erlegte bei Krommyon ein den Weg gefährdendes Wildschwein, das ihn selbst annahm. — Meleager befreite die Felder Ätoliens von dem berüchtigten kalydonischen Keiler, den Ovid in unvergleichlicher Lebendigkeit schildert:

„Feuer und Blut entfunkelt dem Blick; rauh starret der Nacken;
Aufrecht stehn wie ein Wall, wie ragende Spieße die Borsten.
Siedend mit heißem Zischen herab um die Räume des Buges
Strömt der Schaum, und es drohen, wie indische Zähne, die Hauer.
Blitz ist der Odem des Rachens, es entbrennt das Laub von dem Anhauch.
Bald im Kraute zerstampft er das jugendlich grünende Saatfeld,
Bald die reifenden Ähren, die Hoffnung des emsigen Landmanns,
Weidet er gierig ab und zerstört die künftige Ernte." — —



A. Schrammen. *Saupark Springe, Juni 1907.*

Bache mit Frischlingen.

Nicht minder gefährlich war es, den „kapitalen" Sauen im alten deutschen Walde nachzustellen. — Immer näher rückte unter dem Wechsel von Gemeinschafts- und Einzeljagden, welche die Herbstzeit mit sich brachte, die Wintersonnenwende und mit ihr das Julfest. Darum galt es, bedeutende Vorräte an Wildbret für die „Zwölfnächtezeit" zu besorgen; bisher hatte man sich damit begnügt, nur den „laufenden" Bedarf zu decken. Zudem erwartete man zum Julfest den Besuch der „Himmlischen", die jetzt noch im Kampfe gegen die Thyrsen oder Eisriesen standen, mit dem Zeitpunkte der Sonnen-



A. Schrammen. *Saupark Springe, Mai 1907.*

Starker Keiler.

wende aber diesen alljährlich stattfindenden Kampf bislang immer noch glücklich ausgefochten hatten, um dann Einkehr in die Wohnungen der Menschen zu halten. Doch noch standen sie im harten Ringen mit der sturmentfesselten Natur; fast schien es, als sollten die Thyrsen diesmal obsiegen. Die heilige Scheu des Germanen vor seinen Göttern hätte ihn unter solchen Umständen wohl still in seiner Behausung gehalten, aber die Notwendigkeit, die zur Neige gehenden Vorräte zu ersetzen, war eben zwingend. Dazu forderte das in Sicht kommende Julfest die altgewohnten Opfer und Opferschmause, wozu auch der durch die Eichelmast feist gewordene „Juleber", der dem Sonnengott geweiht war, gejagt werden mußte. — — —

Den Wechsel des Rudels hatte Alf, der älteste Sohn des Theudomar, ausgemacht. Heute wurden die Nachbarn zur gemeinsamen Jagd erwartet. Sie alle erschienen in der Morgenfrühe als leibhaftige Eisriesen, denn von der „Haupt"bekleidung — der „Kopfdecke" eines Wisentstiers — bis herab zu den geschnürten Stiefeln aus Wisenthaut, war alles bereift. Nach der Begrüßung vor dem Tor durch den ins Horn stoßenden Wächter wurden

die Gäste in der Halle von den Hausgenossen bewillkommnet und darauf bewirtet. Bald rüstete man sich zum Jagdzuge, der von Hörigen mit ihren Schleuderbeuteln begleitet wurde; andere hielten die Hundemeute an starken Riemen. Durch die Donarseichen hindurch führte der Weg in den dunkeln Tann, wo sich eine ausgedehnte, jetzt vom Eis überbrückte Sumpfgegend hinzog. Der eisige Nordwind fuhr klagend durch die Gebüsche und Halmenkussel des Sumpfes, wo an geeigneten Stellen sich vorzugsweise das Schwarzwild aufhielt und auch einkesselte.

In einer verteilten Aufstellung suchte man die Bruchgegend ab. Nicht lange dauerte es, da war das Rudel ausgemacht, und nach verschiedenen Richtungen setzte nun die Jagd auf die „Hauptschweine" ein. Auch an der Tannenbucht beim „Seeblick" hatten die Hunde einen vom Rudel abgeschnittenen starken Keiler gestellt, wo es Theudomar, als dem ersten zur Stelle, gelang, ihm zuletzt den Fangstoß zu geben. Aber immer weiter verloren sich die anderen Jäger.

„Bald vernahm man allenthalben Lärmen und Getos,
Von Leuten und von Hunden war der Schall so groß,
Man hörte widerhallen den Berg und auch den Tann,
Vierundzwanzig Hunde hatten die Jäger losgetan."

Endlich, die Zeit war schon in den kurzen Tagen weit vorgeschritten, setzte Theudomar das Hifthorn an, und weithin schallte der Ton, die Genossen zum „Halali" zusammenzurufen. Die Strecke ergab vier Hauptschweine. Die Hörigen fällten nun Äste und benutzten sie als Tragbalken zum Transport des Wildes. Nicht wie sonst wohl wurde es diesmal zerwirkt, um die Decke oder die besseren Wildbretteile im „Wildbeutel" zu bergen, sondern das „Julopfer" erforderte vollständige Stücke.

* * *

Der Abend der „Modranigst" („Mutternacht", heiliger Abend) ist angebrochen. Ein stiller Zug von Männern, Frauen und Kindern begibt sich zum Walde. In den Wildsäcken und den gebauschten Kleiderfalten müssen wohl Sachen von bedeutendem Umfange oder in großer Menge vorhanden sein, wenigstens wird es auffällig, daß alle etwas zu tragen haben. Kinder eröffnen den wunderbaren Zug, leuchtende Kienfackeln in den Händen haltend. Scheu, ungewohnt der eigentümlichen, grell beleuchteten Erscheinungen, verhofft das Wild: es kann auch ruhig der Dinge harren, denn der „Julfriede" erstreckt sich auch auf das „Getier" in Wald und Feld. Die Prozession aber begibt sich zu den „immergrünen Bäumchen", in denen sich der gläubige Germane die Götter wohnend denkt, und behängt diese in bunter Reihe



F. W. Oelze. *Kleiner Deister b. Hannover, Juli 1908.*

Frischlinge, sich wärmend.



F. W. Oelze. *Kleiner Deister b. Hannover, Juli 1908.*

Bache, sich an einem Baumstumpf scheuernd.

mit den Opfergaben, die man aus den Wildsäcken und Kleiderfalten hervorlangt; auch die Kinder beteiligen sich an diesem Geschäft, während sie ihre Kienfackeln an das Geäst der Bäumchen lehnen. Immer lebhafter werden sie, indem sie staunend die erhellten Bäume mit ihren „Gaben" bewundern. — Die Männer haben sich währenddessen etwas entfernt, um mit kräftigen Axthieben einen starken „Tannen"stamm zu fällen, den sie darauf in Stücke zerspalten, um Julklötze für das Herdfeuer mitzunehmen. Auch die Kinder begehren schließlich Tragstücke in Form kleiner Tannenbäumchen, um sie zur Erinnerung an die gehabte Feier zu Hause aufzustellen. — Endlich verläßt der Zug den Wald, still der erlebten Eindrücke, während Wild und Vögel in Vertretung der Götter sich den Bäumchen nähern oder den mit Zweigen gefegten Boden absuchen, um die „Julmahlzeit" zu halten. — —

Noch aber harrt zu Hause das Julopfer der Erledigung. Die Schalken schleifen den erlegten „Sunnaeber" unter Fackelschein zum Opferstein des Hofes. Der Herr und Priester begibt sich nun zu dem Eber, macht an dem Kopfe desselben Tors Hammerzeichen, womit überhaupt die Jäger sich

24*

„gefeit" machen, holt dann mit einem Steinmesser das Gescheide heraus und übergibt das Tier den „Weidmännlein" zum Braten. Über Querhölzern wird der Sunnaeber nun in seinem eigenen Feist gebraten. Der Ruf: „Gar ist Juleber!" versammelt alle Hausgenossen in die Halle, wo sie auf den mit Bärenhäuten gepolsterten Sitzen Platz nehmen, beleuchtet vom knisternden Herdfeuer. Mit der Verkündigung des Julfriedens: „Keinem zuleid, mit Julfreiheit!" ist die Schranke gefallen, die Freie, Hörige und Schalken schied; das Julfest macht sie alle gleich, vereinigt sie um einen Tisch. So feierten die alten Vorfahren frohe, selige „Wyenachten".

Wohl mit am seligsten aber waren die Kinder, die sich mit den Bäumchen beschäftigten, welche sie vom Walde mitgebracht hatten, und an welche sie gebackene und geschnitzte „Springerle", Äpfel und Nüsse befestigten. In den „Springerlein" hatten sie aber meistens die Jagdtiere — und unter diesen vorherrschend das Wildschwein — nachgebildet und nachzubilden gesucht. —

Den alten Brauch der Germanen, zu Ehren des Freyr zur Weihnachtszeit einen Sühneber zu schlachten, hat man bis in die Gegenwart lebendig erhalten. Wenn man zum Julabend Brot und Kuchen in Ebergestalt bäckt, das in Süddeutschland Gebildbrot genannte Gebäck, und wenn man weiter noch die Schweinegestalt in die Kuchenteigfiguren des Weihnachtsbaumes nachbildet, so geschieht solches nicht zufällig, sondern im Andenken an die Opfersitte unserer Vorfahren. In England wird noch jetzt, wie auch vielfach in Deutschland, der Kopf eines Wildschweines auf viele Tafeln, selbst auf die königliche, aufgetragen. Fast überall aber ist es bei dem „Schweineschlachten" zu Weihnachten Sitte, den Nachbarn und Freunden — sicherlich im Andenken an den alten Opferbrauch — von der „Schweineköst" etwas mitzuteilen.

* *

*

Da die Brunft- oder Rauschzeit der Sauen vom Herbst bis oft in den Januar hineindauert, so fällt dementsprechend, sofern alte und junge Tiere in Betracht kommen, die Frischzeit oft ziemlich spät; ja es kommt sogar vor, daß die „Alte" mit ihren Frischlingen direkt vom „Wochenbett" zum vorläufigen Aufenthalt in große Kornfelder wechseln kann, oder sogar hier von vornherein — ob absichtlich oder durch die „Zeit" überrascht — die Kessel für die Nachkommenschaft herzurichten sich veranlaßt sieht. Mittelbar hat dieses Vorkommen von Sauen in Kornfeldern wohl die Sage von der „Roggensau" gezeitigt, worunter man sich ein dämonisches Wesen dachte, das in einer doppelten Auffassung stand: einmal verwüstete es die Felder und zum anderen schreckte es Unberufene und Zerstörungslustige vor dem Betreten des Kornes zurück. —



F. W. Oelze. *Kleiner Deister b. Hannover, Juli 1908.*

Wildschweine,
vorn Bache mit Frischlingen, im Hintergrund Keiler neben einem „Malbaum".

Zur Zeit der Hirteninstitute und der Hütegerechtsame wurden die Schweine gemeinsam geführt und auch — namentlich zur Zeit der Eichel- und Buchenmast — in den Wald getrieben. Alte Hirten erzählen noch, wie das Borstenvieh hier mehr oder weniger verwilderte und sich in die „wehrhafte" Rolle der „Ahnen" zurückartete. Auch der „gehütete" Eber war hier unter Umständen ein gefürchteter Wegelagerer. Häufig aber kam das zahme Schwein bei dieser Gelegenheit mit dem Wildschwein zusammen und die Gelegenheit macht — Liebe. Es ist eine ausgemachte Tatsache, daß sich beide Formen fruchtbar vermischten. Die Vorbedingungen dazu waren früher nicht allein, wie schon erwähnt, durch die Gelegenheit gegeben, sondern auch die Naturen beider stimmten noch mehr überein als jetzt bei der Verfeinerung der Rassen. Wenn wir Doebel hören, und die Erinnerungen eines vollen Menschenlebens in der Jetztzeit geben ihm recht, so gab es früher nicht allein viele zahme Schweine, die den schwarzen, dichten „Kittel" trugen, sondern auch in der Eigenschaft den wilden Sauen ziemlich gleichkamen. Schlagen wir die „Urkunden" nach, dann finden wir betreffs dieser Angelegenheit folgendes „verbucht":

1. Hans Fr. von Flemming, „Der Vollkommene Teutsche Jäger", Leipzig 1719. — „Wenn die Keyler in der Brunfftzeit keine Bachen finden, gehen sie mitten unter die zahmen Mastschweine und berauschen sich mit ihnen, also werden durch solche Vermischung der zahmen und wilden, die seltsamen weißen und auch scheckigten wilden Sauen gezeugt."

2. Heinrich Wilhelm Doebel, „Eröffnete Jäger=Practika oder der wohlgeübte und erfahrene Jäger", Leipzig 1746. — „Die Natur und Eigenschaft der wilden Sauen kommt mit den zahmen ziemlich überein; sie sind fast alle miteinander schwartz, dahero sie auch Schwartzwildpret genannt werden; doch finden sich auch einige, die grau sind. Auch hat man einige, doch wenige gefangen, die fast ganz weiß und auch halb weiß und halb schwartz seyn. Ihre Brunfft ist gemeiniglich um Andreä, doch findet man öfters welche, die außer derselben Zeit, auch wohl einige zweimal in einem Jahre brunfften. Von denselbigen, die sowohl in der Brunfft, als Setz=Zeit keine ordentliche Zeit halten, ist vollkommen zu schlüssen, daß sie von denen zahmen Sauen entsprossen und noch nicht recht von der wilden Art seyn und dazu gehören."

3. Dietrich aus dem Winckell, „Handbuch für Jäger", Leipzig 1805. — „Haben die zahmen Schweine als Abkömmlinge von den wilden Sauen, der Erfahrung zu Folge, nach und nach die Farbe ihrer Stammeltern verlohren und die weiße und bunte angenommen, denn rostfarbene und schwarze sind doch nicht ganz häufig, so kann man doch wohl mit vieler Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß da, wo es jetzt mehrere weiße, bunte und weißgraue wilde Sauen gibt, in Zeiten, als man mehr auf Jagd als auf gute Wirtschaft hielt, zahme Schweine ausgesetzt worden sind, von welchen sie herstammen."

4. Hartig, „Lehrbuch für Jäger". Tübingen 1811. — „Die Farbe der wilden Sau ist schmutzig schwarzgrau. Doch findet man auch schwarze, gelbbraune, ganz weiße und weiße mit schwarzen oder braunen Flecken. Diese Varietäten, die hier im Württembergischen gar nicht selten sind, stammen gewöhnlich von den zahmen Sauen, womit sich die wilden gerne begatten, ab, sie sind aber im Übrigen eben so wild, als die wilde Stammrace." —

Auch sonst, durch unzählige Beispiele, ist es bestätigt, daß die fruchtbare Vermischung von wilden und zahmen Schweinen stattgefunden hat. Dadurch machte sich gewissermaßen eine Blutauffrischung bei letzteren unnötig, während sie heute schon eingehend gewürdigt werden muß; denn das Hausschwein ist sehr empfindlich gegen die Inzucht. Nach Darwin wurden Inzuchtprodukte in der siebenten Generation schließlich idiotisch, hatten keine Neigung zum Saugen, konnten nicht geradeaus gehen und versagten in der Fortpflanzung. Während früher bei den geschilderten Zuständen die Schweine



M. Steckel. *Fü: tl. Plesser Forst, Revier Cielmitz, Mai 1908.*

Schwarzwild: Säugende Bache.

ziemlich hart waren, sind sie jetzt sehr empfindlich in der Aufzucht. Mit der modernen Kultur und ihren züchterischen Handhaben ist auch ein ganzes Heer von Krankheiten über unsere Stalltiere gekommen. Das Wildschwein aber steht nach dieser Hinsicht noch mehr unter den natürlichen Bedingungen in seiner alten Natur gefestigt da und der Inzucht wird gewissermaßen dort, wo es noch in der Freiheit lebt, durch umfangreiche Wechsel begegnet. —

Die Geschichte der Zähmung und Züchtung von Tieren weist auch das Schwein als ein uraltes Haustier nach. Die Bibel erwähnt es häufig. Nach Herodot wurde es in Ägypten dem Bacchus bei Vollmondzeiten geopfert. Die Schweinehirten aber galten für unehrlich; der Zutritt zu den Tempeln war ihnen versagt und in der niedrigsten Kaste, die sie bildeten, fanden sie selbst kein Weib, das mit ihnen das Los des Schweinehütens teilen wollte. Dieselbe geringe Bewertung traf auch die Sauhirten bei den Griechen und Römern; nur der „göttliche" Schweinehüter Eumäos — ein entführter Sohn des Königs Ktesios auf Syria — erscheint in der Homerschen Darstellung als eine Ausnahme. Diese Geringschätzung der Schweinehirten hat sich auch in den Ländern vererbt, wo die Wertung des Tieres selber eine allgemeine ist. In Ungarn beispielsweise bilden die „Gonassen" die letzte Hirtenklasse, bei der sich aber der strengste Kastengeist, vielleicht durch diesen Umstand mitbedingt, erhalten hat. — Natürlich sind ältere Einflüsse für die Pariastellung dieser Hirten maßgebend gewesen, wenn z. B. jüdische und mohammedanische Gesetzgeber aus diätischen Gründen den Genuß des Fleisches verboten. Auch die Brahminen Indiens standen unter diesem Eindruck. Überhaupt wechseln die Ansichten über „Schweinernes" noch heute vielfach unter den Völkerschaften Afrikas und Asiens. Aber schon China machte von jeher eine rühmliche Ausnahme, wie auch das chinesische Hausschwein (über England) wichtig geworden ist für die neuere europäische Schweinezucht. Aber weder religiöse Vorschriften wie auch der Ruf des Borstentiers als Schmarotzerträger, „Allesfresser" und Morast- und Mistpanscher haben vermocht, es in Mißkredit zu bringen. In allen gemäßigten Zonen wird das Tier seines unvergleichlichen Fleisches wegen gebührend geschätzt. Von Noah, der sicherlich auch das Schwein mit in seine Arche gerettet hat, erzählt eine alte Fabel, daß er am ersten Weinstock das Blut eines Lammes, eines Löwen und eines Schweines vergossen und damit den Weingenuß in seinen Wirkungen gestempelt oder, mit einem modernen Ausdruck zu reden, „verschnitten" habe. Ob auch Goethe in seinem „Faust" an diese Sage gedacht hat, wenn er das Glück der Trunkenheit mit dem kannibalischen Wohlbefinden von fünfhundert Säuen vergleicht? Jedenfalls kommt auch Uhland zu der Erkenntnis:

„Wenn so ein Fleischchen weiß und mild
Im Kraute liegt, das ist ein Bild
Wie Venus unter Rosen."

Im Gedanken an den unterschiedlichen Wildbret- und Fleischgenuß, an den wir nun unwillkürlich erinnert werden, wenn wir die gezähmten und die Wildschweine in einen Vergleich stellen, kann man den bekannten Ausspruch auch mit Bezug auf das Borstenvieh dahin abändern: „Das Schwein ist, was es frißt!" Aber die Wartung und Zucht haben dem Hausschwein auch eine Gestalt gegeben — abgesehen von den charakteristischen Merkmalen des Schweinegeschlechts überhaupt —, die sich markant abhebt von der des Wildschweines. Der ganze Körper dieses Tieres hat sich gewissermaßen beim zahmen Schwein umgekehrt: der erhabene Vorderteil und die abschüssige Rückenlinie kennzeichnen sich bei letzterem in umgekehrter Folge, denn der Rücken steht bedeutend höher als die Nacken- und Kopfpartie. Damit ist auch die unterschiedliche Ausprägung der vorderen und hinteren Gliedmaßen beider Rassen bedingt und — abgesehen von der spärlichen Beborstung des Hausschweines — hat es sich auch ganz zu der „Inzuchtfarbe" geartet. Überhaupt macht das Hausschwein und, je weiter die verfeinerte Kreuzung geht, desto auffälliger, den Eindruck einer „gemästeten" Degenerationserscheinung. Sie bekundet sich, wie schon erwähnt, nicht allein in der Empfindlichkeit des Körpers gegen äußere und innere Einflüsse, sondern besonders auch in den dünnen Beinen und der verkleinerten, vollständig entarteten Kopfform. Selbst die Schädelbildung an und für sich weicht bei den Schweinerassen erheblich voneinander ab, was uns Beweis ist für den neugestaltenden Einfluß äußerer Lebensbedingungen. Trotzdem sind die verschiedensten Kreuzungen nicht ohne Erfolg gewesen. Offenbare Artenunterschiede nach Schädel und Gebiß markieren die indischen Wildschweine, das Bindenschwein von Java und Sumatra, das japanische Wildschwein und das chinesische, das als die Stammform des für die europäische Zucht in Betracht gekommenen chinesischen Hausschweines gilt. Auch das Blut des japanischen Maskenschweines mit dem dickfaltigen Gesicht ist auf unsere Schweine — namentlich im Westen Deutschlands — übertragen worden. Zu den geographischen Rassen — verschlagen und in der Körpergestalt beeinflußt durch nicht mehr genau festzustellende Ursachen wären u. a. noch zu nennen: die Schweine von Neuguinea, eine Zwergform am Südrande des Himalajagebirges, das javanische Pustelschwein, eine Zwergform auf Sardinien, die an das Torfschwein der Pfahlbauer erinnert usw.

Es verdient erwähnt zu werden, daß Amerika, wie überhaupt in bezug auf die Fauna, so auch bezüglich der Schweineformen einen ganz abweichenden Charakter von der Alten Welt kennzeichnet. Unser Schwarzwild, das im Zentrum der Alten Welt, auch in Afrika, vertreten ist, läßt sich in Amerika — auch fossil, soweit bekannt — nicht nachweisen. Dagegen sind hier die Nabelschweine in zwei Ausprägungen vertreten, in einer nördlichen und südlichen Form. Die erstere lebt in Nordamerika (Mexiko) und geht nach Südamerika bis nach Brasilien und Peru hinüber, die andere lebt aus-



M. Steckel. *Fürstl. Plesser Forst, Revier Cielmitz, August 1908.*

Schwarzwild: Bachen und Frischlinge.



F. W. Oelze. *Kleiner Deister b. Hannover, Juni 1908.*

Keiler bei der Erdmast.

schließlich in Südamerika. Wie bei den afrikanischen Warzenschweinen entsprechen auch die Nabel- oder Bisamschweine zwei geographisch getrennten Formen, solange die Landenge von Panama untergetaucht war; erst nachdem die trockene Landverbindung wieder hergestellt war, fand mehr ein Übergang zwischen beiden Formen statt. Überhaupt bieten die Schweine für die Geschichte der geologischen Zeitalter, namentlich in ihrem Formenreichtum, schätzenswerte Winke, besonders auch bezüglich der fossilen Funde, die überdies den Schluß rechtfertigen, daß dieses Tiergeschlecht in den früheren Perioden unserer Erdgeschichte viel zahl- und besonders formenreicher gewesen sei als heute. Im Verein mit den Dickhäutern überhaupt waren sie die dominierenden in der Tierwelt und höchstwahrscheinlich auch die Anbahner der Kultur, denn schon nach den Kosmogonien verschiedener Völkerschaften versinnbildlichten sie mit ihrem erdaufwühlenden Rüssel die Anwendung des Pfluges.

Um noch einmal auf die gezähmte Art zurückzukommen, steht das Schwein des mittleren, westlichen und nördlichen Europas dem Wildschwein am nächsten, natürlich in den Stammformen. Im übrigen unterscheidet man die kraus-

haarigen Rassen des südöstlichen Europas, darunter auch die Bakonyer, die romanischen Schweine des südlichen und südwestlichen Europas, die englischen Schweineschläge und die Zucht Amerikas, ein Schwein von grobfaserigem Fleisch und minderwertigem, gelbem Speck, das schwarze Poland-China-Schwein. Die Zucht aber, die sich heute in den mannigfaltigsten Richtungen versucht und bewegt, verändert auch den Typus der Schweine fortwährend, was uns Beweis dafür ist, in welcher ungeheuern wirtschaftlichen Wertung die Borstenträger stehen. Trotzdem in Deutschland die Produktion der Schweine in steter Zunahme begriffen ist (1873: 7124088, 1892: 12174288 usw.), mußte es bis vor wenigen Jahren noch einen gewaltigen Bedarf an lebendem Vieh und Fleisch aus dem Auslande, in letzterer Beziehung in der Hauptsache aus Amerika, importieren, wie auch noch beispielsweise 1893 für 95 Millionen Mark lebende Schweine und für 70 Millionen Mark Schmalz, abgesehen noch von Speck und Schinken, eingeführt wurden.

Es erübrigt sich, dem großen Weltschlachtbetrieb in Cincinnati (Nordamerika) einen Besuch zu machen, Ungarn, Dänemark usw. in ihrer Schweineproduktion zu berücksichtigen: was uns hier in erster Linie angeht, das ergibt sich aus dem Umstande, daß das Wildschwein uns dieses Haustier geliefert hat.

* * *

Wenn die Gegenwart sich bestrebt, Naturdenkmäler zu schützen und zu erhalten, mag auch an das Schwarzwild gedacht sein. Wohl hat es sich durch die ungezählten Jahrtausende erhalten können und behauptet auch noch jetzt in der Allgemeinheit seinen ursprünglichen Verbreitungsbezirk: wer aber wollte angesichts der alles in ihren Machtbereich ziehenden Kultur und ihrer gewaltigen Handhaben auch für das Fortbestehen dieses Wildes gutsagen? Gelegentliche „Kulturattacken“ hat es immer wieder wett zu machen gewußt, ob es allgemeinen und radikal wirkenden gegenüber sich gewachsen zeigen würde, namentlich bei seinem meist „inselartigen“ Vorkommen und seiner Absperrung, das müßte erst eine Kraftprobe zeigen —! Im übrigen: nur etwas Duldung; dann wird es sich als Allesfresser mit seiner ausgeprägten Sinnesorganisation, seiner intellektuellen Veranlagung und der reichlichen Erzeugung seiner Art wohl durchzuschlagen wissen, wenn auch schließlich als Kulturdenkmal. Zur Genüge aber zeigt dieses Tierbild, „daß jedes Wesen in der großen Kette der Organismen seine Bedeutung und dadurch seine Berechtigung hat, als Glied des Ganzen geehrt zu werden“. Darum:

„Ihr Freunde, tadle keiner mich,
Daß ich vom Schweine singe!
Es knüpfen Kraftgedanken sich
Oft an geringe Dinge!“ (Uhland.)



M. Steckel. — Fürstl. Plesser Forst, Revier Cielmitz, August 1908.

Schwarzwild: Keiler, Bachen und Frischlinge an der Suhle.

Der Edelhirsch.

Von Fritz Bley.

Entwicklungsgeschichtliche Stellung und Verbreitung der Hirsche.

Den in freier Wildbahn schreitenden Edelhirsch nennen wir mit Recht und, soweit wir Jäger sind, mit besonderem Stolze den König unserer Wälder. Fühllos für die Schönheit der Heimat müßte der sein, dem nicht der wilde Brunftschrei in herbstlicher Nacht herzerquickend zur Seele spräche, dem nicht das von der Abenddämmerung umflossene Bild eines hochaufwerfend am Waldsaume verhoffenden starken Hirsches sich tief in die Erinnerung einprägte. Mit dem Zauber adelsstolzer Zurückhaltung umwoben, von den Dichtern seit Gottfried von Straßburg bis auf Wildungen, Eichendorff und Kobell besungen, bildet der Hirsch als die Verkörperung echter Waldesfreiheit die Lieblingsgestalt unserer Märchen und aller schaffenden Volksphantasie. Und doch, wie wenig wissen wir gerade von ihm!

Gewiß, die Wissenschaft hat viel nützliche Einzelarbeit geleistet. Paläozoologisch und osteologisch hat sie in der Sprache der Studierstuben und Museen über Telemetakarpalie und Plesiometakarpalie, über Epiphyse und Exostosen viel Gelehrtes angehäuft. Aber eine Hauptsache hat die Wissenschaft über alles Mikroskopieren und Systematisieren immer mehr vergessen: die Beobachtung am lebenden Tiere selbst. Auf welche Abwege dies führen mußte, ist klar. Zum Glücke sorgt der grüne Wirklichkeitssinn der Jäger dafür, daß jetzt vieles von den Gelehrten Versäumte nachgeholt wird; und so ist denn auch in letzter Zeit mit mancher im Mottenstaube von Jahrzehnten fast zu Ehrfurcht gebietender Berühmtheit gelangten Lehrmeinung gründlich aufgeräumt worden — man denke nur an die grundstürzende Umwälzung, die Karl Brandt in die Lehre von der Geweihbildung des Hirsches gebracht hat und an die immer augenscheinlichere Bestätigung, die das vom Forstmeister Grafen Bernstorff veranlaßte und vom „Allgemeinen Deutschen Jagdschutzvereine" durchgeführte Kennzeichnen frischgesetzter Reh- und Hirschkälber mit eingetragenen Marken für die neugewonnene Erkenntnis auf diesem Gebiete bringt!

Wenn wir der Wissenschaft eine ernsthaftere Beobachtung des frischen Lebens wünschen, so rufen wir aber auch den Jägern und allen Freunden

des grünen Waldes zu: füllt eueren Platz als Hilfsgenossen der Wissenschaft besser aus! Teilt mit aus dem Schatze eurer Beobachtung und sammelt eifriger auf den Gebieten, die zwar nicht an sich zur Jagd gehören, aber ihr doch am nächsten liegen. Um eurer selbst willen rufen wir dies euch zu! Denn ihr gewinnt aus solcher Vertiefung in das Naturleben jene Selbständigkeit des Geistes zurück, die uns immer notwendiger wird, je mehr die technischen Fortschritte zur Vielgestaltigkeit des Lebens führen und der Überblick für den inneren Zusammenhang der Dinge in der Dürre des Spezialistentumes verloren geht. Da schärft die genaue Beobachtung des Wildlebens den Blick für das Wesentliche und lehrt, das Einzelne in Beziehung zum Ganzen zu setzen. Gewiß, nicht jedem schließt ein Zwischenkieferknochen mit zwingender Gewalt den Bau des ganzen Skelettes auf! Aber wer unverdrossen die frische Brust im Morgenrote badet, wird schon der rechte Schüler sein.

Auch in der wissenschaftlichen Bestimmung der nahezu hundert lebenden und zwanzig ausgestorbenen Arten der Hirsche und ihrer Verwandten, der Zwerghirsche oder „Cervulinen", spielt ein solcher Zwischenknochen eine große, in ihrer grundsätzlichen Bedeutung noch keineswegs hinreichend gewürdigte Rolle: das Griffelbein. An den Vorderfüßen ist der zu den Afterzehen gehörige Mittelfußknochen nur bei den ältesten vorsintflutlichen (fossilen) Arten erhalten. Bei den lebenden und jüngst erloschenen, den sogenannten „rezenten" Arten ist entweder das untere Ende an den Afterzehengliedern erhalten, wie z. B. bei Elch, Reh und sämtlichen eigentlichen amerikanischen Hirschen oder es ist von dem zweiten und fünften Mittelfußknochen nur ein oberer Rest ohne Zusammenhang mit den eigentlichen Zehengliedern geblieben, wie bei den altweltlichen Hirschen einschließlich des ausgewanderten Wapiti. Der Hinweis auf die grundsätzliche Bedeutung dieser zuerst von dem englischen Tierforscher V. Brooke gemachten Feststellung mag manchem überraschend erscheinen, der bisher der Meinung war, daß der Hirsch sich von den andern Wiederkäuern hauptsächlich durch das Geweih der männlichen Hirsche unterscheide. Dies ist keineswegs der Fall. Mehr als bei jeder anderen Wiederkäuergruppe ist es für die vergleichende Prüfung des Knochenbaues gerade bei den Hirschen nötig, die festen Merkmale der Formverwandtschaft nur in dem geweihlosen weiblichen Schädel zu suchen. Freilich, sobald das Geweih vorhanden ist, liefert dieser stolze Wappenschmuck des Hirsches nächst und neben der erwähnten Stellung des Griffelbeines zur Unterscheidung der Arten die deutlichsten Anhaltspunkte.

Als Wandschmuck bildet es seit Jahrhunderten den höchsten Stolz fürstlicher Paläste, wie der einfachen Hütte des Hinterwaldjägers. Und doch gibt es einen fast noch höher geschätzten und noch liebevoller betrachteten Weidmannsschmuck: die Granen! Es ist wohl nicht zu viel behauptet, daß von den gebildeten und halbwegs gebildeten Deutschen und Amerikanern jeder

zehnte Mann ein paar Hirschgranen an der Uhrkette oder Vorstecknadel trägt. Wie viele unter diesen Tausenden mögen aber wohl ahnen, welche Kindheitserinnerungen der Menschheit in diesem zierlichen Zahnschmucke vom Edelhirsche zum unverstandenen Ausdrucke kommen! Der Urahne des Hirsches aus grauer Vorzeit, dem der Urmensch nachstellte, trug überhaupt kein Geweih, dagegen sehr scharfe Eckzähne, die freilich nur geringe Waffen, aber ein sehr stattlicher Schmuck gewesen sein werden.

Zwischen der Kreideschicht und dem älteren Schwemmlande, dem sogenannten Diluvium (über dem das jüngere Schwemmland, das Alluvium, lagert) findet sich fast durchweg das Tertiärgebirge. Diese Erdschicht zeigt eine sehr große Mannigfaltigkeit in den Gesteinen. Ihre Tier- und Pflanzenwelt nähert sich in den jüngeren Schichten, die oft gegen das darüber lagernde Diluvium nur schwer abzugrenzen sind, der heute noch lebenden, zeigt aber in den älteren Schichten die entwicklungsgeschichtlichen Vorläufer der heutigen Formen. Die Gelehrten unterscheiden diese zeitlichen Schichten der Tertiärschichtung von unten nach oben, als: die eozäne, oligozäne, miozäne, pliozäne und pleistozäne, je nach der zunehmenden Menge noch heute lebender Organismen, die sie enthalten. Für die vorliegende Abhandlung kommen die eozäne und oligozäne Schicht nicht in Betracht, sondern nur das Miozän, Pliozän und Pleistozän, sowie die darüber liegende Diluvialschicht.

In dem älteren Miozäne Europas finden wir als Vertreter der Geweihträger den Paläomeryx Amphitragulus, in Amerika den Protozeras. Beide entwickeln sich im Laufe der Zeit von der Größe eines Zwerghirsches oder Rehes bis zu der eines Edelhirsches oder Ren, die der Paläomeryx schon im mittleren Miozän erreicht hat. Beide haben im unteren Miozän noch kein Geweih. Auch fehlen ihnen die Tränengruben und die für den Schädel des heutigen Hirsches so bezeichnende sogenannte „Ethmoidallücke“, d. h. die zwischen Tränenbein, Nasenbein, Stirnbein und Oberkiefer bemerkbare Öffnung, die zu einem mit dünnem Knochengewebe und Lufthöhlungen erfüllten Raume führt. Dagegen haben sie die bereits erwähnten dolchartigen Hauerzähne. In demselben Maße als in späteren Zeiten das Geweih sich entwickelt, verkümmern diese Eckzähne bis zu der heutigen Form der Granen des Wapiti und Rothirsches oder verschwinden ganz wie bei Elch, Ren, Damhirsch, vielen amerikanischen Hirschen, sowie dem Reh. Daß ab und zu beim deutschen Rehbocke noch spitze Eckzähne vorkommen, ist bekannt und noch letzthin in der Deutschen Geweihausstellung erwiesen.

Wenn es wahr ist, daß den Inhalt der Freude am Weidwerk das Verlangen, zu siegen und zu erobern, den Gegenstand der Jagdleidenschaft aber die Beute, an dieser aber insbesondere das Sinnbild der Wehrhaftigkeit, die Trophäe, bildete: so sind die Granen vom Edelhirsch für den „Instinkt“, für den unbezähmbaren Trieb und das Empfinden des Weidmannes eine nicht

25*

mehr zum Bewußtsein gelangende aber trotzdem beseligende Erinnerung an die am meisten geschätzte Beute des Urmenschen in grauer Vorzeit. Vielleicht die älteste Kindheitserinnerung des Germanen! Ist es ein Wunder, daß die Goldschmiedekunst und die Dichtung nie ermüdeten, diese Kleinode zu fassen und zu schmücken, vor deren schlichtem Adel alle Perlen und Diamanten niedrig geborene Emporkömmlinge bleiben? „Denn die Jagd ist ein Gleichnis der Schlachten, des ernsten Kriegsgottes fröhliche Braut"; und die Verschwisterung der edelsten männlichen Tugenden, Mut und Scharfsinn, hat wohl in den Gewehren vom Urhirsche Paläomeryx ihre erste seelische Befriedigung gefunden.

Nur sehr langsam zunächst, dann aber sehr entschieden vollzieht sich der Wechsel zwischen Geweih und Eckzähnen. Die Paläomeryx-Arten zeigen bereits zur Zeit des mittleren Miozän einen langen, am Ende spitz verlaufenden Rosenstock, der wahrscheinlich mit Haut bedeckt gewesen ist, wie noch heute die Rosenstöcke einiger Zwerghirsche (Elaphodus-Arten). Im jüngeren Miozän finden sich schon zahlreiche Geweihträger-Arten; auch sind diese bereits weiter verbreitet. In Europa trifft der Forscher in den Schichten dieser Zeit die Skelette von Cervulus, Camelopardalis, Helladotherium, Samotherium, Paläotragus. In Nordamerika ist Blastomeryx häufig. Die Forscher Scott und Osborne nehmen an, daß dieser von einem aus der Alten Welt nach Amerika eingewanderten Paläomeryx (Protozeras) oder Dremotherium abstamme, so daß die Alte Welt als ursprüngliche Heimat aller amerikanischen Hirsche zu betrachten sei. In Asien waren zur jüngeren Miozänzeit Alcicephalus, Camelopardalis, Helladotherium, Vischnutherium, Sivatherium, Hydaspitherium, Urmatherium und Bramatherium heimisch. Für die Zwecke dieser Abhandlung erscheint es überflüssig, der Verzweigung dieser sämtlichen Arten nachzugehen. Hier kommen nur diejenigen in Betracht, die zu den Vorläufern der heutigen echten Hirsche zu rechnen sind. Man unterscheidet heute nach Zittler und Rütimeyer die Geweihträger in sechs Unterfamilien: Moschinae, Cervulinae, Cervinae, Protoceratinae, Giiraffinae und Sivatherinae. Von diesen haben wir hauptsächlich die Zwerghirsche (Cervulinae) ins Auge zu fassen, aus denen sich später die echten Hirsche (Cervinae) sowie einige Antilopenarten entwickelt haben. Die ältesten Vertreter der Zwerghirsche treffen wir schon im mittleren Miozän, sie verbreiten sich zur Zeit des oberen Miozän und Pliozän über die Alte Welt und Nordamerika und erreichen den Höhepunkt ihrer Verbreitung im Pleistozän und der Jetztzeit im geologischen Sinne.

Einen Merkstein in ihrer Entwicklung bedeutet es, daß bei der als Dicroceros bezeichneten ausgestorbenen Form sich die Rose ausbildet. Das Geweih wird also von da ab abgeworfen. Es zeigt hohe Rosenstöcke und eine gleichmäßige Vergabelung, wie wir sie noch heute bei den zu den Zwerghirschen gehörenden Muntjakhirschen finden, die dieser entwicklungs-

geschichtlichen Stellung entsprechend auch die hohen Rosenstöcke mit starker Behaarung und die Eckzähne in scharfer Spitze zeigen, das echte Erbteil von ihrem geweihlosen Ahn, dem Amphitragulus aus der ersten Miozänzeit. Es ist für die entwicklungsgeschichtliche Rückständigkeit der heutigen Zwerghirsche bezeichnend, daß sie es über die ursprünglichste Stufe der Geweihbildung nicht hinausgebracht haben: das Spießchen oder eine schwache Gabelung. Aus diesem Grunde hat Rütimeyer den auf der Spießer-Stufe stehengebliebenen südamerikanischen Spießhirsch, Coassus, zu den Cervulinen gerechnet, obgleich sein Gebiß mehr mit den Merkmalen der echten Hirsche (Cervinen) übereinstimmt. Die Heimat der Zwerghirsche ist in vorgeschichtlicher Zeit sehr verbreitet gewesen. In Südamerika haben die lebenden Formen der Coassus-Gruppe zahlreiche urgeschichtliche Vorläufer. Der Muntjak, dessen Heimat heute sich auf Ostasien einschließlich Tibet beschränkt, war früher auch in Europa heimisch. Hessel beschreibt einen Fund von Prox furcatus in Schlesien. Lyddeker weist diesen im Miozän von Bayern und Frankreich nach, Kaup und Gaudry beschreiben den im Pliozän bei Eppelsheim, Hessen-Darmstadt gefundenen Anocerus, Gaudry außerdem noch den in Gers, Frankreich, gefundenen Dicroceros elegans. Diese weite Verbreitung der Stammform in alter Zeit und ihre Verdrängung auf das verhältnismäßig enge heutige Gebiet ist bezeichnend.

Im entsprechenden Gegensatze dazu steht die schnelle Verbreitung der höher stehenden echten Hirsche (Cervinen). Schon in den vorgeschichtlichen Formen finden wir sie fast überall in Europa und Amerika. In den späteren den sogenannten „rezenten" Formen haben sie fast die ganze nördliche Halbkugel in Besitz genommen.

Werfen wir einen Blick auf die heutige Verbreitung, so stoßen wir zunächst auf scheinbaren Widerspruch, z. B. daß der Wapiti dem Hirsche der Mandschurei näher steht, als seinen Landgenossen, dem Maultierhirsche und den Mazama-Arten. Aber dies Rätsel löst sich bei Betrachtung der Griffelbeinreste! Die echten amerikanischen Hirsche haben diese Reste nur u n t e n, der Wapiti aber hat sie nur oben und zeigt sich darin untrüglicherweise als Mitglied der Edelhirschgruppe! Er ist von Asien nach Amerika eingewandert und zwar zu einer verhältnismäßig späten Zeit. Ebenso muß ein Zusammenhang angenommen werden zwischen dem nordafrikanischen Berber-Hirsche und dem spanischen Hirsche, wahrscheinlich auch dem korsikanischen. Diesen letzteren hält Fitzinger, gestützt auf Polybius, für durch menschlichen Eingriff eingeführt. Es sprechen dagegen starke Eigentümlichkeiten seiner scharf ausgeprägten Rasse, insbesondere die steile Stellung der kurzen Hufe, die geradezu an die des Steinbockes erinnern, und das ungewöhnlich starke Hervortreten des Kehlkopfes. Wer ohne Kenntnis der hier kurz gezeichneten geschichtlichen Entwicklung die Hirsche lediglich aus den Bedingungen ihrer heutigen Heimat

heraus zu ordnen versuchen wollte, würde sich gegenüber der verwirrenden Menge der Arten und Abarten in hilf- und heilloser Enge sehen. Halten wir aber an den Merkzeichen fest, die Griffelbeinreste, Eckzähne, Ethmoidallücke, Füßdrüsen, Tränengruben und das Fehlen der Gallenblase uns bieten, so entwirrt sich das Knäuel und deutlich scheiden sich die Moschustiere von den Zwerghirschen (Cervulinen), diese von den eigentlichen Hirschen (Cervinen), unter diesen aber die Amerikaner und die Pseudaxis- und Rusa-Gruppe von der Elaphus-Gruppe. Ein einziger Blick auf die heutige Verbreitung zeigt dabei, daß im heißen Süden die Entwicklung zurückbleibt, im Norden aber fortschreitet. Auch das ist ein neuer Beleg für die gesetzmäßig erkannte Tatsache, daß sämtliche Tierarten, einschließlich des Menschen, sich um so höher entwickelt haben, je länger sie im Norden zurückgeblieben sind, während die in einem Zustande unvollkommener Entwicklung frühzeitig nach Süden abgewanderten Arten es nicht über die Stufe hinausgebracht haben, die sie im Norden erreicht hatten, weil ihnen im Süden die harten Auslesebedingungen der nördlichen Heimat fehlten. Dementsprechend entwickelt sich von den auf der geschichtlichen Stufe der Micromeryx stehengebliebenen Zwerghirschen ab das Geweih über die Spieß- oder Gabelhirsche Südamerikas hinweg zu der bereits sehr stattlichen Hauptzierde des Maultierhirsches, wie zu den Leier- und Zackengeweihen der Asiaten. In der Rusa-Gruppe und den meisten Rucervinen entwickelt sich auch bereits die richtige Augensprossenstellung, die den Edelhirsch ziert. Aber in der Auslage und Wüchsigkeit schreiten ihnen doch die nordischen Arten voran: der mächtige Edele des persischen Hochlandes und Circassiens, der hünenhafte Hirsch der Mandschurei und vom Altai und seine Vettern diesseits und jenseits der amerikanischen Felsengebirge, denen die Rothaut in der Sprache Manitus den Namen Wapiti gegeben hat. Sie alle aber bringen es in der Geweihbildung nicht zur Becherform, die selbst der Nordkaukasier nur in schwachen Ansätzen entwickelt. Und darum ist und bleibt die Krone unter den Hirschen der europäische Kronenhirsch, der König unserer Wälder!

Es mag deshalb gerechtfertigt erscheinen, im besonderen noch die Frage aufzuwerfen, ob dieser etwa in erloschenen europäischen Formen unmittelbare Vorläufer gehabt hat. Dazu ist es nötig, die europäischen Riesenhirsche näher ins Auge zu fassen. Im jüngsten Pliozän findet sich in England und Italien der erwähnte Sedwigks-Hirsch, dessen vielsprossiges Geweih dem des Edelhirsches am meisten ähnelt. Es kennzeichnet sich aber durch mehrfache Vergabelung der Augensprossen und durch starke Verästelung der Nebenstangen, während das Hauptgestänge stark rückwärts und auswärts gerichtet ist. Bei allem Sprossenreichtum bringt das Geweih es zu keiner Schönheit der Form. Die Art ist ausgestorben. In der Haltung und Stellung des Geweihes gleicht

ihr einigermaßen der freilich an Sprossenzahl viel ärmere Davidshirsch, der heute nur noch im Kaiserlichen Parke zu Peking lebt.

Im Pleistozän, und zwar in der Gemarkung Klinge bei Kottbus, fand vor mehreren Jahren der Stadtrat Ruff das nach ihm benannte Geweih von Ruffs Megaceros, dem deutschen Riesenhirsche, der gewöhnlich der Damhirsch-Art zugerechnet wird. Da das Geweih des irischen Riesenhirsches gleich dem des lebenden Damhirsches die Erbreiterung des Gestänges zur Schaufel erst im zweiten Drittel beginnt und das Gebiß massiver als das des Edelhirsches ist, vielmehr in dem großen Querschnitte der Zähne mit dem des Damhirsches starke Ähnlichkeit hat, so erscheint die Zurechnung zu den Damhirschen erklärlich. Aber sowohl die Körpergröße des Riesenhirsches als mehrere eigenartige Merkmale unterscheiden ihn doch vom Damhirsche; insbesondere die kugelförmige Gehirnkapsel und die ungewöhnlich große „Ethmoidallücke". Schließlich aber auch die ungeheure Auslage des mehr als drei Meter breiten Schaufelgeweihes.

Näher als der irische Riesenhirsch steht dem Damhirsche immerhin wohl der gedrungenere deutsche! Zunächst scheint dieser wegen der engeren Stellung des Geweihs keineswegs so sehr, wie der Irländer auf Moore und Hochebenen mit schwachem Baumwuchse angewiesen zu sein. Das Geweih setzt gleich über der Augensprosse in flottem Schwunge zu geschlossener Rundung ein, hat dicke und kräftige Mittelsprossen, aber die schaufelförmige Krone mit ihren knuffigen Enden ist doch gleichfalls der des Damhirsches ganz unvergleichlich überlegen. Der deutsche Riesenhirsch scheint deshalb eine gesonderte Stellung zu verdienen; und es ist hierüber noch nicht das letzte Wort gesprochen.

Der irische Riesenhirsch wird nicht nur in divulialen Lagen, sondern sehr häufig auch in Mooren gefunden, die nach geologischem Begriff der Jetztzeit angehören. Hibert glaubt deshalb sein Vorkommen noch im zwölften Jahrhundert nachweisen zu können. Dagegen scheint der deutsche Riesenhirsch sehr viel früher ausgestorben zu sein. Der Fund des Stadtrat Ruff bei Klinge war in Ablagerungen gebettet, die vor der letzten Schwemmzeit erfolgten. Und damit scheinen alle diejenigen ins Unrecht gesetzt zu sein, die in ihm den Schelch des Nibelungenliedes erblicken. Es handelt sich dabei um die vielumstrittene Stelle von Siegfrieds Beute:

> „Dâr nâch sluog er schiere einen wisent und einen elch,
> starker ure viere und einen grimmen schelch."

Eine gewisse dichterische Gesetzmäßigkeit läßt von vornherein wahrscheinlich erscheinen, daß in dieser rühmend aufgezählten Strecke neben den beiden Urstierarten, dem Wisent und Ur, auch die beiden damals lebenden Hirscharten aufgeführt sind: Elch und Schelch. Wer war nun dieser sagenhafte, reckenhafte Gesell des Elches? Ehe man diese Frage beantwortet, muß man

die anders lautenden Fragestellungen und Antworten hören. In alten Urkunden ist die Bezeichnung Elo et Scelo und Elo aut Scelo zu lesen. Ferner steht neben Elo oft auch Elch, Ellen. Da nun Scelo soviel wie Hengst, Beschäler bedeutet, hat man folgern wollen, daß der Elch des Nibelungenliedes ein Elchtier, der Schelch aber ein Elchhirsch gewesen sei. Diese von Newald vertretene Ansicht findet eine Stütze in der noch heute in Süddeutschland vielfach üblichen Aussprache „Beschälcher" für Beschäler. Einen Schritt weiter ist Professor Hahn gegangen. Gestützt auf die im mittelniederdeutschen Wörterbuche von Schiller und Lüben angezogene Stelle von dem aus der Senne kommenden „scelen ton wilden perden" erblickt er in diesem Scelen, dem Wildhengste, den Schelch des Nibelungenliedes. Demgegenüber muß man doch in Erinnerung behalten, mit welchem unsterblichen Kranze edelster Sangesblüte unsere Dichtung von Anbeginn deutscher Sprache an bis auf unsere Tage den Hirsch als Krone der deutschen Jagd umwoben hat. Und gerade dies edelste und gefeiertste Wild allein sollte gefehlt haben in der rühmenden Aufzählung von Siegfrieds stolzer Beute? Wenn man dies für mindestens unwahrscheinlich halten muß, eröffnet sich die Frage: ob der Sänger des Nibelungenliedes unter dem Schelch sich einen „Tragelaphus", den angeblichen Ahnen unseres Edelhirsches oder einen Riesenhirsch gedacht hat. Da muß aber zunächst ganz entschieden bestritten werden, daß wir in dem Tragelaphus des Plinius einen besonderen Urhirsch zu erblicken haben. So wenig wir bei dem deutschen Reh von einem Urbock sprechen können, gibt es für den Edelhirsch einen Urhirsch als Stammvater. Vielmehr sind die Hirsche, in denen Plinius unter der Bezeichnung „Tragelaphus" einen besonderen Stamm erkennen wollte, nur sehr alte und starke Kerle gewesen. Solche hat es aus hinreichend bekannten und sehr natürlichen Gründen früher viele gegeben, wie noch manche Geweihsammlung beweist. Es bliebe demnach lediglich fraglich, ob unter dem Schelch der deutsche Riesenhirsch oder ein starker Edelhirsch aus dem zwölften Jahrhundert zu verstehen sei.

Nun ist ja sicher, daß der Riesenhirsch in alter Zeit auch „ze Wormse bî dem Rhîne" gelebt hat. Denn seine Überreste sind in dortiger Gegend gefunden! Ebenso sind aber auch Geweihe von Edelhirschen in sehr alten Lagen gefunden. So z. B. von Prof. Dr. Nehring im rheinischen Löß eins, das er wegen seiner etwas abgeflachten Stangen als das eines „C. Maral fossilis" glaubte bezeichnen zu sollen. Es zeigt aber ganz augenscheinlich dieselbe Form, die noch heute bei vielen rheinischen Hirschen zu treffen ist. Muß denn aber aus der Erwähnung des Schelches im Nibelungenliede unbedingt auf dessen Vorkommen noch im zwölften Jahrhundert geschlossen werden? Es ist doch in hohem Grade wahrscheinlich, daß der Sänger des Nibelungenliedes mit seinem der alten Göttersage entlehnten Stoffe auch den althergebrachten Namen des Schelches übernommen und nebst

anderem überlieferten Beiwerke in den vermenschlichten Heldensang von Siegfried und Hagen hineingedichtet hat. Man weiß ja, mit welcher Treue gerade die alte Weidmannssprache an überlieferten Ausdrücken, Redewendungen und Vorstellungen festgehalten hat! Es spricht für diese Annahme aber noch ein besonderer, bisher seltsamerweise gar nicht richtig bewerteter Grund. Im zwölften Jahrhundert hat ganz gewiß im Burgunderlande der Höhlenlöwe nicht mehr gelebt, den wir als Zeitgenossen des Riesenhirsches im Pliozän uns recht wohl noch denken können. Der Sänger des Nibelungenliedes erzählt aber, daß Siegfried „dar nâch viel schiere einen ungefuegen lewen vant!"

Der heutige Deutsche kennt Bär und Wolf als freilebendes Wild längst nicht mehr. Ist die Gestalt des brummenden Petz und des bösen Wolf darum aus der dichtenden Vorstellungskraft des Volkes verschwunden? Wirkt die Anschauung unserer Altvordern nicht auch hinsichtlich dieser einst die Gemüter so tief beschäftigenden Strauchritter von Wald und Heide noch in unserer Vorstellung als ererbte Erinnerung mit wollüstigem Schauer nach? Und da sollte dem Sänger des Nibelungenliedes der stolze Riesenhirsch oder der Edelhirsch der Väterzeit nicht mehr in der dichtenden Seele vertraut gewesen sein? Sollte er nicht mit demselben Rechte dieses Vorzeitreckens gedacht haben, wie des „ungefuegen lewen?"

„Verfahrener Mann, dir sind die Toten hold.
Folg dieser Spur, und du wirst Schätze heben;
nicht weit von hier blinkt Nibelungengold!"

Der Wapiti.

Der Ruf der großen Ohr-Eule schweigt. In durchsichtigem Rosenrot glühen hoch, himmelhoch über dem dunklen schlummernden Walde die schneebedeckten Gipfel der Felsengebirge von Wyoming. „Sol de venado", die Jägersonne, nennen es die Spanier drüben in Kalifornien. Ein mattgraues Tiefrot zieht langsam im Osten herauf, den jungen Maitag verkündend. In den Wipfeln der Schwarzkiefern erwacht das Leben. „Whip—poor—Will", der Ziegenmelker, ist schon lange munter und huscht am Boden hin. Am Rande der Waldblöße weckt die Wachtel mit ihrem Dreischlage die anderen Vögel. Schackernd und zwitschernd fährt die Amsel aus ihrem Schlafe auf und stimmt ihr helles Lied an, in das die Spottdrossel einfällt. Vom Abend bis zum Morgengrauen hat sie, unermüdlich im Horste einer Silbertanne auf und ab hüpfend, in eigenem Tone gesungen. Jodelnd, wie eine deutsche Gartengrasmücke, aber lauter und flötender als diese. Freilich reicht selbst

das zärtlichste Nachtlied der Spottdrossel nicht hinan an die heitere Schönheit des Gesanges der Einsiedler-Drossel oder das ruhevolle Lied der Waldamsel, das wie goldiges Glockenspiel über die Wipfel hallt. Dennoch ist sie der Liebling aller Welt, der kecke und vertraute Freund der Hirsche, der lustige Kobold des Bergwaldes, vor dessen spottendem Nachahmen niemand in ihrer Umgebung sicher ist. Treu dem eigenen Neste, spöttisch gegen alle Welt: ein echtes Kind Wildamerikas! Jetzt versucht sie sogar mit lächerlichem



A. Radcliffe. *Dugmore.*

Wapiti: Kinderstube am Mont Leidy, 2700 Meter hoch (Tiere und Kälber).

Eifer das rauhe Geschnatter der Gänse nachzuahmen, die zum Waldsee im Tale zurückkehren. Jetzt gurrt sie wie ein verliebter Tauber. An denen ist kein Mangel: im hohen Orte einer alten Pechtanne ruckst ein Trauertauber, eifersüchtig stimmt ein Bandtauber ein, und die Wandertauben sammeln sich zu Flügen, um fernen Waldblößen zuzustreichen. Da verläßt die Schnepfe das im braunen Farnkraute verborgene Nest, wendet ihre Eier und sucht eilig wurmend im weichen Waldboden einige Nahrung. Laut tirilierend schwingt der schillernde Berg-Blauvogel sich auf einen modernden

Baumstamm, in dessen wuchernden Brombeergestrüpp sein Weibchen brütet. Gold- und Purpurfinken zwitschern in den dunkeln Fichtenkronen und die blauen Waldhühner äsen von den Knospen der Beerenstauden. An der nahen Krick aber streichen die Erpel auf, die sich in dieser schönsten Zeit des Jahres so schrecklich überflüssig vorkommen, da die brütenden Enten wenig von ihnen wissen wollen. Knäckend ziehen rotköpfige und Halsringenten, das schmucke Goldauge und die flinke Goldfuchsente um die Kronen der vielhundertjährigen alten Fichten, talauf, talab, um schließlich wieder fröhlich schnatternd auf dem Waldpfuhl einzufallen, aus dem sie aufgestanden waren. Mit heiserem Trompetenton begrüßt der kleine Braunkranich den jungen Morgen, und der Waldregenpfeifer jagt klagend um den See, in dessen dunkler Flut die Kronen der Hamlockfichte und Duglastanne sich spiegeln. Auch in diesen Wipfeln wird es nun lebendig. Meister Weißkopf, der Specht, und sein dunkelgrüner rotbrüstiger Vetter beginnen ihr Zimmermannswerk an toten Stämmen. Wo der Sturm in alten Windbrüchen der Sonne den Eingang zu dieser Waldeinsamkeit eröffnet hat, blüht die Himbeere; und die Erdbeere sendet vom Wurzelblatte ihre ersten Ranken aus, die den Boden mit einem grünen und blühenden Teppich überziehen, aus dem dunkle Indianernelken und Purpurastern aufleuchten. Da jodeln Laubsänger, stimmt das Bergblaukehlchen seine kurze Weise voll süßer Schwermut an, und um die Blüten im Grase summen die kleinen glitzernden Honigsauger, ihre langen Schnäbel in die duftenden Kelche tauchend, flirrende Rubine und Saphire.

Da plötzlich schweigt der ganze fröhliche Chor und die Enten stieben von den Blänken der Krick auseinander in das schützende Röhricht der Ufer: ein Entenfalke hat sich herabgeschwungen und mit sicherem Griff seine Beute erhascht, um diese seinem auf dem nahen Horste brütenden Weibchen zuzutragen. Auch im Laube und Genädel des Waldes regt sich ringsum tausendfältiges Leben; denn es ist die Zeit der allgemeinen Elternsorge. Die Springmaus sucht Leckerbissen für ihre nackten Kleinen und fällt dabei selbst dem braunen Wiesel zum Opfer, das flink durch das Gestrüpp verrottender Äste schlüpft. Mit schwerer Last kommt Meister Bieber durch den Krick geronnen, um seinen Bau mit einem Stämmchen zu verstärken, das er in der Morgenfrühe glatt am Boden abgeschnitten hat. Und wo der Bergbach in wilden Sprüngen über das Gestein eilt, taucht die Wasseramsel mit hell schmetterndem Jubelliede in den tosenden Gischt, jagt der Otter in wendigen Sprüngen nach gesprenkelten Forellen und Junglachsen. Garter- und Klapperschlangen schleichen durch das Laub, um Frösche und Axeloten aufzuspüren, und das graue Eichhörnchen hat sein schützendes Schlafnest verlassen, um mit munteren Sprüngen für seine Jungen Nahrung zu sammeln, ewig auf der Hut vor seinen Todfeinden, Marder, Stinktier, Wildkatze und Luchs. Da erhebt sich von seinem Lager, einem Fichtenwurfe,

wo er unweit seines nächtlichen Risses sich niedergetan hatte, „Mokassin-Joe", der gefürchtete Grislybär, und schreitet geschmeidig auf weichen Sohlen dem kühlen Schatten eines Felsüberhanges zu, wo kein Sonnenstrahl ihn findet. Von ferne her aber dringt das heisere Brüllen des Königs dieser Wälder, des lautlos im Waldesdunkel schleichenden Berglöwen.

Um diese Zeit steht aus seinem Bette im weichen Laube inmitten der hohen Stämme eines raumen Waldteiles schwerfällig ein hochbeschlagenes Alttier*) auf, windet und äugt vorsichtig nach allen Seiten und zieht dann langsam dem Waldrande zu, wo ihm die Spottdrossel lustig entgegenfliegt.



A. Radcliffe. *Dugmore.*

Wapiti: Zwei Kolbenhirsche verhoffend.

Ein zweites und ein drittes folgen ihm, und ohne sich zu rudeln, wechseln alle diese langsam der leuchtenden Höhe zu. Dort oben im Schutze tiefer,

---

*) Die deutsche Waidmannssprache hat neben der Bergmannssprache die reinste und edelste Klarheit sich bewahrt. Wie der Bergmann keine „Maschine" kennt, sondern nur eine „Kunst", „Fahrkunst", keinen „Tunnel", sondern nur einen „Stollen" usw., so ist auch das Waidmannsdeutsch, abgesehen von den Albernheiten, die zur Zopfzeit ihm aufgehalst waren und wieder ausgemerzt sind, von Grund aus rein. Das erscheint klar, wenn man bedenkt, daß es auf uralten Überlieferungen beruht, die bis in die Skaldenzeit zurückgreifen. Es ist deshalb schon in hohem Grade zu bedauern und bedeutet geradezu eine Anmaßung, daß die Puttkamerei sich auch an diesem Deutsch vergriffen und sogar das Wort Waidmann verunstaltet hat, indem es ihm die Schreibweise Weidmann bescherte. Die Schreibweise der Zopfzeit hat



A. Radcliffe. *Dugmore.*

Wapiti: Ein starkes Rudel ohne Geweihte.



A. Radcliffe. *Dugmore.*

In Jacksons Loch ungefähr 1500 Wapiti auf dem Bilde (im Gesichtskreis des Photographen gegen 8000 Stück).

ſteiler und wild zerklüfteter Felſen iſt ein breites offenes Kar, in dem nun der Schnee weggeſchmolzen iſt und ſaftige Gräſer reiche Äſung bieten. Kein Laut dringt aus der Tiefe in dieſe Stille, es wäre denn das heiſere Gebrüll des ſchrecklichen Kuguar. Am Felsgeſtein wurzeln duftende Bergkräuter, die dem Schneehuhn zur begehrten Äſung dienen. In den Spalten die Neſter der Klippenſchwalbe und zuweilen über dieſer Talſtille das heiſere Gekrächz des Bergraben oder hoch in blauen Lüften die Schraubenkreiſe des königlichen Goldadlers.

---

dazu als Berechtigung herhalten ſollen. Waid ſtammt nicht von der Weide, Wieſe, ſondern von Wald. Dieſer Umlaut iſt im Welſchen allgemein und in Tirol auch ſehr häufig: z. B. urſprünglich Salbing für Saibling, Waidler für Waldler. In Mitteldeutſchland iſt er auch zu treffen: Waidhaus heißt eine Oberförſterei in der Oberpfalz. Jeder dritte Dackel heißt Waldmann oder Waidmann, und wenn er vorlaut bellt, ſo wird er „waidlaut", d. h. er beunruhigt den Wald. Der hirſchgerechte Jäger hat wenig im Felde zu ſuchen. Seine Kunſt iſt Waidwerk im Walde! Es iſt alſo kein Eigenſinn, ſondern auf beſſerer Einſicht beruhende Ehrfurcht vor uraltem Erbgute unſerer Sprache, wenn die Jägerwelt ſich gegen das ei in ihrem Ehrennamen ſträubt. Es iſt auch durchaus berechtigt, daß an den alten Bezeichnungen feſtgehalten wird, ſchon weil dieſe ſehr anſchaulich ſind. So haben z. B. der Fuchs und Wolf kein Maul, ſondern einen „Fang", der Keiler ein „Gebrech", der Hirſch ein „Geäſe" oder einen „Windfang". Der Hirſch friſt nicht, ſondern „äſt" wie alles Schalenwild. Und wie man von „ſehen" das Hauptwort „Geſicht" gebildet hat, ſo von äſen: „Geäſe". Wie von Horn das Wort „Gehörn", iſt von Ohr das Wort „Gehör" gebildet, das den Sitz des Hörſinnes, des „Gehörs", bezeichnet. Das Hirſchweibchen heißt zuweilen noch Hindin, meiſtens aber „das Tier". Sobald es ein Kalb „geſetzt" hat, heißt es „Alttier". Bis dahin iſt es das jungfräuliche „Schmaltier". Der Hirſch „nimmt an", wenn er angreift oder wenn er ein Schlammbad in der „Suhle" nimmt oder Äſung annimmt. Der „Aufbruch" iſt das herausgenommene Eingeweide. Das Afterloch ſoll im Gegenſatze zu Waidwerk das Weidloch heißen, und der Schuß durch das Eingeweide, das große oder kleine „Geſcheide", ein Weidwundſchuß. Das aus ſolcher Wunde fließende Blut, der „Schweiß", zeigt ja Weide-, d. h. Gras-Reſte und ſieht deshalb grünlich aus. Der Hirſch „tränkt" ſich, wenn er trinkt, er „trenzt" oder „knört", wenn er in der Zeit der Paarung, der „Brunftzeit", einen kurzen und ſozuſagen knurrenden Schrei ausſtößt. Er „verfärbt" ſich, wenn er das graubraune Winterkleid gegen das rote Sommerhaar vertauſcht, und das abgeworfene Haar heißt dann die „Farbe". Er hat Gott ſei Dank keinen Schwanz, ſondern einen kurzen „Wedel", ſeine Stege und Pfade heißen „Wechſel", der Heimweg „Rückwechſel". Das alles iſt doch jedermann verſtändlich! Dagegen ſchwatzte man freilich an deutſchen Fürſtenhöfen von der „Curée", wenn die Hunde nach der Hetzjagd, die man „Parforcejagd" nannte, „genoſſen gemacht" wurde, d. h. das „Wildbret", das Fleiſch, des zu Stande gehetzten Wildes genießen durften. Wie ſich der verfeinerte Waidmannsbegriff nicht dort ausgebildet hat, wo „Fuchsſchwänzer (Schmeichler) und Jäger die liebſten am Hofeläger" waren, ſondern bei den wackeren Grünröcken im ſtillen Walde, ſo iſt auch das reine Waidmannsdeutſch dort in alter Waldestreue bewahrt worden. Darum ſoll man es in Ehren halten, und die Geſamtheit unſerer Mutterſprache wieder ebenſo von den Fettflecken der Fremdwörter ſäubern, wie die Jägerwelt ihre Sprache von dem Schimpfe befreit hat, den ihr die Zopfzeit angetan hatte.

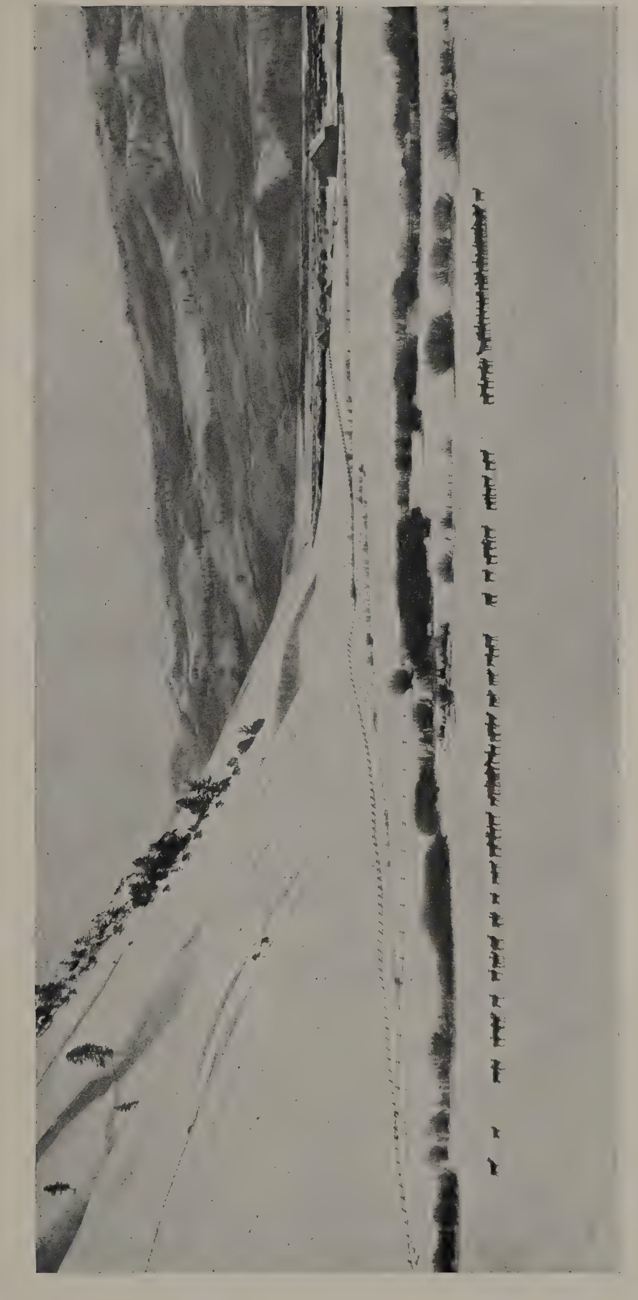
Über zerbröckeltes Gestein, unter moosbehangenen Klippen hin führt der alte wohlvertraute Wechsel die Tiere aufwärts. Wo die Gießbäche, die zum Wind-Strome eilen, in weißen Staubschleiern herabfallen oder in gurgelndem Gischt um glatte Steine tosen, in die Felsenklamm tiefe Wannen waschend, verläßt der Wechsel das Ufer und sucht seitlich den Kamm zu erklimmen, bis das Tosen der Wasser und Rauschen der Wipfel in der Tiefe versinkt und eine herbe Kühle die Nähe des ewigen Schnees verkündet. Im Gänsemarsche haben die Tiere diese Höhe gewonnen. Nun geht es in weitausgreifendem Trott, der Lieblingsgangart des Wapiti, über den Kamm und dann talwärts in das Kar: Jacksons Loch, die große Kinderstube und letzte Zuflucht des Wapiti, südlich vom Nationalpark am Yellowstone gelegen. Von hohen steilen Schneewänden umschlossen dehnt sich dies grasreiche mit kurzem Baumwuchs



A. Radcliffe. *Dugmore.*

Wapiti: Geringe Hirsche und Tiere mischen sich unter das Weidevieh.

bestandene Hochtal, dessen Sohle 2700 Meter über dem Meeresspiegel liegt, auf dem „Dache Amerikas", der großen Wasserscheide zwischen dem Windstrome einerseits und dem Teton, Shoshone und Schlangenflusse anderseits in nordsüdlicher Richtung hin. Vor einem halben Jahrhundert, als die Vertilgung des stolzen Edelhirsches den Lieblingssport der Wild-Westler bildete, sind die stillen Kare auf der Wasserscheide der Felsengebirge und unter ihnen namentlich „Jacksons Loch" dem Wapiti zum schützenden Bergheiligtume geworden. Denn da dies Hochtal während der sechs Wintermonate für Menschen vollkommen unzugänglich ist, so haben alle diejenigen Rudel sich gerettet, die diese Winterweide aufsuchten, während die anderen, die östlich und westlich in tiefer gelegene Täler hinabstiegen, nahezu ausgerottet wurden. Ursprünglich war der Wapiti nächst dem Bison das verbreitetste von allem amerikanischen Hochwilde, von den Küsten des Stillen Ozeans bis hinüber zu den



A. Radcliffe. — *Dugmore.*

Wapitirudel auf der Wanderung.

Alleghanie-Bergen, im Staate New York bis zu den Adirondacks, in Pennsylvanien und New Yersey. Ja, bis weit hinab nach Virginia erstreckte sich sein Verbreitungsgebiet, während er nordwärts das südliche Kanada beherrschte, bis zur Hudsonbai und dem Athabaskaflusse hinauf. In Tennesse Kentucky, Ohio und Indiana schweifte er in gewaltigen Rudeln umher, und in Wiskonsin, Michigan und Minnessota, den Uferstaaten der großen Seen, war er noch vor zwei Jahrzehnten heimisch. Heute erinnern nur die Namen Elchberg, Elkmühle und Elk Krick in Chestercounty, Pennsylvanien, Elkton in Maryland, Elchhornfluß und ähnliche in westlichen Staaten an das einstige Vorkommen dieses Edelhirsches, den die Amerikaner bekanntlich nicht mit dem indianischen Namen Wapiti, sondern fälschlicherweise „Elch" zu nennen pflegen. Anfangs der neunziger Jahre war er in den ausgedehnten Landschaften von West Wyoming und Montana und namentlich auch im nordwestlichen Kolorado noch in starken Rudeln, ja in ganzen Herden zu treffen. Heute hat Kolorado nur noch wenige Rudel aufzuweisen, im ganzen kaum noch einige hundert Stück. Im West Montana schützt sie wohl der dichte, über weite Gebiete erstreckte, Wald; jedoch sind sie auch dort nirgends mehr zahlreich und nur im Nationalpark am Yellowstone haben sie eine sichere Zuflucht gefunden, da jede Jagd dort bei Gefängnisstrafe verboten ist. Unglücklicherweise aber wird ihnen die Neigung, zur Winterszeit von dort in das schützende und grasreiche Kar von Jacksons Loch hinabzuziehen, nunmehr zum Verderben. Denn da diese Gegend außerhalb des Nationalparkes liegt und die Ränder des Gebirges immer mehr besiedelt werden, so fallen zahlreiche Hirsche dort der Schießwut zum Opfer und die Rudel werden infolgedessen gezwungen, den rauhen Winter im Nationalpark zu verbringen, wo sie häufig genug dem hohen Schnee erliegen. Immerhin wandern noch heute unzählige Scharen von Wapitis im Winter nach Jacksons Loch und selbst zur Sommerzeit kann man Tausende die sanft geneigten Talwände bedecken sehen. Namentlich Ende Mai, wenn die Tiere ihre Stunde kommen fühlen, füllt sich das Tal und anfangs Juni werden die lebhaft gefleckten Kälbchen gesetzt. Verhältnismäßig selten nur eins, meistens Zwillinge, häufig auch Drillinge. Die Mutter bereitet sich ihr Lager in der Nähe schützender Büsche und die Kälbchen bleiben während der ersten Tage still im Grase liegen. Wie bei unserem heimischen Rotwilde veranlaßt die Mutter sie bei Annäherung der geringsten Gefahr zum Niederducken, indem sie sie mit der Nase sanft niederdrückt. In der Verteidigung ihrer Kälber beweisen die Tiere gleich den Elchen ungewöhnlichen Mut, anderseits suchen sie überlegene Feinde, wie Luchs und Kuguar durch erheuchelte Flucht von der Stelle fortzulocken, an der ihre Lieblinge im Grase sitzen.

Schon nach wenigen Tagen folgt aber das munter scherzende Kälbchen der Mutter, zu der sich dann auch meistens die beiden Schmaltiere vom Vor-

26*

jahre wieder gesellen, so daß man im Juli fast jedes Wapititier vier bis sechs Junge führen sieht. Das herrliche Gebiet am Mount Leidy gibt ihnen zur Sommerzeit alles, was sie bedürfen: am Fuße der schneebedeckten Bergriesen sanft geneigte Halden, an denen Blautanne und Schwarzkiefer tiefen Schatten spenden, während an der Morgenseite schmackhafte Kräuter und saftiges Gras einen immer gedeckten Tisch bieten, den die leuchtende Goldraute schmückt. Der Wapiti äst, solange er nicht sehr stark von Jägern beunruhigt wird, bei Tage. Er liebt sehr die Abwechslung, scheint aber da, wo er es haben kann, das Laub von Ranken, Sträuchern und Bäumen den Gräsern vorzuziehen. Mit Begierde nehmen die Muttertiere natürlich die am Mount Leidy häufigen Salzquellen an, deren Abflüsse westwärts nach Idaho und Utah strömen.

Auch die Hirsche, die im März ihr Geweih gewechselt haben und nun das neue verecken, nehmen zur Kolbenzeit mit besonderem Eifer die von der Natur so freigiebig ihnen hier gebotenen Salzquellen an, die nach den schweren Tagen des Nachwinters ihrer körperlichen Erholung besonders dienlich sind und ihre Geweihbildung fördern. Das Geweih des Wapiti bildet, gleich dem des deutschen Rothirsches, die Augensprosse unmittelbar an der Rose und bietet damit dem Hirsche eine starke Stoßwaffe. Sie wird deshalb von den Grenzleuten Wolfssprosse oder Kampfsprosse genannt. Die Auslage des Geweihs ist ungewöhnlich stark und die Stange ist in ihrem oberen Teil meistens sehr stark nach rückwärts gebogen. In der Mehrzahl der Fälle bringt der Wapiti es nicht über zwölf Enden hinaus. Die vierte Sprosse pflegt selbst an den stärksten Geweihen länger als alle übrigen zu sein und bildet in der Regel mit der fünften, die mit der hier etwas nach vorn ausbiegenden Hauptstange ungefähr die gleiche Höhe wie die vierte erreicht, eine ziemlich gleichmäßige Gabel. Die Wildwesterner nennen diese vierte Sprosse das Dolchende. Die sechste und siebente, beziehungsweise achte Sprosse erreichen nur geringe Größe und liegen regelmäßig in der gleichen Ebene. Von der gewaltigen Größe des Geweihes geben Rowland Wards bekannte „Reports of big game" den sichersten Beweis. Wyoming hat Hirsche in einer Stangenlänge von 1,65 Meter und einem Stangenumfang von 20 Zentimetern über den Augensprossen aufzuweisen. Der stärkste Stangenumfang wird von Ward mit 25 Zentimetern festgestellt. Zuweilen bringt übrigens auch der Wapiti es bis zu achtzehn und mehr Enden. So schoß zum Beispiel Niedieck in Wyoming zwei ungerade Achtzehnender. Die Länge des größten dieser Geweihe betrug 1,41 Zentimeter, der Umfang an den Rosen 39 Zentimeter.

Im Juli, wenn sämtliche Tiere ihre Kälber gesetzt haben, vollzieht sich auch der letzte Wechsel der Farbe, die dann in dicken Haarflauschen an allen Büschen hängt. Das prachtvolle neue Sommerkleid ist glatt, kurz, glänzend und dabei doch weich, und spiegelt sich, als wäre es gestriegelt, im Scheine



A. Radclyffe. *Dugmore.*

Im Winter in Jacksons Loch, südlich des Yellowstone Parkes, wo gegen 40000 Wapiti zusammenkommen.



A. Radcliffe. *Dugmore.*

Schlimme Zeit: Sechs darbende Wapitis im Schnee.

der Sonne. Der Farbenunterschied zwischen Hirschen und Tieren ist um diese Zeit nicht besonders groß. Beide sind am Rücken gelblich-weiß-grau und an Läufen, Nacken und Kopf leicht nußbraun gefärbt. Der Spiegel ist um diese Zeit fast weiß. Bei den Rudeln gehen in dieser Zeit aber nur die ganz geringen Hirsche, während jeder Schneider, der ein klein bißchen auf sich hält, bereits die Gesellschaft erwachsener Hirsche aufsucht und die ganz starken alten Herren sich auch von diesen Mittelmäßigkeiten in gebührendem Selbstbewußtsein fernhalten und tagsüber in dichterem Waldschatten sich stecken oder höhere Lagen unmittelbar unter dem Schnee aufsuchen.

Aber selbst in dieser schönsten Zeit des Jahres ist ihr Dasein nicht ohne böse Trübsal. Insbesondere pflegt die Räude um diese Zeit die Rudel zu befallen und selbst im Yellowstone Park fordert sie gelegentlich Opfer. Doch scheint es zu einer so furchtbaren Seuche, wie sie zum Beispiel gegenwärtig unter dem Gamswilde der Hohen Tauern herrscht, noch nicht gekommen zu sein, und man ist daher vielleicht zu dem Schlusse berechtigt, daß es sich bei dieser Hirschräude nicht um die Sarcoptes-Milbe, sondern um eine sehr viel leichtere Schmarotzerform handelt. Eine weitere Plage bildet auch für den Wapiti die leider noch nicht genügend erforschte amerikanische Bremsfliege sowie der Blasenwurm. Außerdem leidet er, wie das Gebiß beweist, recht häufig an Zahnkrankheiten. Sein schmerzlichstes „Zahnleiden" bilden aber die „Zahnschützen", nämlich jene Sorte von Schießern, die selbst in dem Wildbanngebiete dem Wapitihirsche, gleichviel um welche Jahreszeit, lediglich um seiner Granen willen nachstellen, welch letztere wegen ihrer ungewöhnlichen Größe und herrlichen Färbung hoch im Preise stehen und von den Händlern mit zehn bis zwanzig Dollars bezahlt werden. Der Wapiti teilt in dieser Beziehung das Schicksal des afrikanischen Elefanten, der auch lediglich um seiner schönen Zähne

willen hingemetzelt wird — selbst in den deutschen Kolonien, wo er unter gesetzlichen Schutz gestellt und wo nur unter erschwerten Bedingungen der Abschuß gestattet ist. Das Schießertum ist eben in Amerika noch nicht ausgestorben und es gibt immer noch Leute, denen es eine Herzensfreude bereitet, einen im Baste stehenden Hirsch mitten aus dem Rudel heraus zu schießen, ein Kunststück, das wahrlich nicht größer ist, als jenes war, den Bison vom Vorderteil eines Pullmanwagens aus niederzuknallen. Die amerikanische Regierung gibt sich große Mühe in der Verfolgung dieser Frevler; und glücklicherweise



A. Radcliffe. *Dugmore.*

Zwei stark kümmernde Wapitis in tiefem Schnee ohne Aussicht auf Nahrung.

ziehen sich gerade die männlichen Hirsche in der Sommerzeit auf den höher gelegenen Halden des Yellowstone Parkes zusammen, wo sie einigermaßen überwacht werden können.

Die schlimmsten Feinde aber bilden in den herrlichen Tälern vom Schlangen- und Windflusse und am Fuße des Mount Leidy der Luchs, den man in dortiger Gegend Bobkatze nennt, und der Kuguar. Die Jagd auf diesen Berglöwen bildet zum Glücke der Wapiti den leidenschaftlichen Sport der Ansiedler jener Gegend. Der Kuguar zeigt sich übrigens, selbst wenn er



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., Oktober 1906.*

Am See: Wapitikreuzungshirsch (Zehnender) und deutscher Rotspießer.

gejagt wird, als ein ganz jämmerlicher Feigling, der sich als wehrhafter Gegner in keiner Weise mit dem furchtbaren Grisly vergleichen läßt. John B. Goff, Roosevelts berühmter Freund aus dem nordwestlichen Kolorado, hat im Laufe der sechzehn Jahre, die er dort gejagt hat, etwa dreihundert Kuguare erlegt, aber nur zwei davon schoß er, weil er zufällig seine Meute nicht bei sich hatte; die anderen brachte er mit seinen prächtigen Hunden zur Strecke. Der Kuguar ist so feige, daß er sich nicht einmal widersetzt, wenn die Hunde ihn umstellt haben. Für die Hunde freilich wird er dann ein gefährlicher Gegner, indem er sich den einen oder anderen seiner allzu zudringlichen Angreifer packt. Die Jagden auf dies stattliche Wild werden im Winter bei hohem Schnee geritten, wo man die Spur des Kuguars schon auf Sicht weithin verfolgen kann. Roosevelt erzählt, daß alle Kuguare, die er in Gesellschaft von Goff jagte, ausschließlich von Hirschen lebten, daß man in ihren Wänsten weiter nichts als Hirschwildpret, meist vermischt mit Haaren, fand. Jedesmal hatte der Kuguar sich an den Hirsch herangeschlichen, niemals ihm aufgelauert. Die Fährte zeigte auch, daß er niemals aufgebaumt hatte, sondern unter einer Klippe, in einer Schlucht oder in dichten Gebüschen hatte er bei Tage gelegen, um erst in der Dämmerung umherzustreifen. Soweit Roosevelt bemerken konnte, waren die Hirsche jedesmal durch einen Schlag in die Drossel oder in den Hals überwunden. Heimlich schleicht sich der Kuguar heran, bis er das Wild in einigen gewaltigen Fluchten packen kann. Wenn der Hirsch ihn rechtzeitig gewahr wird und nach dem ersten Schreck auszuweichen vermag, so kommt er in der Regel davon, denn obwohl der Kuguar für eine kurze Strecke sehr schnell ist, so hat er doch keine Ausdauer und kann mit einem Hirsch nur sehr kurze Zeit Schritt halten. Vor einem Hunde vermag er ja nicht weiter als einige hundert Meter zu flüchten, wenn der Verfolger ihm gleich zu Anfang dicht auf den Hinterbranten ist. Wenn die Hirsche im Mai oder Juni ihre Sommerplätze aufsuchen oder später ihre Winter-Standorte beziehen, folgt der Kuguar ihrem Zuge. Am meisten aber räumt er zu der Zeit unter ihnen auf, wo die Löwin geworfen hat und ihr Tageslager nicht weit verlassen kann. Der Löwe schleppt ihr dann Beute zu. Wenn ein Kuguar einen Hirsch im offenen Gelände reißt, so schleppt er ihn stets unter einen Baum oder in ein Versteck, ehe er seine Mahlzeit beginnt. Der Kuguar erreicht im allgemeinen eine Größe von nicht mehr als neun englischen Fuß; aber Roosevelt schoß vor Goffs Hunden einen Kuguar-Löwen, dessen Gewicht 102 Kilogramm betrug und der ausgestreckt wie eine geringe afrikanische Löwin aussah. Dieser wilde Bursche hatte einmal eine Milchkuh, ein andermal einen Stier und dann wieder ein großes schweres Arbeitspferd gerissen. Man wird daher verstehen, daß ein solches Raubtier auch einen Wapiti schleppen kann, obgleich dieser ein Gewicht bis zu 320 Kilogramm erreicht, und man kann leicht ermessen, welch einen furchtbaren Feind der

Berglöwe für den Hirsch darstellt. Die Jagd mit guten Kuguar-Hunden ist daher für die Erhaltung der Wapiti geradezu eine Lebensbedingung. Die Hunde, mit denen man dieses furchtbare Wild jagt, müssen selbstverständlich vollkommen hirschrein sein, da der Kuguar ja nur da in größerer Anzahl angetroffen wird, wo zahlreiche Hirschrudel stehen. Goffs Hunde hetzten nur den Bären, den Kuguar und die Bobkatze und fielen die Fährte eines Wapitis ebensowenig an wie etwa die eines Hasen. Auch um den Wolf kümmerten sie sich nur dann, wenn er angeschweißt war. Sie waren von der gewöhnlichen Rasse wie man sich ihrer von den Adirondacks bis zum Mississipi und dem Golf von Mexiko bei der Fuchsjagd bedient: schwarz und braun und einige gelegentlich gefleckt. Diese stämmigen, schnellen und mutigen Hunde geben einen lauten und tiefen Hals; und es gibt keinen Kuguar, den sie nicht zu Baume jagten. Roosevelt erzählt, daß Goffs Hunde einen Kuguar die Nacht über Standlaut gebend auf einem Baume festhielten, bis endlich der Jäger sie am nächsten Morgen in einer Schlucht fand, wo ihr Halsgeben ungehört verhallt war. Ihre Passion bringt diese Hunde häufig dazu, daß sie auf die Bäume klettern. Roosevelt veranschaulicht in einem prächtigen Bilde, wie einer dieser furchtlosen Hunde, namens „Türk", einer Bobkatze in den Wipfel einer Tanne nachgeklettert ist. Von dem Verlaufe einer solchen, für Jäger und Hunde gleich aufregenden Jagd gibt Roosevelt sehr interessante Schilderungen. Es geht dabei nicht zu wie bei einer deutschen Parforcejagd, etwa der Kaiserlichen Hubertusjagd in Döberitz. Selbst die feierlichsten Hindernisse in Irland, die „Doppel-Särge" von Kilkenny oder die ekligen „Ochsenzäune" von Leicestershire, die fliegend genommen werden müssen von Pferden, die „nie mit dem Eisen eine Scholle berührt haben", sind doch eine harmlose Spielerei gegenüber den Klippen und Schluchten, die bei solchen Kuguarjagden geklettert und im Schnee gesprungen werden müssen!

Besondere Verdienste um die Vertilgung der Kuguare hat sich auch der treue Hüter des Yellowstone Parkes, Warden Jones, volkstümlich „Buffalo-Jones", erworben. Er hält eine vorzügliche Meute scharfer Kuguarhunde, mit der er außerhalb des Parkes gute Arbeit verrichtet.

Nächst dem Kuguar zeigt sich auch der mächtige Goldadler als Feind der Hirsche; doch räumt er mehr unter kümmernden und am Wege verendenden schwachen Stücken auf, als daß er gesunde risse. Es bietet sich ihm auch selten Gelegenheit, solche Stücke vom Felsen hinunterzustoßen. Denn dort, wo das Wild seinen offenen Standort hat, wie z. B. unter dem Mount Leidy und in den flachen Talmulden im Quellgebiete des Schlangenflusses, stehen die Kälber von ihren Müttern beschützt auf sicherem Grunde. Und wo die Klippen steil abfallen, ist die Klamm meistens zu eng und der Hang so sehr von Bäumen überdeckt, daß der Adler dort keinen wirksamen Stoß auszuführen vermag. Er bleibt daher mehr der Hauptfeind der jungen Antilopen.



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., August 1906.*

Wapitikreuzungshirsch mit Schaufelbildung an der rechten Stange in der Fegezeit (Schlagzeit): Bastfetzen am Geweih.

Aber auch ohne ihn herrscht dort in der wilden Heimat des Grislybären, Berglöwen, Luchses und Wolfes der Tod mit gar mancherlei Vorteilen über den stolzen Hirsch, von denen man im Tieflande nichts kennt und weiß. Dagegen hat auch dies seine besonderen Gefahren. Zu der Zeit, als der Wapiti noch in starken Rudeln, ja in gewaltigen Herden die weiten Ebenen am Mississipi belebte, sind zur Frühjahrszeit, wenn der Missouri seine wilden Hochfluten dem „Vater der Ströme" zuführte, Tausende im Triebsande versunken oder von Treibholz und krachenden, gurgelnden Eisschollen erdrückt und verendet. Im Norden von Wiskonsin und in den tiefen Wäldern von Kanada trabte in der Fährte jedes Rudels der hungrige Wolf und zur Winterszeit folgten ganze Rotten dieses Raubzeuges dem Wapiti durch den hohen Schnee, jede Gelegenheit zum Raube und Risse benutzend. Aber alles dies hat dem stattlichen Wilde nicht so viel Abbruch getan, als der Mensch. Und zwar war es nicht die Rothaut, die zur Ausrottung der Herden geführt hat. Denn eben weil die Indianer von dem köstlichen Wildpret dieser Hirsche, das an Schmackhaftigkeit von dem keines anderen Wildes und auch von keinem noch so guten Rindfleisch übertroffen wird, hauptsächlich lebten, haben sie die Jagd pfleglich und mit Mäßigung betrieben. Als der weiße Mann das Land betrat, fand er überall, wo die Jägervölker hausten, auch wundervoll besetzte Wildbahnen. Und so sehr wimmelte das Land von den großen Herden, daß die Weißen ihnen anfangs kaum Beachtung schenkten. Aber schon die Ansiedler, die ja fast alle Jäger waren, stellten um des Wildpretes willen dem Wapiti sehr eifrig nach und waren dabei mit ihren Feuerbüchsen natürlich weit erfolgreicher als die Indianer. Sie wurden auch nicht wie diese durch religiöse Vorstellungen und Grundsätze von der Hinmetzelung des Wildes abgehalten. Wir wissen von vielen Indianerstämmen, zum Beispiel den Oneidas, daß ihnen das Jagen mit Hunden als lästerlich galt; denn nach ihrer Vorstellung war es Manitus geheiligtes Vorrecht, mit seinen wilden Hunden, den Wölfen, zu jagen. Aber der Einwanderer, den man schon vor Betreten des Landes auf dem Schiffe gelehrt hatte, daß es in Amerika nur einen Gott gebe, den Erfolg, dessen Prophet der Dollar sei, hielt die weidmännischen Grundsätze des roten Mannes für den Aberglauben beschränkter Toren. Und er hat von der gepriesenen Freiheit des freiesten Landes der Welt den solcher Anschauung entsprechenden Gebrauch gemacht. Aber schlimmer noch als die mehr dem Landbau nachgehenden Ansiedler in den Waldstaaten haben jene halbwilden Burschen gehaust, die, prunkend mit dem Rüstzeuge der Zivilisation, doch nur ihre Roheit zur Schau trugen, wie ein Pfau seinen Schweif. Die Vereinigten Staaten werden zu ihrem Unheile beherrscht von der Sucht nach hohen Ziffern. Wie sehr dieser Zug alles geistige Leben verroht hat, ist längst auch drüben erkannt. Auf keinem Gebiete aber hat sich diese Erkenntnis

so schmerzlich und so leidenschaftlich durchgerungen als auf dem des Wildschutzes und der Heimatpflege. Noch vor fünfundzwanzig Jahren wurden Burschen, die sich rühmten, Tausende von Bisons und Wapitis lediglich um ihrer Häute oder Geweihe willen getötet zu haben, am Schanktische als Meister bestaunt, und als die Verkörperung dieses Heldentums galt Oberst Cody, dem man die Hinmetzelung von Hunderttausenden von Büffeln mit dem Kosenamen „Buffallo Bill" vergalt. Erst als Bison und Wapiti, die ehedem in unzähligen Scharen die weiten Prärien des Westens bedeckten, nahezu bis auf das letzte Rudel ausgerottet waren, rieb man sich die Augen und erkannte entsetzt, zu welcher Verwüstung diese Roheit geführt hatte. Seitdem aber ist gerade von Amerika jene Bewegung ausgegangen, die wir Heimatschutz nennen und die Alexander Sutherlands Satz zu Ehren bringt, daß nur Völker von wirklicher sittlicher Größe sich zu der Auffassung hindurchringen, daß die Kultur des Menschen mit dem Wildschutz wie mit der Erhaltung der Naturdenkmäler überhaupt untrennbar verknüpft ist. Die großen Naturparke, die man inzwischen in Amerika durch Gesetze für ewige Zeiten vor der Zerstörung durch Menschenhand geschützt hat, sind nur Beweise der tiefen Reue, die das ganze Volk in dieser Hinsicht überkam. Und mit Recht weist Roosevelt immer wieder darauf hin, daß der praktische und gesunde Menschenverstand des amerikanischen Volkes sich nirgends deutlicher gezeigt habe als bei der Schaffung und Benutzung dieser Nationalheiligtümer. Heute ist Roosevelt der Liebling des amerikanischen Volkes, wie es vor fünfundzwanzig Jahren Buffallo Bill war. Aber es ist ein weiter Weg gewesen, den in kurzer Zeit das amerikanische Volk in seinen sittlichen Anschauungen zurückgelegt hat von Cody zu Theddy! Und dieser Weg ist gepflastert mit den bleichenden Gebeinen von Bisons und Wapiti.

Die letzten Flüge der Wandervögel sind über das Hochtal unter dem Mount Leidy und den drei Tretons hingezogen. Der Kranich trompetet nicht mehr an den steilen dunkeln Waldseen in der Tiefe, und die Felslöcher, vor denen die Schwalben so lebhaft auf und nieder jagten, sind leer und einsam geworden. Die Höhen der Tretons glänzen im Neuschnee, und die Luft in dieser Einsamkeit ist noch kühler und leichter als sonst geworden: der Indianersommer ist da! Die schönste Zeit des Jahres in den Vereinigten Staaten, doppelt schön hier oben in den Felsengebirgen. Unter die Hirsche ist eine wilde Unruhe gekommen. Die alten Einsiedler haben die Schluchten und Kühlungen verlassen und stehen beim Rudel. Noch hat die eigentliche Brunft nicht begonnen, aber schon hört man in den Abendstunden hin und wieder einen vorlauten Schneider anstoßen, doch nehmen die starken Hirsche davon kaum noch Kenntnis. Sehr bald aber ändert sich das Bild, und die Kämpfe beginnen.



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., Oktober 1906.*

Zur Tränke ziehendes Wild.

Wapitikreuzungshirsch (Zehnender), deutscher Achtender und Spießer, ein Wapititier und deutsche Rottiere.





M. Steckel. — Tillowitz, Ober-Schl., August 1906.

Wapitikreuzungshirsch (mit rechtsseitiger Schaufelbildung) und deutsche Rothirsche in der Fegezeit.



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., August 1896.*

Wapitikreuzungshirsch: Zwölfender im Bast, sichernd.

Zunächst sind es auch hierbei die geringen Hirsche, die scherzend mit den Geweihen klappern. Bald aber werden sie beiseite geschoben von den starken Platzhirschen, die nun ihr Rudel sich zusammentreiben und eifersüchtig die Annäherung jedes Nebenbuhlers fernhalten. Sie stehen nun im vollen Hochzeitsschmucke. Die Enden des im Schnee gewetzten Geweihes leuchten weithin in weißen Spitzen, und der Hirsch unterscheidet sich vom Tier lebhaft durch die dunklere Färbung, namentlich des Nackens und der Läufe, die tiefbraun erglänzen, während unter dem Bauche der schwarze Brunftstreifen sich hin-



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., August 1896.*

Wapitikreuzungshirsch: Zwölfender im Bast, ruhend.

zieht. Der nun strohgelb gefärbte und von einem schmalen braunen Saume eingefaßte Spiegel reicht bis auf die Innenseiten der Keulen hinunter. Die rauhe dunkle Mähne gibt dem Hirsche ein wildes und trotziges Aussehen, und seine ganze Haltung verrät die tiefe Veränderung, die in ihm vorgeht. In wilder Unruhe umkreist er sein Rudel und treibt mit schweren Schlägen des Geweihes oder selbst der Läufe einzelne Stücke zurück, die Neigung verspüren, dem Werben zudringlich quarrender Schneider Gehör zu schenken. Oft auch schlägt er in heißblütiger Leidenschaft an den Stämmen junger

27*

Fichten, wühlt mit der vierzinkigen Gabelkrone des Geweihes Gras und Erde auf oder wirft sich klatschend in die Suhle, daß der Schlamm bis zu dem Astwerke der Silbertannen spritzt. Dann wieder legt er den stolzen Hauptschmuck zurück, daß er die Flanken bedeckt, reckt den rauhgemähnten Hals vor und stößt mit weitgeöffnetem Grind einige hohe und doch ungewöhnlich rauhe Töne aus, denen ein tiefes Gurgeln folgt. Diesem ersten kurzen Anstoßen oder auch gelegentlichem hellen Trenzen folgt dann der langhingedehnte Hauptschrei. Dieser ist freilich nicht annähernd so eindrucksvoll, als des Wapiti gewaltige Gestalt. Er ist ein helles und doch grobes Quieken, das in schnellem Gegensatze in einen dunkeln röchelnden Kehlton übergeht. In der Gefangenschaft streift dies „Pfeifen" geradezu ans Lächerliche, in der Freiheit aber ist das ganze Wesen des Hirsches so leidenschaftlich erregt, daß der Eindruck immerhin ein wilder und gewaltiger bleibt. Es ist übrigens seltsam, daß gerade die stärksten Hirsche die am wenigsten grobe Stimme haben. Man kann dies Gesetz ganz unfehlbar verfolgen über die asiatischen, ostkarpathischen und ungarischen Hirsche hinweg bis zu dem deutschen Berghirsche, der trotz seiner bei weitem geringeren Körpergröße in seinem Schrei einen viel gewaltigeren Eindruck macht als die größten seiner überseeischen Verwandten. In der Leidenschaftlichkeit der Brunft wird der Wapiti aber kaum von einem Karpathenhirsche oder Tiroler übertroffen. Die ganze Nacht hindurch und nahezu den ganzen Tag über ertönt sein „Pfeifen", und selbst wenn er sich ermattet inmitten seines Rudels niedergetan hat, schweigt er nicht, und jede Herausforderung des Gegners beantwortet er mit zornigem Grollen. Ihre Kämpfe führen selten zum Tode, doch setzt es dabei sehr derbe Risse und Schrammen. Die abgekämpften schwächeren Hirsche stehen beiseite und machen ihrer Wut durch gellendes Orgeln Luft, so daß Wald und Felsen Tag und Nacht von der wilden Musik dröhnend widerhallen. Es ist nicht ganz leicht, den Schrei des Wapiti nachzuahmen. Doch verstehen die Indianer und Wild-Westerner es ausgezeichnet, den Ton ohne Hilfsmittel zu treffen; und der so angerufene Hirsch pflegt ihnen meistens sehr gut zuzustehen. Mit wütendem Antwortgeben stürzt er meistens über Baum und Stein daher bis unmittelbar dem Schützen vor die Füße.

Die Widerstandsfähigkeit des Wapiti ist in der Brunftzeit ganz besonders groß, und selbst von todbringendem Geschosse getroffen, geht er oft noch sehr weit, ehe er sich niedertut. Indessen bedarf es in diesen Bergen für den Jäger keines Schweißhundes, denn „der beste Leithund", der Schnee, verrät ja jeden Eingriff und jeden Tropfen Schweiß. Übrigens ist die Jagd auf den Wapiti zur Brunftzeit auch für Jäger mit weniger weittragenden und schwerkalibrigen Büchsen möglich, da dieser Hirsch seine ohnehin oft geringe Vorsicht zur Brunftzeit völlig zu verlieren scheint. Er ist von der Eifersucht gegen die Wettbewerber um die Gunst seiner Schmaltiere so vollständig in Anspruch genommen, daß



M. Steckel. *Slawentzitz, Ober-Schl., November 1896.*

Wapitikreuzungshirsch „Hubert" als Zweiundzwanzigender.

er des ihn umschleichenden Jägers kaum achtet; und er vergißt über den Kampf mit seinen Artgenossen ebenso den Menschen, wie seinen Todfeind, den Kuguar. Einen gewissen Schutz bietet freilich dem Hirsche das verstrüppte, mit Hunderten von gefallenen Bäumen, Steinblöcken und Ranken bedeckte Waldgelände, das er sich zum Tanzplatz auszusuchen pflegt, und in dem das lautlose Anbirschen ebenso erschwert ist, wie das rechtzeitige Ansprechen des Hirsches.

Das Rudel, das ein guter Hirsch in solchem Waldwirrsal sich zusammenzutreiben liebt, pflegt bis zu zwanzig Stück Kahlwild zu zählen. Die Schmaltiere treten selten im zweiten, meistens erst im dritten Lebensjahre, also im Alter von achtundzwanzig Monaten in die Brunft.

Aus der Wildheit des Geländes ergibt sich ohne weiteres, daß die Jagd in diesen Bergen große Geschicklichkeit und Geduld erfordert und an die Leistungsfähigkeit des Jägers hohe Ansprüche stellt. Der ungewöhnlich scharfe und durchdringend strenge Brunftgeruch ist in der feinen und würzigen Bergluft doppelt weit für den Jäger vernehmbar und leitet diesen oft sicherer als der vom täuschenden Widerhalle der Felsen zurückgeworfene Schrei an die Rudel heran. Da diese aus Anlaß der geringsten Störung sehr schnell und weit hinziehen, so artet die Birsch, die den nachfolgenden Jäger zum Springen und Klettern zwingt, oft in eine Art von Hetzjagd über Stock und Stein aus. Meistens wird er genötigt, dem Hirsche in schnellem Laufe den Weg abzuschneiden. Das ist sehr schwierig, weil der hochläufige Hirsch über die dicksten toten Stämme glatt hinübersetzt. Und wenn wirklich der Jäger den Hirsch erreicht, so hat er stets mit der Gefahr zu rechnen, ein einzelnes und seitswärts stehendes Tier aufzustoßen, das dann fortpolternd das ganze Rudel mit sich nimmt. Da die Hirsche aber unablässig den Stand ihrer Nebenbuhler ausfindig zu machen suchen und deshalb unaufhörlich hin und her ziehen, so kommt auch wohl oft ein Jäger zu Schusse, der sich auf einem Baumstamm ansetzt und ruhig abwartet, bis die einander anschreienden Hirsche auf ihn zuziehen oder auf seinen Anruf ihm zustehen. Jedenfalls tut jeder, der dort oben an den herrlichen klaren Spätherbsttagen einem schreienden Wapiti nachzieht, wohl, seinen Rucksack mit ausreichender Nahrung für den ganzen Tag zu versehen, denn er wird selten mit Bestimmtheit sagen können, wann er sein Lager wieder erreicht.

Nicht überall ist die Jagd wohl so schwierig als gerade in den Felsengebirgen; aber sicherlich ist dies das reizvollste und echteste Gelände dazu. Immerhin ist jede wirkliche Waldeinsamkeit in ihrer Art groß und schön, und Amerika ist reich an landschaftlichen Gegensätzen. In den toten Wäldern von Menomenee, wo der Nebel über der schwarzen Stätte öder Verwüstung liegt und die Stöcke verbrannter vielhundertjähriger Hamlockfichten umwuchert sind von üppigen Brombeerranken und wildem Farrenkraute; am Ufer der Ströme,

die durch Wiskonsin und Minnesota dem Mississippi zuströmen, von herrlich gefärbten Roteichen, Eschen und königlichem Ahorn beschattet; in den offenen Lichtungen des kanadischen Kiefern- und Birkenwaldes, wo beim abendlichen Schreie des Brunfthirsches der Jägerstern in klaren Seen sich spiegelt; in den langen grasreichen Tälern und steilen Schluchten vom Missouri, wo dunkle Zedern mit lackroten Eichen und goldgelben Eschen und Ulmen in seltsamer Farbenflut wechseln; auf der im Mittagslichte flirrenden Salbeysteppe, in deren hellem Grau alle Farben zerfließen und der durchwechselnde Hirsch versilbert steht, wie ein spukhaftes Nebelbild; ganz zu geschweigen von der Pracht „auf der anderen Seite" der Felsengebirge, wo die Riesenstämme der Rothölzer und zimmetfarbenen Sequoien aus tiefblauen, von weißen Schleierbächen durchsprühten Schluchten himmelan streben und die Silbertannen feierlich aufragen: überall ist der amerikanische Indianersommer eine Zeit herrlicher Weidmannsfreuden und wohl dazu angetan, den Hochzeitsmonat des reckenhaften Edelhirsches zu bilden!

Aber bald freilich, wenn die Stürme rauher und rauher wüten und mit der Sonnenwende der Schnee zu immer dichteren Massen sich häuft, beginnt für das Wild eine schlimme und furchtbare Zeit. Die Hirsche wissen dies; und die Rudel schließen sich deshalb nach der Brunftzeit zu starken Herden zusammen, die weithin wandern, um geeigneten Wintergrund aufzusuchen. Im allgemeinen sind dies die Sonnenseiten solcher Bergrücken, auf denen der Wind den Schnee fortgefegt hat. Aber selbst dort ist dann Schmalhans Kostmeister. Die Rinde von Bäumen und Sträuchern muß herhalten, wenn kein schmackhaftes Rankenwerk von Brombeeren und Himbeeren mehr im Schnee zu erreichen ist. Und wenn selbst die Espen versagen und die jungen Tannen vom Glatteise überzogen sind, so haust „der weiße Würger" furchtbar unter dem Wilde. In Jacksons Loch, dem hauptsächlichsten Winterstande der Wapiti, schätzt man die Zahl der jetzt dort noch ihre Zuflucht suchenden Herden auf zwanzig- bis vierzigtausend Haupt. In solchen Zeiten der schwersten Not verliert der Wapiti den letzten Rest von Scheu vor dem Menschen und zieht sich, um Futter bettelnd, an die wenigen Ansiedelungen im Gebirge heran. Ein Farmer namens Leek, unter dessen weidende Kühe zur Sommerzeit sich die Hirsche gern mischen, pflegt diesen auch im Winter freigebig von seinem Viehheu zu spenden, und dies wird seitens der hungerleidenden Wapiti mit solcher Begierde angenommen, daß kein noch so hoher Zaun vor ihrem Ansturm sicher ist. Mit jedem Rauhfutter nehmen sie in ihrer Bescheidenheit fürlieb, und es genügt schließlich eine geringe Hilfe, um sie über die schlimmsten Zeiten hinwegzubringen. Ein großer Teil der Parkhirsche verbleibt übrigens auch im Winter am Yellowstone, wo sie in der Nähe des Bison Peak zu stehen pflegen. Man kann dort gegen dreitausend Stück beisammen sehen; und die Gesamtsumme dieser nördlichen „Herde" wird auf fünfzehntausend



M. Steckel. *Slawentzitz, Ober-Schl., November 1896.*

Wapitikreuzungshirsch „Hubert“ als Zweiundzwanzigender.

geschätzt. Auch dort verbeißen sie die Schößlinge und kommen bei dieser kümmerlichen Kost im Winter sehr schwer herunter; die Wärter treffen im Frühjahre sehr viel Reste von eingegangenem Wilde, und der Kuguar findet unter den Ermattenden um diese Zeit reichere Beute, als sonst. Im Yellowstonetal bildet der Wapiti seine einzige Kost; und die Fährten beweisen, wie unaufhörlich und ausschließlich der Kuguar die Rudel umkreist. Die Natur ist dort im Lande der Mammutgeiser ebenso unerbittlich, wie groß. An den hohen Bergen erscheinen die Hirsche, wenn sie in der üblichen Gänsemarschreihe dahinziehen, so klein wie Mäuse. Für die gewaltige Hoheit dieser Landschaft, in deren Anhauche jeder Ton erschweigt, ist ja selbst der Riese unter den Hirschen nur ein winziger Wicht!

Die amerikanische Gesetzgebung wird zweifellos Sorge tragen, daß das stille Hochtal unter dem Mount Leidy unter ähnlichen Schutz gestellt wird wie die Gebiete vom Yellowstone Park, die zur Sommerszeit den stärkeren Hirschen der Jacksons-Loch-Herde zur Lieblingsstätte dienen. Hoffentlich wird aber auch die wundervolle „Große Schlucht" (Grand Canyon) in Kolorado zum Nationalparke erklärt werden, wie Kalifornien das herrliche Yosemitetal dazu bereitgestellt hat. Denn auf der westlichen Seite der großen Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Weltmeere ist es dem Wapiti nicht besser als auf der östlichen ergangen; und doch sind gerade dort die Bedingungen zur Rettung der letzten Überlebenden am allerbesten gegeben. Mindestens im Norden! Die am westlichen Abhange der Felsengebirge, namentlich aber in den sonnenbeglänzten Sierras von Kalifornien und den düstern Bergketten von Oregon, Washington und British-Columbia ehemals in unabsehbaren Herden und heute noch in guten Rudeln lebende Rasse unterscheidet sich im Geweih von der östlichen dadurch, daß sie Ansätze zu einer Kronenbildung aufweist. Niedieck schoß vor fünf Jahren im Pazifiktale von Idaho einen solchen Hirsch, dessen Geweih wir in der Deutschen Geweihausstellung sehen konnten und auch in seinem bei P. Parey in Berlin erschienenen Werke „Mit der Büchse in fünf Weltteilen" abgebildet finden. Abgesehen vom Geweih unterscheidet dieser westliche Wapiti sich vom östlichen durch leichteren Bau, höhere Läufe und besonders tiefe Farbe der dunklen Körperteile.

Auch diese westliche Rasse bevorzugte ursprünglich die offene Steppe, wo zwischen dem verwilderten Vieh und den noch wilderen Pferden unabsehbare Herden von Wapiti ästen. Die alten kalifornischen Spanier, die dem Grislybär, wie er sich auch wehren mochte, jauchzend den Lasso über den Kopf warfen und, sobald dieser sich spannte, das Pferd zum Gegenstemmen brachten, um „Alt-Ephraim" die zweite Schlinge um die Branten zu werfen, bis er hilflos gemacht war: die achteten des wehrlos erscheinenden Wapiti als Wildes kaum. Wollten sie Fleisch, so fingen sie einen Jungstier aus den

Herden, die oft noch gar keinen Brand trugen. Als aber der Strom von Goldgräbern und abenteuerndem Gesindel sich in das Land ergoß, wurde schnell unter diesen Wildbeständen aufgeräumt. Die Wapiti aber zogen sich nicht in die Berge der Sierra Nevada zurück, die ihnen so schattigen Schutz und saftige Äsung versprachen, sondern blieben zu ihrem Verderben ihrer Vorliebe für die Ebene treu und suchten Deckung in den von hohem Röhricht bestandenen Sümpfen, wohin ihnen zu Pferde kein Jäger folgen konnte. Bald wurden dort Treibjagden auf sie veranstaltet — und heute ist in ganz Kalifornien nur noch ein unter Schutz stehender Rest geblieben. „Wie Schweine in einem Gottesgarten von Rosen haben sie gehaust," schreibt T. S. van Dyke aus Anlaß des Treibens „dieser Spieler, Gauner und Bummler, die sich lieber herumtreiben, als graben mochten." Die Einschätzung dieser Wildschinder ist also, wie man sieht, in Kalifornien von vornherein sehr viel richtiger als im Osten gewesen!

Nur im Norden, wo undurchdringliche Dickichte mit einem Wirrsal gestürzter Stämme und moosbedeckter Felsblöcke dem Wapiti Schutz gewähren, wo im Rauschen dunkler Oxfordzedern und turmhoher Douglastannen Bergrücken sich an Bergrücken in unabsehbarer Folge reiht, wo die wilden Wasserfälle tiefblaue Schluchten mit glatten Wänden ausgewaschen haben, die keines Menschen Fuß betreten kann, wo Riesenfarne immergrüne Teebeersträuche und wildes Geäst das Wild jedem Blicke entziehen: dorthin hat sich der vorsichtige westliche Wapiti zurückgezogen. Und er, der sonst nur bei Tage der Äsung nachzog, hat längst dort gelernt, daß er am sichersten bleibt, wenn er vor Tagesanbruche sein schützendes Heim aufsucht und nur nach Eintritt der Dunkelheit es verläßt, um sich zu sättigen. Keine Treiber oder Hunde bringen ihn dort dem Schützen vor das Rohr. Denn wenn der Wapiti auch, einmal aufgestört, sehr heftig fortwechselt, so geht er durch dieses Gewirr von Windbrüchen, Farren und Ästen doch so gedeckt und so glatt ab, daß kaum einmal sein gelber Spiegel aufleuchtet und dem Schützen sich keine Möglichkeit zum Antragen der Kugel bietet. Wer ihn dort jagen will, muß sich schon zur Birsch, dem adeligsten Weidwerke, bequemen. Leider ist der Wapiti zur Brunftzeit und auch sonst oft seltsam verwirrt beim Anblicke eines Jägers, sobald ihm dieser erst nahegekommen ist. Und dieser Umstand bringt manches gute Geweih in den Besitz eines reichen Muttersöhnchens, das für schweres Geld sich einen erfahrenen Führer gemietet hat. Aber alles in allem ist die Jagd in den rauhen Bergen von Idaho, Washington und British-Columbia ein männliches Tun. Und da das Gesetz nur einen beschränkten Abschuß gestattet, so ist dem amerikanischen Volke dort ein Jungbrunnen geistiger und sittlicher Stärkung gegeben, in dem es sich Genesung trinken kann von aller Entartung und Weiberwirtschaft, von aller Verzärtelung und Überzivilisation. Daß eine weite Spanne Welt diese Wald-



M. Steckel. *Slawentzitz, Ober-Schl., September 1902.*

Wapitikreuzungshirsch „Hubert“.

einsamkeit trennt vom New-Yorker Broadway und selbst von Nob-Hill, dem Palastviertel der Bonanza-Könige von San Franzisko, mag einem Bekenner heldischer Lebensanschauung ebenso als weise Fügung einer gütigen Vorsehung erscheinen, wie die ausgesprochene Abneigung der rauhen Jäger dieser nördlichen Berge gegen alle „Tenderfeet of the East", alle Leisetreter, die nach Roosevelts köstlichem Ausspruche „in dem lieblichen Glauben aufgewachsen sind, daß alles, was nichts mit dem ‚Geschäft' zu tun hat, Zeitverschwendung und unmoralisch sei."

Eben darum mutet der Gedanke so seltsam an, daß die Nachkommen jener stolzen Hirsche, die einst in freischweifenden Rudeln das weite Land vom Hudson bis zur Vancouverinsel belebten, als halbzahmes Vieh gehalten werden sollen und daß ihr Wildpret in den Fleischerläden neben Roastbeef und Kalbskeule feilgeboten werden soll! Allen Ernstes wird jetzt in Amerika der Gedanke erwogen, den Wapiti zu diesem Zwecke in den östlichen Staaten auf solchem Gelände zu halten, das anderweitig nicht gut verwertbar erscheint. Wo die Pilgerväter einst am Plymouth Rock den Wapiti fanden, soll dieser nun wieder auf eingezäunten ewigen Weiden gehalten werden, um schmackhaftes Wildpret für den Fleischmarkt zu liefern. Professor William T. Hornady rechnet aus, daß eine sehr lebensfähige Wapiti-Zucht in Neu-England ins Leben gerufen werden kann, die bei einem Preise von fünfzig Cents im Einzelhandel für das Pfund Wildpret lebhaft blühen würde. Wie in allen Dingen gehen die Amerikaner auch hier auf das Massige hinaus. Hornady weist darauf hin, daß augenblicklich Wapitiwildpret deswegen in den großen Städten unter seinem wirklichen Werte steht, weil es nicht in so genügender gleichmäßiger Menge angeboten werden kann, daß die großen Küchen sich darauf einrichten könnten. Die Kosten der Einrichtung einer Wapitifarm schätzt er verhältnismäßig gering, da junge Hirsche zum ungefähren Preise von hundert Dollars schon jetzt zur Genüge beschafft werden können. Wegen der Wildheit, welche die alten Hirsche zur Brunftzeit zeigen, müßten diese natürlich in besonders stark geschützten Einfriedigungen gehalten werden. Unter dieser Voraussetzung hofft Hornady, daß man das Wildpret vom Wapiti billiger als Ochsenfleisch werde liefern können, und daß sich ein gutes Geschäft daraus ergeben werde. In allen Einzelheiten hat er diesen Plan dargelegt; insbesondere glaubt er, daß zwei Männer und ein Gespann zur Bewirtschaftung einer solchen Wapitifarm hinreichen werden.

Echt amerikanisch! Aber echt amerikanisch ist doch auch der Gedanke, daß nach dem in dem Yellowstone Parke gegebenen Beispiele der Wapiti nicht nur in den Adirondacks, sondern auch in anderen Forsten wieder eingeführt werden solle. W. C. Whitney hat in den Forsten vom nördlichen New York hiermit bereits den Anfang gemacht. Von seinen Hirschen am Oktoberberge bei Lenox in Massachusets sind im Jahre 1901 zwanzig Stück,



M. Steckel. *Slawentzitz, Ober-Schl., September 1905.*

Wapitikreuzungshirsch „Hubert“ als Vierzehnender.

im folgenden Jahre vierzig Stück und im nächstfolgenden Jahre 1903 achtundsechzig Stück nach den Adirondacks übergeführt. Dieser Wechsel von halber Gefangenschaft zum Leben in freier Wildbahn hat sich sehr gut vollzogen, und das Wild gedeiht vorzüglich ohne weitere Pflege als den Schutz vor Jägern, den glücklicherweise die allgemeine Volksanschauung ihm bietet. Bei seiner starken Fruchtbarkeit wird der Wapiti sich in den Adirondacks sicherlich bald wieder stark vermehren. Außer dem erwähnten Parke von Lenox beherbergen noch mehrere andere Gehege gute Rudel von Wapitis, so namentlich der von Austin Corbin in New Hampshire. Der kalifornische Viehkönig Henry Miller hat den letzten Resten der Herden, die einst das San Joaquintal und das Sacramentotal belebten, einen gegen Jäger und Hunde geschützten Stand in seinem Walde am Mount Madonna angewiesen. Ein acht Fuß hoher starker Zaun umgibt diesen ganzen Park, doch sind Öffnungen und Einsprünge in diesem Zaune gelassen, und die Hirsche haben bald gemerkt, daß sie innerhalb dieses Schutzes sicher vor aller Nachstellung sind. Da der Wapiti in seinen Nahrungsansprüchen bescheidener ist als Rindvieh, so

findet er immer noch sein Fortkommen auf dürftigstem Boden, und er verträgt auch einen verhältnismäßig dichten Stand.

In Denver hatte ein Herr Henry W. Wilson vor sechzehn Jahren zwei Gespanne Wapiti gezähmt, und zwar eins von geweihten Hirschen und eins von Tieren. Sie wurden später an den Zirkus von Barnum und Bailey für den Preis von sechzehnhundert Dollars verkauft und waren nicht nur ihrem Herrn sehr ergeben, sondern geradezu eifersüchtig auf jedes andere Tier, gleichwohl ob Pferd oder Hund, dem er Aufmerksamkeiten erwies. Die Deichsel, an der sie angespannt wurden, war fünfzehn Fuß lang, dennoch schlugen die Hirsche zuweilen, wenn sie stark ausgriffen, an die Bracke. Derartige Sonderbarkeiten beweisen jedenfalls, wie lieb das amerikanische Volk seinen stolzen Edelhirsch hat; und wir haben kein Recht, über das Verschrobene solcher Spielerei zu lachen, wenn wir uns erinnern, daß auch in Deutschland an den Fürstenhöfen zur Zeit der Perücken und Zöpfe Hirsche vor vergoldete Wagen gespannt wurden, auf denen Göttin Diana thronte und gepuderte Nymphen in Reifrock und Schönheitspflästerchen von Serenissimo höchstselbst durch das in Entzücken erschauernde Residenzstädtchen kutschiert wurden.

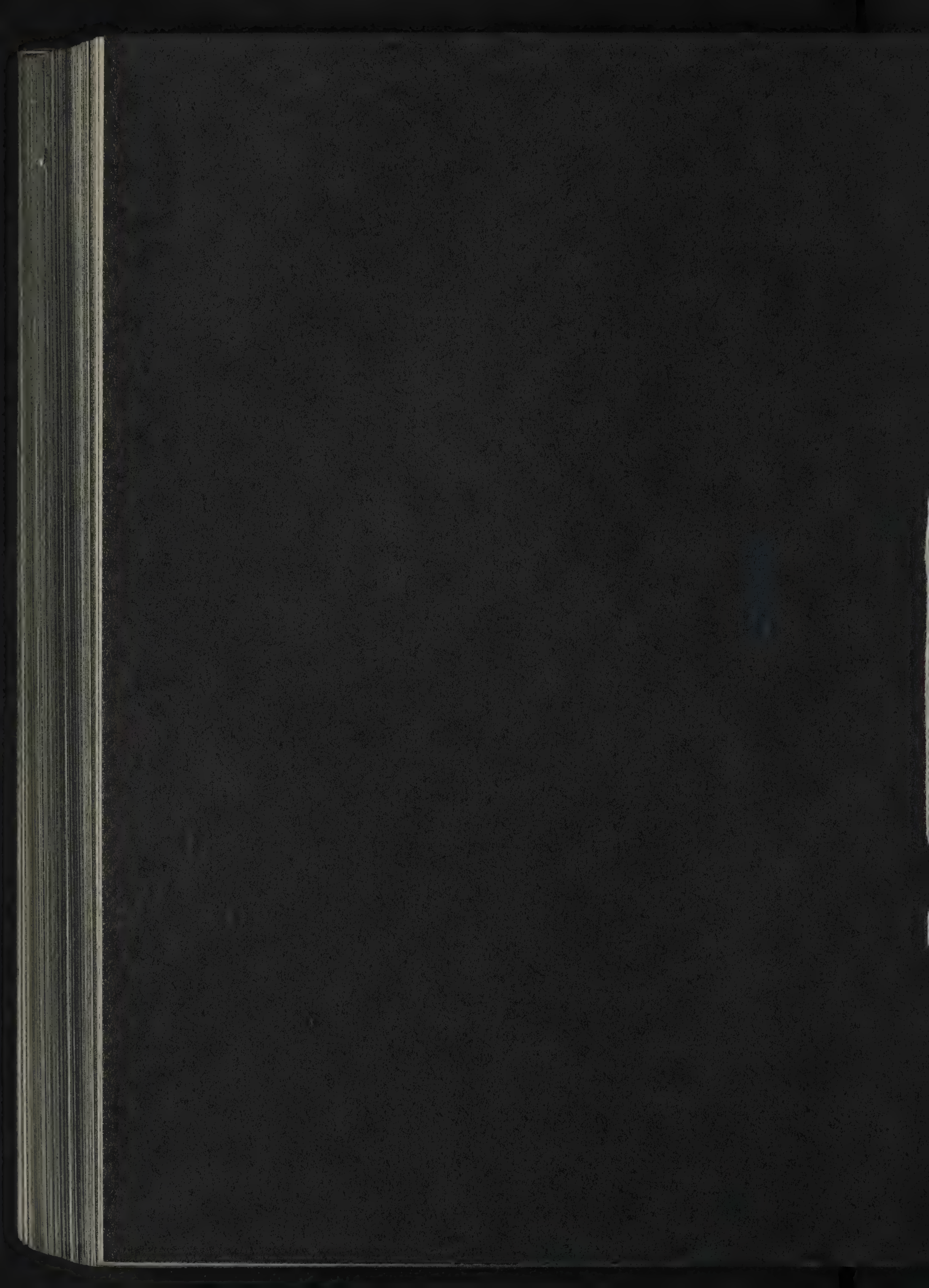
Asiatische Edelhirsche.

Der Wapiti ist, wie schon erwähnt, in verhältnismäßig später Zeit nach Amerika eingewandert. Es erscheint deshalb nicht ungerechtfertigt, wenn vielfach auch seine nächsten asiatischen Verwandten, der gewaltige Hirsch vom Altai und der ihm nahestehende Hirsch der Mandschurei als Wapiti bezeichnet werden. Immerhin ist dies, da das Wort „Wapiti" der Indianersprache entstammt, ein ebenso großer Widerspruch, als wenn die Wissenschaft mit dem lateinischen Namen von einem „Cervus canadensis asiaticus", d. h. einem asiatischen Kanadier spricht. Noch heilloser ist die Verwirrung, die in der Bestimmung der Edelhirsche Asiens durch das Wort „Maral" angerichtet ist. Anfänglich, als die echten Riesen dieser Arten nach Europa kamen, nannte man sie alle durch die Bank Maral. Und das war eigentlich das richtigste. Dann aber wurde der persische Hirsch als der „eigentliche" Maral bezeichnet und Lydekker betonte ausdrücklich, daß das Wort der persischen Sprache entstamme. Das war leider das allerfalscheste. Um die Verwirrung voll zu machen, gab dann Dr. Nehring einer ausgestorbenen Form, deren Geweih er im rheinischen Löß fand, die Bezeichnung Cervus Maral fossilis! Er hat sich dazu anscheinend und nach der Ansicht anderer Forscher durch den etwas flachen Querschnitt der Stange verleiten lassen. Diesen zeigt der rheinische Hirsch aber noch heutigen Tages oft. Die Be-



M. Steckel. Slawentzitz, Ober-Schl., September 1902.

Wapitikreuzungshirsch mit deutschen Rottieren.





A. Schrammen. *Königl. Saupark zu Springe, April 1908.*

Altaihirsche, äsend.

zeichnung „Maral fossilis" ging aber nicht nur über die Naturgeschichte, sondern auch über die Geographie und die Philologie dazu! Der Irrtum der beiden hochverdienten Forscher liefert einen um so treffenderen Beleg für die Notwendigkeit sorgfältiger vergleichender Sprachforschung auch in Fragen der Tierkunde. Das Wort „Maral" wird allerdings auch im Persischen gebraucht, es bezeichnet darin aber zunächst die Hindin, das Tier, und dient dann gemeinhin als Bezeichnung für Edelwild überhaupt. Der geweihte Hirsch heißt im Persischen „Marali nar". Trotzdem würde die Übersetzung Hirsch nicht falsch sein. Aber das Wort Maral ist nicht ursprünglich persisch und darf jedenfalls nicht im Gegensatze zu Hirschen der mongolischen Hochländer und der ost-türkischen Gebiete gebraucht werden. Steinges, Johnson und Richardson haben sich durch den täglichen Gebrauch, den das Wort im Persischen findet, dazu verleiten lassen, es als persisch zu bezeichnen; aber Dr. Zenker bezeichnet es bestimmt als ost-türkischen Ursprunges. Paret de Courteille gibt in seinem ost-türkischen Wörterbuche an, daß bei den heutigen Ost-Türken der Hirsch Bug'a heißt,

die Hindin aber „Maral". Ein Ort, eine Tagereise von Kaschym, heißt Maralboschi, d. i. Hirschkopf. Im Mongolischen heißt die Stamm-Mutter Dschinghis-Chans, die goldene Hirschkuh „Maral". Die Kalmücken, die zur Begleitung der von Dr. Bumiller aus dem Altai eingeführten Hirsche nach Kremmin in Mecklenburg gekommen waren, riefen ihre Hirsche und Tiere „Maral". Da diese Biederen so schwerer Kunst, wie Lesens und Schreibens, nie sich unterfingen, so sind sie gewiß einwandfreie Zeugen. Die Frage könnte höchstens sein, ob das Wort, aus dem Türkisch-Mongolischen vor der Trennung stammend, als Lehnwort ins Persische geraten sei oder umgekehrt. Da bestätigt aber doch der Blick auf das Verbreitungsgebiet der „Maral" genannten Hirscharten die Ansicht von Dr. Zenker und Courteille, denn der „Maral" fehlt fast ganz in Iran und steht hauptsächlich, soweit das heutige Persien in Betracht kommt, im Gilan jenseit der Scheidemauer des Elburs. Er gehört dem eigentlichen Persien also gar nicht an, sondern vielmehr dem kaspischen Gebiete und dann Kleinasien. Wie unermeßlich weit ist dagegen die Heimat der „Maral" genannten Hirsche im mongolisch-türkischen Sprachgebiete! Wissenschaftlich ist jedenfalls mit der Bezeichnung für eine bestimmte Form des Edelhirsches nichts anzufangen. Also fort damit! Wozu in aller Welt auch diese unerträgliche Fremdwörtersucht! Warum nicht einfach den Altaihirsch als solchen bei seinem rechten Namen nennen? Im Körper unterscheidet er sich von seinen amerikanischen Vettern durch verhältnismäßig länger und tiefer gestellten Bau. Dagegen trägt er ein mindestens gleich hohes Geweih. Seine Farbe, die noch mehr als die des Wapiti ein trübes Gelbgrau ohne das geringste Rot bildet, entspricht dem eintönigen Grasgelb der mongolischen Hochsteppe; und aus dieser hat er sich wohl auch nur unter dem Zwange starker Verfolgung durch das zahlreiche dortige Raubwild in die Wälder des Altaigebirges und der Thian-Shan-Berge zurückgezogen. Wie der Wapiti in dem Kuguar, hat er seine Hauptfeinde in dem mandschurischen Tiger, im Luchse und dem Alpenwolfe. In kleinen Rudeln umzingelt der Alpenwolf den Hirsch und treibt ihn so im Bogen Felsabhängen zu, wo er entweder abstürzen oder sich stellen muß. Diese Bergwölfe sind der Schrecken der Tungusen oder Kalmücken, denen sie jedes angeschossene Wild als Beute streitig machen. Dem eingeborenen Jäger bleibt deshalb, falls er ein größeres Rudel dieser Wölfe trifft, nichts weiter übrig als sich zurückzuziehen oder den nächsten besten Baum anzunehmen. Die Bergwölfe sind so hartnäckig, daß selbst, wenn an einem gerissenen Hirsche drei oder vier von ihnen weggeschossen werden, der fünfte und letzte noch fletschend an seiner Beute bleibt und den Jäger annimmt, der ihn vertreiben will. Selbst die Tungusenhunde, in deren Adern häufig Wolfsblut rollt, nehmen deshalb die Spur dieser gefährlichen Art nicht an, sondern



A. Schrammen. *Königl. Saupark zu Springe, April 1908.*

Altaihirsche und Tiere.

kehren ebenso wie nach einer erkannten Tigerspur mit gesträubtem Rücken-haar und eingezogener Rute furchtsam zu ihrem Herrn zurück.

In dem schön geschwungenen Geweih des Altaihirsches ist ebenso wie beim Wapiti regelmäßig der vierte Sproß länger als alle übrigen, doch stehen die Augen- und Eissprossen meistens dichter wie bei dem Amerikaner zusammen. Die Eingeborenen rufen den Hirsch mittels eines langen Holzinstrumentes, das den Ton des Schreies sehr gut trifft. Die Geweihe erreichen eine sehr hohe Endenzahl. So schoß Major von Wißmann am Altai 1897 einen starken Zwanzigender. Doch kommen nach seinen durch Karl Brandt in „Wild und Hund" veröffentlichten Mitteilungen noch viel stärkere und endenreichere vor, namentlich am Balkasch-See und am Ili-Flusse in Thian-Schan.

Der Hirsch der Mandschurei, wissenschaftlich mit seinem lateinischen Namen nach Luehdorf genannt, nähert sich in der Erscheinung bereits mehr dem europäischen Rothirsche. Sein Haar ist im Winter braungrau, im Sommer hellbraun, die starke Mähne ist gleich der des Wapiti dunkel nuß-braun, stellenweise fast schwarz und verschwindet im Sommer fast vollständig. Der Wedel ist auffallend kurz, der Spiegel sehr breit und scharf abgezeichnet durch den ihn umgebenden dunklen Ring. Beim Hirsch ist er fuchsig, bei den Tieren strohgelb. Besonders auffallend ist der ungewöhnlich lange Kopf mit der etwas gekrümmten Nase. Die Kälber sind gefleckt und werden anfangs Juni gesetzt. Die Brunft findet Ende Oktober statt. Der Schrei des Hirsches ist weniger „pfeifend" oder richtiger gesagt quiekend als der des Wapiti, aber doch noch weit entfernt von der tiefen Grundgewalt des Basses euro-päischer Hirsche und selbst von dem des unseren Europäern sich nähernden Kaukasushirsches. Er klingt selbst bei alten Hirschen etwas klagend, lang-gezogen und erinnert mit seinem hohen Obertone an das Brüllen junger Rinder.

Leider werden alle diese stolzen Arten in unerhörter Weise ausgerottet. Die russische Regierung hat zwar ein Jagdgesetz erlassen, aber dies stellt das genaue Gegenteil eines Wildschongesetzes dar; denn es nützt nur dem Handel. Dies wird schon durch die Tatsache bewiesen, daß Hirsche im Baste schon vom 1. Juni ab geschossen werden dürfen. Oberleutnant Oskar Kauffmann-Mar-burg, zurzeit wohl der in Asien erfolgreichste deutsche Jäger, weist aber darauf hin*), daß auch dieses Gesetz im russischen Reich nicht befolgt wird. „Das einzige Tier," schreibt er, „das in Sibirien Schutz genießt, ist die Wildtaube, die dem Altrussen als Verkörperung des Heiligen Geistes er-scheint, was für das Christentum eine Entartung zeigt, wie man sie bei den Hindus in der Verehrung von Affen und Pfauen wieder-

*) in einer Zuschrift an den Verfasser.



A. Schrammen. *Königl. Saupark zu Springe, April 1908.*

Zwei Altaihirsche und ein Tier.

findet." Aus Kauffmanns Mitteilungen geht hervor, daß seit der russischen Revolution die Wildschinderei in Russisch-Asien immer schlimmer geworden ist. „So zeigen uns die russischen Berufsjäger, welche Verwüstung moderne Waffen in der Hand unkultivierter Schießer in einem für den Weidmann wie für den Zoologen geradezu trostlosem Bilde anrichten können. Noch vor Jahrzehnten durchzogen große Mengen Wildes die Urwälder und Flußgebiete der sibirischen Ströme; und wie wenig Wild ist heutzutage noch davon übriggeblieben? — In dem großen, weiten Gebiete vom Japanischen Meere bis zum Ural geht der Wildstand seinem Untergange entgegen, bevor überhaupt die Tierwelt dieser hochwichtigen Länder auch nur annähernd bekannt ist. Und was einmal dadurch dem Nationalvermögen und für die Wissenschaft verloren geht, ist überhaupt nicht wieder gut zu machen! Bei der Gesetzlosigkeit, die im Russischen Reiche nun schon seit Jahren herrscht, ist vorläufig noch gar kein Ende dieses Vernichtungswerkes abzusehen. Noch im Jahre 1905 ist im Berliner Zoologischen Garten eine ganz neue Hirschart eingeliefert worden, von deren Dasein im Amurgebiete des Tianschan man bisher keine Ahnung hatte, und viele neue Formen bekannter Arten kommen noch jährlich als bisher unbekannt in die Museen der Kultur-

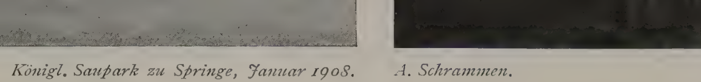
völker. Den Grund zur Vernichtung gibt auch in Sibirien der Handel, und zwar hauptsächlich der mit Pelzen und Bastgeweihen der verschiedenen Hirscharten und Rehe, die bekanntlich nach China gehen und dort in der Heilkunde als Erektionsmittel, wie auch die Beutel der Moschustiere, viel verwendet werden. Die Chinesen bezahlen für das Pfund solcher abgekochten Bastgeweihe bis zu hundert Rubel und darüber. Grund genug, daß dieser Handelsartikel eine gewerbsmäßige Jägerei in Sibirien großgezogen hat, die erst durch nicht mehr lohnende Ausbeute nach Vernichtung des Wildes abnehmen wird. — Die Jägerbanden setzen sich zum großen Teil aus Sträflingen zusammen, die mit modernen Verdangewehren bewaffnet sind. Selbst Jagdvereine, wie der von Wladiwostock, sind nur Handelsgesellschaften. Die Mitglieder dieses Vereins schießen die Hirsche nur im Bast, um die Bastgeweihe dann zu verkaufen. Im Altai züchtet man den asiatischen Edelhirsch in geschlossenen Parken, aber auch nur zu Handelszwecken. Man muß es vom weidmännischen Standpunkte aus und auch für die kulturelle Entwicklung geradezu als einen Segen preisen, daß das wildreiche Korea japanisch geworden ist. Die Japaner haben noch vor Jahrzehnten ihren Wildstand zugrunde gerichtet, ähnlich wie die Amerikaner früher ihre Bisons und Wapiti vernichtet haben. Jetzt sind in Japan wie auch in Amerika, wenn auch leider etwas zu spät, gute Wildschutzmaßregeln getroffen, die auch hoffentlich die Tierwelt Koreas, welche eine ganz eigenartige und hochinteressante ist, vor der Vernichtung retten werden. Die Japaner sehen mit der Zeit auch ein, daß die Tier- und Pflanzenwelt ihrer Heimat zu den Naturdenkmälern gehört, die pietätvoll ihren Nachkommen zum Nutzen geschützt werden müssen. Und ich wünschte, daß diese Anschauungen tatsächlich zu einem geistigen Gemeingute des gesamten japanischen Volkes würden."

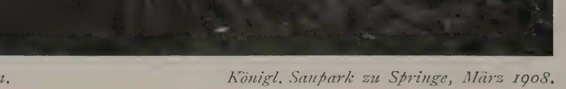
Über den Geschäftsbetrieb in den Altai-Parken hat Dr. Bumiller, der im Jahre 1897 an Major Wißmanns Forschungsreise nach dem Altai teilnahm, Karl Brand sehr bemerkenswerte Mitteilungen gemacht. Danach werden in den bis zu hunderttausend Morgen großen Umzäunungen die Hirsche ihrer Bastgeweihe wegen, sobald sie verecht haben, von Treibern in eine Fangvorrichtung getrieben. Hier wird ihnen dann das weiche Geweih unmittelbar über den Rosen abgeschnitten, der in solcher Schinderei seines Kopfschmuckes beraubte Hirsch aber wird wieder frei gelassen. In freier Wildbahn wird von den durch Kauffmann gekennzeichneten Jägern natürlich jeder Hirsch, dessen sie in der Kolbenzeit ansichtig werden, geschossen. Sowohl Kauffmann als Dr. Bumiller heben deshalb mit Recht hervor, daß der entsetzlichen Jagdschinderei nur dadurch ein Ende gemacht werden könnte, daß die russische Regierung die Ausfuhr von Bastgeweihen bei hoher Strafe verböte. In diesem Falle würde der Altai-Hirsch, der heute für jeden Kalmücken einen Mindestwert von tausend Rubeln darstellt, mit einem Schlage außerordentlich



A. Schrammen. *Königl. Saupark zu Springe, Januar 1908.*

Starker Altaihirsch.





A. Schrammen. *Königl. Saupark zu Springe, März 1908.*

Altaitier.

im Preise sinken und damit würde eine Aussicht auf seine Erhaltung gegeben sein.

Zur Jagd auf den Altai-Hirsch bedienen sich die Russen und ihre kalmückischen Führer und Treiber gemeiniglich der Eingeborenen-Hunde, die Wolfsblut in den Adern haben, und in ihrer ganzen äußeren Erscheinung bis auf die Größe sehr stark den Wölfen gleichen. Sie sind wohl kürzer und gedrungener in Bau und Fang, in der Farbe aber und namentlich in der Straffheit und Dichtigkeit des Haares sowie der hängend getragenen Rute den Wölfen sehr ähnlich. Es gibt unter ihnen solche, die schon durch den Hals, den sie hinter dem Wilde geben, dem Jäger jede Art verraten. Eine kleine Meute von drei oder vier Stück dieser Hunde bringt jeden guten Hirsch zu Stande, indem sie ihn nach Art der Bergwölfe umzingeln und zum Einspringen in Unterstände zwingen, wo er bei guter Rückendeckung seiner Verfolger sich erwehren zu können glaubt, oder ihn gegen Felsabhänge hin treiben.

Während in der Mandschurei und dem Amurlande, also in den weiten Wäldern östlich der großen Mongolischen Steppe, der geschilderte Verwandte des Wapiti- und Altaihirsches lebt, findet sich in anderen Teilen der Mandschurei und wahrscheinlich noch in einigen anderen Gebieten Ostasiens ein Hirsch, über dessen Verbreitungsgebiet und Lebensweise wir noch recht wenig wissen. Er wird wissenschaftlich als Cervus Xanthopygus bezeichnet und gewöhnlich Bedfords-Hirsch genannt nach einem aus der Gegend von Peking stammenden jungen Hirsche, der 1896 in den Park von Woburn Abbey, der herrlichen Besitzung des Herzog von Bedford in England, kam. Dieser Hirsch hat die Größe unseres deutschen Rothirsches. Seine Farbe ist ein helles Fuchsrot, der Wedel auffallend kurz, das Geweih hat mit anderen bekannt gewordenen Geweihen der gleichen Art gemeinsam die gute Rundung der Stange, eine verhältnismäßig starke Größe der Augensprossen, dagegen sehr kurze Eissprossen, die überdies weitab von den Augensprossen stehen. Kein Weiß im Winkel des Geäses. Das Winterhaar ist blaugrau mit braunen Schatten, am Nacken dunkler, der Spiegel einschließlich des Wedels zur Winterszeit schmutzig gelbgrau. Der Hirsch setzte im Bedfordparke im nächsten Jahre zehn Enden auf und ging dann ein. Sein Kopf hängt ausgestopft im British Museum. Im Parke von Woburn Abbey äste er lediglich Laub, während die dortigen Rothirsche und Wapiti eifrig Gras äsen, das ihnen in mannigfachen Arten geboten ist. Es sind inzwischen neue Hirsche dieser Art nach Woburn Abbey gekommen, und auch im Berliner Zoologischen Garten steht ein Hirsch nebst zwei Tieren.

Kauffmann hat mit Recht darauf hingewiesen, daß gerade die Hirsche der asiatischen Hochländer noch viel zu wenig erforscht sind. Ganz abgesehen von den ausgestorbenen Arten, über die noch viel zoologische Museums-

arbeit zu leisten sein wird, bevor wir den ganzen gewaltigen Stoff klar übersehen, ist auch über die lebenden Arten noch keineswegs das letzte Wort gesprochen. Dies gilt selbst für die hier uns beschäftigende Gruppe der Edelhirsche. Im Zoologischen Garten zu Moskau war bis vor einigen Jahren ein starker Hirsch von der Bokhara-Rasse, ein Geschenk des Gouverneurs von Russisch-Turkestan. Dieser Hirsch erinnerte in seiner Gesamterscheinung an den Shou-Hirsch (Cervus affinis), war aber in Körper und Geweih geringer als dieser nördlich von Bhutan lebende Recke, dessen Geweih nach Rowland Wards Aufzeichnungen die Länge von 1,38 Meter, bei einem Stangenumfange von 23 Zentimeter, erreicht. Auch über den Shou-Hirsch wissen wir verhältnismäßig ebensowenig, wie über seine geheimnisvolle tibetanische Heimat. Von seinem Geweih hat Rowland Ward uns sichere Maße gegeben, deren höchstes eine Stangenlänge von 1,38 Meter aufweist, während die Auslage eines anderen nahezu ebenso langen aber breiteren 1,17 Meter beträgt.

Noch höher hinauf, in eine Meereshöhe von 4480 Meter, etwa zweihundert englische Meilen weit von Lhassa entfernt, schoß Dr. Thorold zwei Geweihte der nach ihm benannten Art. Dieser Hirsch, wegen seines weißen Geäses wissenschaftlich „Cervus albirostris“ genannt, stellt eine in jeder Beziehung eigenartige Form des asiatischen Hochgebirgshirsches dar. Das Geweih ist etwas abgeflacht, hat niemals Eissprossen und nur kurze und etwas nach vorn eingebogene Augensprossen. Der dritte Sproß, der an der Stelle steht, wo bei den mit Eissprossen versehenen Geweihen, z. B. dem des Wapiti, der vierte hingehört, ist (gleich dem vierten des Wapiti) länger als alle anderen. Der Spiegel einschließlich des Wedels ist gelblichgrau, von scharfen schwarzen Rändern abgesetzt, was auch an den Wapiti erinnert. Doch fehlt dem Spiegel jedes Weiß. Auch ist die ganze Gestalt dieses Hirsches schlanker und leichter gebaut, als die des massiven Wapiti. Und die Farbe ist, mindestens im Winter, viel dunkelgrauer, als die des Wapiti. Das Haar ist sehr rauh, fast an das Moschustier erinnernd, was wohl dem Einflusse des rauhen Höhenklimas zuzuschreiben ist. Es hat noch niemand diesen Hirsch in der Lichtkammer erfaßt, auch Sven Hedin nicht, der eben jetzt wieder aus Tibet Kunde von seinen neuesten Forschungen gegeben hat, bei denen Thorolds Hirsch ihm wohl zuweilen guten Anblick geboten haben mag. Es kommen von diesem Hirsche auch nur sehr selten reife Geweihe durch den Handel zur Kenntnis der wissenschaftlichen Welt und der Jäger. Denn die Tibetaner betrachten es als eine sündhafte Verschwendung und Vergeudung, dies Geweih, das im unreifen Zustande von den Großen des Reiches der Mitte mit Gold aufgewogen wird, reif, hart und damit für sie wertlos werden zu lassen. Tibet ist das Land der Wunder, und es hat

der Geheimnisse viele. Aber das geheimnisvollste Wunder ist ein reifes Hirschgeweih aus Tibet.

Besser steht es immerhin um unsere Kenntnisse vom Hangul, wenn auch bei näherer Prüfung der Mitteilungen über diesen Hirsch gleichfalls die betrübende Tatsache festgestellt werden muß, daß die englisch-indischen Tierforscher an den Randgebieten des Himalaja noch recht viel Arbeit für den Fleiß anderer Völker übriggelassen haben! Das Beste haben auch da die englischen Herren-Jäger geleistet. Der Hangul ist seiner ganzen Erscheinung nach mit keinem anderen Hirsche zu verwechseln. Seine Farbe ist im Winter aschbraun, lederfarben, an den Weichteilen schmutzigweißgrau. Der Wedel ist kurz, der weiße Spiegel nur schmal. Am eigenartigsten aber ist das Geweih! Es zeigt in der Regel zehn Enden. Der Augensproß setzt erst eine Handbreit über der Rose von der Stange ab und ist gewöhnlich kürzer wie der unmittelbar an ihm ansetzende Eissproß. Der letzte Sproß ist der weitaus längste von allen und in der Regel so stark nach innen gebogen, daß er an die andere Stange sehr nahe heranreicht.

Der Hangul bewohnt zwei verhältnismäßig weit voneinander liegende Gegenden: das russische Ost-Turkestan, insbesondere aber das herrliche zwischen den gewaltigen Schneegipfeln des Himalaja eingebettete Hochtal von Kaschmir. Hier im Quellgebiete des Dschelam, wo im kristallklaren Wasser zahlreicher Seen herrliche Deodara-Zedern, blütenschwere üppige Alpenrosen (Rhododendron) und edelste Wacholder sich spiegeln, und um das von wilden Sturzbächen umwirbelte Gestein der Efeu sich in armstarken Ranken schlingt, zwischen steil aufragendem Basalt- und Trapp-Gestein, das von der Wut vulkanischer Ausbrüche erzählt, und blumenbedeckten Matten, deren süßen Duft laue Winde zu den unnahbaren Bergriesen hinantragen: hier ist seine Heimat. Hier lauscht das Kälbchen, das vor seinem vierten Lebensjahre nicht das Jugendkleid ablegt, an der Seite der Mutter dem süßen Gesange des Bülbülvogels, den man die Nachtigall Kaschmirs nennt. Hier lernt es den braunen und schwarzen Bären fürchten und vor den Krallen des Panthers sich wahren. Hier lernt es vom Steinbocke und den Wildziegen, in die Felsen zu klettern und inmitten einer Welt von Feinden seine Sinne zu schärfen und den tausend Gefahren zu entgehen, die es inmitten dieses Tales von paradiesischer Schönheit umgeben. Im Sommer steigt der Hangul bis zu Höhen von 4000 Metern hinauf, wo ihm die Herden von wandernden Stämmen begegnen. Im Winter zieht er hinab bis zu dem See Wolar, wo er in einer Meereshöhe von 1600 Metern reichlich Laubhölzer und die Stauden von Mais und Hirse findet, die ihm die Sichel der Eingeborenen übriggelassen hat. Die rauhe Auslese läßt in diesem Lande, das trotz der verschwenderischen Fülle, mit der die Natur es bedacht hat, für die Menschen die sprichwörtliche Heimat des Hunger-Typhus und der Cholera geworden ist, auch unter den



M. Steckel. *Slawentzitz, Ober-Schl., September 1903.*

Kaukasushirsch (reinrassig) in der Brunft: Mit dem Geweih den Rasen schlagend.

Hirschen keine schwächlichen Gestalten aufkommen. Und die Jagd auf diesen Hirsch ist deshalb ein Weidwerk für harte Männer! Die Brunftzeit fällt in die letzte Hälfte des Oktober, und die Hirsche wagen nur in den späten Abend- und Nachtstunden zu schreien. Der Schrei ist ein rauhes Quieken, doch langgedehnter als das des Wapiti.

Der turkestanische Hangul, der sich äußerlich nur wenig von dem des Kaschmirtales unterscheidet, lebt hauptsächlich in den dichten Wäldern von Yarkand, sowie am Oberlaufe des Syr Darja, an den Abhängen des Pamir, der menschenleeren Einöde, die man das „Dach der Welt" nennt und um die doch so wilder Streit zwischen Russen und Engländern entbrannt ist. Nur die Handelskarawanen durcheilen auf flüchtigen Kamelen oder kleinen Bergpferden diese ungastliche Hochsteppe, in der oft furchtbare Staub- und Schnee-Stürme alles Leben ersticken. An den Randgebieten aber, wo das mehr als 4000 Meter hohe Massiv abends in satten Tinten den Widerschein der bereits untergegangenen Sonne zurückstrahlt, liegen herrliche Waldungen, die dem Hirsche zur guten Heimat dienen. Und hier in der klaren Luft, bei saftiger Äsung und herrlichem Wasser findet der turkestanische Hangul ebenso die Bedingungen seines Daseins, wie sein naher Verwandter in dem herrlichen Hochtale von Kaschmir.

Folgen wir im Geiste dem Verlauf dieser asiatischen Hochgebirgsketten, so haben wir mit dem Pamir die Verbindung zwischen dem Himalayasystem und dem Hindukusch und damit der Hochebene von Iran und zugleich mit dem nördlicher gelegenen Kaukasus erreicht: der Heimat des edelsten der asiatischen Hirsche!

Wer ihn finden will, muß freilich verzichten auf die Wunder und die von tausend Dichtern besungene Rosenblüte von Isfahan, auf den träumerischen Zauber zerbröckelnder Paläste mit Toren aus ziseliertem Silber, die umschattet sind von vielhundertjährigen Platanen und umgeben von bunten Feldern blühenden Mohnes, über die der ewige Gesang der Vögel und das ewige Lied der Muezzin dahintönt. Er wird den Ritt nicht scheuen dürfen über endlos unwegsame Pfade der Hochsteppe, die von der Dürre geborsten sind und die Pferdchen zum Stolpern bringen, nicht die Nachtlager in schmutzigen Lehmnischen, deren lebendige Wände ihm erklären, warum man den getrockneten Blütenstaub des Pyrethrum-Strauches gerade „persisches" Insektenpulver nennt. Über Ebenen hin, die doppelt so hoch liegen, wie die Spitze des Watzmann, und doch im Hochsommer so staubig dampfen wie die glühende Pußta von Kesckemét, muß er nordwärts seinen Weg nehmen, um die südlichsten Ausläufer des Gebietes zu erreichen, das den kaspischen Hirsch beherbergt.

Wer in Persien den Edelhirsch jagen will, der im nördlichen Teile des Landes als einziger Hirsch lebt, wird ihn, wie gesagt, in Gegenden aufsuchen

müssen, die seiner Art entsprechen: im Gilan an der Südküste des Kaspischen Meeres, in den Wäldern unter der Felsenmauer des Elburs und dem spitzen Kegel des Demawend oder am Kara-Dagh, dem transkaukasischen Grenzwalle zwischen dem Reiche des Königs der Könige und dem des weißen Zaren. Auch in diesen nördlichen Gebirgslandschaften verschwindet der süße Märchenzauber der Blumen. Die unabsehbaren Tulpenbeete der Steppe weichen im Küstengebirge des Gilan dem Schatten kühler Buchenwälder, die in seltsamem Gegensatze stehen zu der Glut der im rosigen Scheine über ihnen liegenden Hochebene und zu dem Elburs, der starren Scheidemauer zwischen dem Gilan und Iran. Unter seinem im Abend- und Morgenrot in tiefem Purpur glühenden Schneelager, wo ungeachtet der hohen Winterkälte in den tieferen Lagen Pfirsiche, Maulbeeren, Granaten, Oliven, Mandeln, Quitten, Pistazien und zahlreiche Früchte der Citrus-Arten reifen, von der süßen Apfelsine bis zur herben Zitrone, von der kleinen grünen Mandarine bis zur riesenhaften Pampelmuse, wo herrlich duftende Melonen und wildwachsende Spargel gedeihen und die Weinrebe um den rotblühenden Judasbaum und die Stämme von dunklen Zypressen ihre weitverästeten Reben schlingt: da steht in tiefer Waldung über Lorbeer, hohen Akazien und herrlichen Farren die Eiche neben der Esche; und eine dieses Waldes würdige, freilich mehr artenreiche als zahlreiche Tierwelt bildet die zum Teil mehr interessante als liebenswürdige Gesellschaft des Hirsches. Die Suhlen, in denen er labende Kühlung sucht, wimmeln von der kleinen, flinken und lustigen Schildkröte, aber zugleich von allerhand Nattergezücht, und an ihren Rändern wurmt eifrig der Eulenkopf, die höchstgeschätzte unter unseren Waldschnepfen. Im Gezweige der Gesang von Steindrosseln, Blaumerlen, Steinschmätzern und das lustige Schneppern und Schnickern von Rotschwänzchen. In den schmelzenden Gesang des Hafis-Sängers, der persischen Nachtigall, klingen die lieblichen Strophen des Blaukehlchens und Rotkehlchens hinein. An den Stämmen die Holzarbeit vom Grünspecht und an den Felsen Mauerläufer neben dem scheuen Steinhuhne! Wo eine Lichtung ist auf dem Grunde der von rasenden Wildbächen durcheilten Wälder, rodelt unter üppigen Rhododendren ab und zu auch hier noch der kaukasische Birkhahn, und der silberne Fasan erfüllt, von einer Wildkatze oder einem Schweine aufgescheucht, mit seinem albernen Kakeln den stillen Wald. Die Raubvögel bilden auch hier wie überall in den Ländern des Ostens die gewissenhafte Waldpolizei, von den Bussarden, die für Sauberkeit des Bodens sorgen, bis zu dem Könige dieser Lüfte, dem Bartgeier, der alles kümmernde Kruppzeug beiseite schafft. Immerhin sind die Falken und Adler in Nordpersien nicht so artenreich und zahlreich als im Norden des Großen Kaukasus. Der Tiger und sein wilder kleiner Gesell, der in Nordpersien Peleng genannte Panther, treffen sich hier mit dem Bär, dem Luchse, Wolfe und Schakale. Und starke Rotten von Wildschweinen durchstreifen die



M. Steckel. Slawentzitz, Ober-Schl., September 1903.

Kaukasushirsch (reinrassig), schreiend.



M. Steckel. — Slawentzitz, Gatter, September 1903.

Kaukasushirsch, schreiend.





M. Steckel. Slawentzitz, Ober-Schl., September 1903.

Kaukasushirsch in der Brunst mit dem Geweih den Rasen schlagend.

Wälder, in denen der Hirsch mit äußerster Vorsicht seinen Wechsel nimmt, um zu der reichlichen, aber von so viel Gefahren umlauerten Äsung zu ziehen.

Wenn der Elburs sich bis zu seinem Fuße in sein weißes Winterkleid hüllt, sieht auch der Hirsch sich gezwungen, die Felder der Bauern aufzusuchen, um dort seinen Hunger zu stillen, und diese Züge werden den Rudeln oft zum Verderben, da alles Raubzeug dann ihnen folgt, und namentlich der Peleng gewonnenes Spiel hat, wenn der Schnee eine harte Decke kriegt, die den frechen Räuber trägt, während sie dem Edelwilde die Läufe wund schneidet.

Die Jagd auf den Edelhirsch wird vom Schah und den persischen Großen zwar hoch geschätzt, aber nicht sehr häufig ausgeübt. Und im Gegensatze zu der russisch-sibirischen Jagdschinderei genießt der Hirsch in Persien sogar, wie alles Wild mit Ausnahme des Raubzeuges, eine vom 1. Juli beginnende dreimonatliche Schonzeit. Am Hofe des Schahs bildet die Jägerei (Schikar) unter dem Mir-Schikar, dem Oberjägermeister, eine eigene Verwaltung, und die Jagden tragen mit ihrem reichen Gepränge von Rossen, Hunden, Falken und herrlichen, edelsteinbesetzten Waffen einen malerischen, stark an das Mittelalter gemahnenden Zug. Indessen sind sie hauptsächlich Beiz- und Hetzjagden. Und so wie der Ouschtschi-Baschi, der Großfalkonier, in der Jägerei eine hervorragende Stellung einnimmt, so bildet nächst dem Flugwilde das hauptsächlichste Ziel der Jagdleidenschaft des vornehmen Persers der Gur-cher, der Wildesel, der in starken Rudeln und Herden auf der Steppe lebt. Diesen in wildem Rennen durch eine zahlreiche berittene Gesellschaft matt zu jagen und zu fesseln, bildet den höchsten Sport der Perser. Und damit könnte der im tiefen Dunkel grüner Eichen- und Buchenwälder lebende Hirsch wohl zufrieden sein. Doch wird auch ihm zuweilen vom Schah und der Jägerei nachgestellt und übel mitgespielt. In dem Zoologischen Garten des Schahs zu Teheran wurden öfter Edelhirsche gehalten; zur Zeit der großen Hungersnot sind sie aber den Weg alles Fleisches gegangen, vermutlich von den Wärtern verspeist.

Das Kleid des persischen Hirsches ist bemerkenswert rot, hat aber häufig sehr viele Flecke, so daß ein Unkundiger geneigt sein könnte, ihn für einen nahen Verwandten des Sika-Hirsches zu halten, der bekanntlich gar nicht zur Elaphus-Gruppe, sondern zu der recht fernstehenden Pseudaxis-Gruppe gehört. Diese Eigentümlichkeit der Zeichnung scheint auch örtlich ziemlich eng begrenzt zu sein.

Weiter nördlich sind als Heimat des Edelhirsches mit Sicherheit zunächst Kleinasien und die Krim festzustellen. In den südlichen Randgebirgen der taurischen Halbinsel steht er in guten Rudeln und dient der wundervollen Landschaft im Hintergrunde des herrlichen Kaisersitzes von Livadia zur stattlichen Zierde.



M. Steckel. *Slawentzitz, Ober-Schl., September 1903.*

Kaukasushirsch verläßt schreiend die Dickung.



M. Steckel. *Slawentzitz, Ober-Schl., September 1905.*

Kaukasushirsch, brunftig.

Schwieriger wird die Bestimmung bereits im Kaukasus, wo das Gebiet des europäischen Rothirsches beginnt, dessen Berührung mit dem Asiaten in den Ostkarpathen ihre westliche Grenze erreicht. Im allgemeinen haben beide Rassen die stark ausgesprochene Neigung, sich voneinander fern zu halten. Diese Gepflogenheit behalten sie sogar zuweilen in großen Parks. So erzählt Sir Victor Brooke, daß ein Paar Kaspier, die er neben Rothirschen in einem großen Parke hielt, mit diesen sich in keiner Weise kreuzten. In anderen Gehegen scheint diese Absonderung weniger streng zu sein. Und man ist jedenfalls nicht berechtigt, auf dem weiten Zuge vom Kaukasus und den kleinasiatischen Hochgebirgen zum Balkan und den Ostkarpathen zwischen den einzelnen „Rassen" des Edelhirsches so scharf und schroff zu unterscheiden, als vielfach geschieht. Einige Forscher scheinen keinen größeren Reiz zu kennen, als aus den Abweichungen der Geweihbildung immer neue Abarten aufzustellen. Es ist ja natürlich ganz unbestritten, daß Klima, Kalk- und Nahrungsgehalt der Äsung, Ruhe und Feuchtigkeitsgehalt der Luft, Höhe des Standortes und sonstige Lebensbedingungen auf Körperwuchs und Geweih

von hohem Einflusse sind und auch im Laufe der Zeit ganz typische Veränderungen bewirken. Aber bevor man nach den Verschiedenheiten des Geweihes besondere Rassen aufstellt, wird man, wie bereits in unserer Einleitung betont wurde, wohl tun, zunächst dem Schädel der weiblichen Hirsche die nötige Aufmerksamkeit zu schenken. Dies ist ganz besonders notwendig in dem vorliegenden Falle! Einige Hirsche des nördlichen Kaukasus bringen es zum Beispiel zu einer Becherform in der Kronenbildung, wie sie die alten hochberühmten deutschen Geweihe aufweisen. Im allgemeinen aber bleibt die Neigung zur Kronenbildung bei dem Asiaten geringer. Bei dem persischen besonders; aber auch der des Kaukasus zeigt meistens nur einseitige Kronenbildung, und diese ist häufiger schaufelförmig als becherförmig. Wir stehen also bei der Beurteilung der Geweihbildung der Rothirsche und der Asiaten vor so feinen und allmählichen Übergängen, daß es ungemein schwer fällt, in jedem einzelnen Falle bestimmte Entscheidung zu treffen. Immerhin hebt sich die Form des kaspischen Geweihes, das selten mehr als sechzehn Enden erreicht, von der des Rothirsches bei ausgeprägten Stücken deutlich ab: dort der kurze Eissproß und die flache höchstens schaufelförmige Oberstange, bei breiter, abstehender Auslage, hier die geschlossene Gesamtform, die kräftigen Eissprossen, der größere Endenreichtum und die tiefe edle Form!

Weit bezeichnender aber bleibt der Schädelbau, der zuweilen bei dem Karpathenhirsch, und fast immer bei dem kaspischen und kaukasischen Hirsche wesentlich länger als beim Rothirsche erscheint. In der Färbung unterscheidet namentlich der dunkelgelbe Spiegel den Kaspier vom Rothirsche. Sein Schrei ist gar nicht zu vergleichen mit dem des Altaihirsches, des Hirsches der Mandschurei oder gar dem Wapiti, ähnelt vielmehr schon dem des Rothirsches. Dagegen kommt der Perser an körperlicher Schwere und Wucht des Geweihes dem Wapiti gleich.

Im Kaukasus, in den schluchtähnlichen Tälern und auf den schmalen bandförmigen Matten unter dem Schneegipfel des Kasbeck, in der Heimat der schönsten Smaragdeidechsen, des Bergpanthers, Kaiseradlers und des fast weißgrauen Bären, lebt eine besonders scharf ausgeprägte Abart des Asiaten, die Lyddeker nach St. George Littledale mit dem von den Bergbewohnern ihm gegebenen Namen Ollen bezeichnet. Dieser Hirsch hat oft die volle Größe des Wapiti oder Altaihirsches, sein Geweih hat eine ungewöhnlich weite Auslage, zugleich eine becherförmige Krone. Und sein Schrei erinnert durchaus an den schottischen Hochlandshirsch. Seine Brunftzeit fällt in den September. Es läge nahe, aus diesen Umständen die Vermutung zu schöpfen, daß wir es in diesem ehrlichen „Ollen" mit einer Übergangsform oder wohl gar einer Mischrasse zwischen Kaspier und Rothirsch zu tun haben. Aber die Ehrlichkeit verbietet solche Schlüsse und zwingt vielmehr zu dem erneuten



M. Steckel. *Slawentzitz, Ober-Schl., September 1905.*

Kaukasushirsch, schreiend.

Geständnisse, daß wir von dem Edelhirsche, dem Lieblinge der Jäger und dem Könige unserer Wälder, im Grunde genommen noch blutwenig wissen und daß eine Riesenarbeit noch in den Museen zu leisten sein wird, ehe wir Antwort geben können auf die tausend hier sich eröffnenden Fragen.*) Inzwischen werden die Bestrebungen zum Schutze der Wildbestände sich hoffentlich auch auf die asiatischen Hochländer erstrecken und selbst auf den von so viel Umwälzungen und kriegerischen Unruhen bisher bedrohten Kaukasus. Und dann wird die sorgfältige Beobachtung durch die Jäger und die Jagd mit der Lichtbildkammer auch die Kleinarbeit leisten, die uns die Gepflogenheiten dieses herrlichen Wildes so nahe bringt, wie die des Edelhirsches der deutschen

*) Professor Matschie hat für den von den Tscherkessen „Ollen" genannten Hirsch die Bezeichnung „C. circassicus" festgelegt. Unter einem der Schausammlung des Zoologischen Museums zu Berlin angehörenden Geweih steht sie zu lesen. Wie er dem Verfasser mitteilte, wird in den Sitzungsberichten der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin eine Beschreibung dieser Form gegeben werden und vielleicht bei Erscheinen unseres Werkes schon veröffentlicht sein.

Heimat, worunter alles Waldland vorhanden sein soll, in dem deutscher Weidmannsbrauch und deutsche Weidmannstreue herrschen! Überflüssig zu versichern, daß dies Land nicht beschlossen wird von den schwarz=weiß=roten Grenzpfählen!

Vom Hohenloh bis zu dem Wesertore,
vom Eifelmaar zu den Karpathenhöhn,
vom Hohendachstein zum Szamaitenmoore:
mein deutscher Heimatwald, wie bist du schön!

Und wie zurückhaltend wir auch in Einzelheiten bei unseren Schlüssen sein müssen, so gebührt dem edlen Hirsche dieses Heimatwaldes doch der höchste Preis. Denn jeder Blick auf die Geweihe vom kaspischen und kaukasischen Hirsche in den verschiedenen Gegenden seines Verbreitungsgebietes, von den Gebirgen nördlich von Isfahan bis zu den östlichen Karpathen, gibt einen erneuten Beleg für die bereits in der Einleitung erwähnte entwicklungsgeschichtlich wertvolle Tatsache, daß die Hirsche sich zur höchsten Geweihform, der Becherkrone, am entschiedensten entwickelt haben, die am längsten in ihrer europäischen Heimat geblieben sind!

Der Rothirsch.

Der Frühling ist über Europa hingezogen und bedeckt alles Hirschland mit sattem Grün. In den Wäldern Syrmiens bis zu den Ufern der Save hat das breitgezackte Blatt der Zerr=Eiche sich schon entfaltet. In den Auen der Baranya, wo Donau und Drau mit trüben Fluten die Wälder überschwemmen, horsten in Silber= und Schwarzpappeln nun die Seidenreiher, Purpurreiher und Rallen neben dem Schwarzstorche. Und der Seeadler, der sich zu seinen gierigen Jungen in den Horst herabläßt, bringt kaum den ohrenbetäubenden Lärm von Enten, Lietzen und Haubentauchern zur Ruhe. Da lenken zwei braune Burschen ihre Einbäume durch das Gewirr von Ästen, und wieder jagen ganze Heere von Enten auf, um sich in pfeifendem Sausen, Schwirren und Schlagen zu kreuzen und in das aufschäumende Wasser dann zurückzustürzen. In dieser wogenden, quirlenden, von tausendfältigem Leben jauchzenden und kreischenden Wildnis ist nun der Lieblingsstand jener berühmten Mohacser Hirsche, die als stärkste des Donaulandes gelten.

Auch die Eschen und Erlen im Walde von Kapuvar stehen nun im vollen Laubschmucke. An den Bergen der grünen Steiermark klettert der Mai in die Höhe und treibt den Schnee langsam aus den Runsen. Wo die Sonne nicht hinkommt, schickt er den Regen. Das hilft! Die Städter freilich schimpfen auf solchen Wonnemond. Aber der Bauer schweigt und bricht mit den Gäulen seine



M. Steckel. *Slawentzitz, Ober-Schl., September 1905.*

Kaukaſushirſch, ſchreiend.



M. Steckel. *Slawentzitz, Ober-Schl., September 1905.*

Kaukaſushirſch, witternd.

harte Scholle. „Kühl und naß füllt Scheuer und Faß!" Als der Mai gewonnenes Spiel hat, ist ein Wachsen, daß man schier nicht weiß, was noch werden mag. Im Unterlande strotzen die Fluren. In Ostpreußen schießt der dunkelgrüne Roggen auf, daß er bereits den sitzenden Rehbock deckt. Die Hochmoore des Schwarzwaldes und Harzes, am Hohenlohe und Brocken, sind wie Schwämme vollgesogen. Enz, Nagold und Wurm, Bode, Selke, Ocker und Holzemme gehen randvoll über Stock und Stein dem Rheine und der Elbe zu. Auch um den wilden Killicrankie-Paß, um die weite, weite Heideeinsamkeit der Grampians auf dem Scheitel des schottischen Hochlandes legt sich das säugende Gewölk. Und das Moor trinkt und trinkt, bis es nicht mehr zu schlucken vermag. Schäumend stürzt der Garry von der Einödhöhe, und der Dee, der Geldie, der Quoich und Lui eilen von den hohen in düsteres Gewölk hineinragenden Bergriesen durch ausgewaschene Gneisbetten hinab zur noch wilder brausenden See.

Die Städter schimpfen. Und, wirklich, das unaufhörliche Naß wird nachgerade auch den Tieren des Waldes zu viel. Selbst der alte Rehbock ist mürrisch. Klee genug und schön saftig dazu! Aber ein paar Sonnentage täten doch not, um ihm die lästigen Reste der Winterfarbe abzunehmen, in der er sich doch nachgerade schämen muß. Wie alljährlich hat er im Roggenfelde seinen Stand genommen. Bei dem Wetter wäre es freilich molliger im hohen raumen Walde. Aber da kriecht jetzt um jeden Buchenstamm der verwünschte Grünrock, der sich faustgroße Augen vor die Nase hält und eine Blitzröhre über der Schulter trägt. Lieber nicht! Das Roggenfeld wird alle Tage höher, und der Klee steht dicht dabei!

Die Amsel traut sich nicht mehr vom Neste herab, und der Lerche wird angst und bange bei der Nässe unter dem Steiß. Aber noch sind die Eierchen warm. Nur aushalten! Hans Spielhahn oben auf dem Hochmoore, wo die Krüppelbirken und die dreihundertjährigen Zwergkiefern stehen, ist am wenigsten verzagt. Obgleich seine Hennen brüten, fällt er immer noch vor Morgengrauen auf dem alten Tanz- und Raufplatze ein und rodelt und jodelt ein paar Schnaderhupferl. Aber da es an Widerspruch und Anerkennung fehlt, wird ihm schließlich die Geschichte zu dumm, und er gibt das überflüssige Frühaufstehen auf. Sein vornehmer Vetter, der Herr Auerhahn, hat's schon längst getan und läßt, seit das Buchenlaub heraus ist, kein Geschnackel, kein Schleifen und keinen Hauptschlag mehr hören. Seine Hennen haben auch ihre liebe Not, trotzdem sie ihre Gelege unter braunem Farrengewirr an sanften Abhängen gebettet haben. Aber sie ducken sich, schweigen und brüten. Wenn das Hahnenvolk wüßte, wie überflüssig es ist um diese Zeit!

Genau so denkt die Bache, die ängstlich ihrem groben Keiler aus dem Wechsel bleibt und unter einem Windwurfe sich ein Loch wühlt, das sie mit



M. Steckel. *Slawentzitz, Ober-Schl., September 1905.*

Kaukasushirsch, schreiend, mit zwei Rottieren.

Moos sich hübsch auspolstert zur Wochenstube für die erwarteten Zwölf — der Himmel stehe ihr bei!

Und genau so denken die Alttiere, die sich seit Wochen bereits das verstohlenste Plätzchen im weiten Bereiche ihres Waldes ausgesucht haben: eine von Brennesseln und Kunigundenkraut bestandene Frischung im Erlenwalde, ein rohr- und binsenbesetztes Bruch, eine Dickung in dürrer Kiefernheide, die Lehne einer Schlucht am wilden Kessel des Linn of Dee, oder auch das offene Heidekraut auf den Höhen über dem rauschenden Tay, einen verstohlenen Einsprung unter ragender Felsklippe in der grünen Steiermark, durch dichtes Tannengeäst vor dem Neide der bösen Welt geschützt. Ihre Hauptsorge ist jetzt, mit listigen Widergängen durch Wasser, das ihre Spur verhehlt, von den Schmaltieren abzukommen, die ihnen immer noch folgen. Ein altes Gelttier übernimmt jetzt verständnisinnig die Führung der unerfahrenen jungen Dinger, die noch nicht wissen, wie weh Liebe im Leibe tut.

Die Hirsche mögen um diese Zeit sehen, wie sie ohne den Verstand der Tiere fertig werden! Und sie haben jetzt auch genug um sich selbst zu sorgen,

im Bastgeweih, von Engerlingen und Rachenbremse geplagt. Jetzt, wo sie die letzten Büschel der Winterfarbe abstreifen, schauen aus den schorfigen Beulenöffnungen in der Haut auch die kleinen Larven der Hautbremse mit schwarzen Atemlöchern heraus. Wie die Larven dahin gelangen, ist trotz der Häufigkeit dieser Plage, noch immer nicht aufgeklärt! Einige meinen, daß die Larven sich die Löcher durch die Haut des Hirsches graben; aber es ist unbegreiflich, wie sie das anfangen sollen. Andere meinen, daß die Eier vom Hirsche abgeleckt werden und die Larven vom Magen aus in einer langen Wanderung durch den Wildkörper bis unter die Haut gelangen. Man sieht: wir wissen nichts! Insbesondere ist die Frage noch nicht geklärt, in welcher Zahl bei diesen Feinden des Wildes die Weibchen vorhanden sind und was zu ihrer unmittelbaren oder mittelbaren Bekämpfung geschehen kann. Dazu wäre insbesondere nötig, zu beobachten, welche Vögel etwa diese Fliege und ihre Verwandten vertilgen. Rotschwänzchen und Bachstelzen sollen dies tun. Von anderen erscheint es zweifelhaft. Das Rotwild leidet unter der Entwicklung der Hautbrems-Larve sehr. Nichtswürdiges Jucken, bis das letzte Stück dieses Geschmeißes sich aus der Beule herausgedrängt hat, um zu Boden zu fallen und dort zu der langbeinigen, haarigen Fliege mit dickem Kopfe sich zu entwickeln! Und doch sind für Hirsch und Tier noch viel widerwärtiger die im Mai oder Juni schwärmende „rotbärtige Rachenbremse, oder ihre „bunte“ Verwandte, die im Juli an allen von der Sonne erreichten Standorten des Hirsches herumfliegt und diesem im Fluge ihre Larven in die Nasenhöhle zu schleudern sucht. Das Wild kennt diesen furchtbaren Feind und sucht sich durch Schlagen mit den Läufen, Streichen der Nase im Grase und Schütteln des Kopfes bei wilden Kreuz- und Quersprüngen des Feindes zu erwehren. Umsonst: die Bremse ist unermüdlich und die von einem zähen Schleim umgebenen lebendgeborenen Larven setzen sich doch schließlich trotz alles Niesens des Hirsches in dessen Nasenhöhle fest, wo sie ein warmes Bett zu ihrer Weiterentwicklung finden. Von dort wandern sie weiter bis in die Rachenhöhle, ja bis in die Lunge oder in das Gehirn! In diesem Falle tritt der Tod des Hirsches ein. Im anderen haken sich die Eindringlinge mit ihren schnell entwickelten Mundhaken fest und leben von den Absonderungen der Schleimhäute. Ihre Atemröhre öffnet sich am hinteren Körperende, so daß sie herrlich und in Freuden leben, bis sie reif und speckfett sind und dann von ihrem ausgesogenen Wirte ausgehustet werden. Sie sind dann vier Zentimeter lang und kreuzfidel! Aber wie gottserbärmlich sieht der stolze Hirsch nach dieser Plage aus! Durch die Entzündung der Schleimhäute ist er bei der ohnehin im Nachwinter schlechten Äsung und Witterung heruntergekommen wie ein Landstreicher. Und nicht immer kommt er so leidlich gut davon; denn es bedarf eigentlich zu seinem Eingehen gar nicht des Vorhandenseins größerer Massen dieser Schmarotzer, sondern es genügen



M. Steckel. *Slawentzitz, Ober-Schl., September 1905.*

Kaukasushirsch, einen Gegner annehmend.

schon verhältnismäßig wenige Larven, um unter Umständen Stimmritzkrampf und dadurch den Tod herbeizuführen. Insbesondere aber bedeutet für die von der Rachenbremse befallenen Stücke sowohl beim Rotwilde wie beim Rehwilde ein plötzlich eintretendes warmes und weiches Wetter im Frühlinge oder Vorfrühlinge fast stets den Tod. Dies ist bei Rehböcken zu der Zeit, als diese noch vom 1. Mai ab jagbar waren, wiederholt festgestellt. Und beim Rotwilde ist es über allen Zweifel frei erwiesen durch Forstmeister Hoffmann-Bonn. Auch dieser Weidmann weist darauf hin, daß die Larve der Rachenbremse sich verhältnismäßig langsam entwickelt, so lange sie von der kühlen Winterluft bestrichen wird, die ihr Wirt einatmet, daß sie aber dann sehr schnell zu ihrer vollen Größe anwächst, wenn plötzlich weiche und schwüle Luft ihr Gedeihen befördert. In der Regel liegt dieser kritische Entwicklungspunkt aber bereits im Anfange des März, und jene erwähnten Rehböcke hatten sich eben nur in besonders kühlen Jahren bis Anfang Mai hingeschleppt. Gelangen die Larven nacheinander einzeln zur Entwicklung, so werden sie mit Leichtigkeit ausgehustet, entwickeln sie sich aber mit Schnellig-

keit alle auf einmal, so bedeutet dies den Tod des Wildes, der unter furchtbaren Qualen stattfindet. Die Schmarotzer sitzen in den Hautfalten um den Drosselknopf herum so fest, daß der Hirsch in seiner Verzweiflung nicht mehr aus und ein weiß und schließlich unter furchtbarem stundenlangen Todesröcheln, bei dem er den Boden um sich herum wund wühlt, verendet.

Da wir in dieser Frage längst vor einer furchtbaren Seuche stehn, so muß man Forstmeister Hoffmann-Bonn durchaus darin beipflichten, daß es dringend wünschenswert erscheint, unser Wildschongesetz dahin abzuändern, daß der Abschuß aller schnarchenden und hustenden Stücke Rotwild auch zur Schonzeit gestattet würde. Denn mit dem erkaltenden Wilde verenden auch die darin lebenden Schmarotzerlarven. Und dies wäre, solange man keine Möglichkeit zur unmittelbaren Bekämpfung der Bremsen kennt, das einzige sichere Mittel zu ihrer Verminderung; denn unter den jetzigen Umständen gelangt alljährlich eine ungeheuer große Zahl von Larven selbst in solchen Stücken die noch nachträglich daran eingehen, zur Entwicklung und die Seuche greift in demselben Maße um sich, wie die Tsetsekrankheit und die Schlafkrankheit in Afrika. Nur mit dem Unterschiede, daß die afrikanischen Glossinen auf allen möglichen Warm- und Kaltblütern leben, während die Rachenbremsen nur in bestimmten Wildarten schmarotzern: die beiden erwähnten Östriden, die rotbärtige und die bunte, im Rotwilde, die „Stimulator" genannte Art im Rehwilde und die nach dem Oberförster Ulrich benannte Art im Elche. Und bei unserem in Rede stehenden Wilde kommt nur der Abschuß der erkrankten, nicht etwa der gesunden, Stücke in Frage!

Leider kann man nicht einmal behaupten, daß es sich bei diesen Feinden um eine Auslese handelt, denn dies Geschmeiß befliegt ohne Wahl alles Wild, den stärksten Hirsch wie das schwächste Schmaltier. Wohl aber zeigt sich hier wieder, wie dringend notwendig im Haushalte der Natur das Raubzeug ist, und wie geboten es erscheint, dies in gewissen mäßigen Grenzen zu schonen. In den Karpathen kann die Rachenbremse nicht zu der Verbreitung gelangen, die sie in den deutschen Wäldern unheilvollerweise erreicht hat. Denn dort reißt der Wolf jedes von der Bremsenplage heruntergekommene Stück und vernichtet damit die Brut des Geschmeißes, ehe sie ausfallen und sich weiter vermehren kann. Der Wolf ist und bleibt eben der beste Hirschdoktor, wie der Fuchs der beste Hasendoktor bleibt. Was sich alle diejenigen merken sollten, die in der rücksichtslosen Vernichtung des letzten Rotrockes und letzten Wildkaters ihrer Weisheit Schluß erblicken.

Die Rottiere leiden unter dem Bremsen-Geschmeiß nicht minder, wie die Hirsche. Aber sie finden nicht so viel Zeit dazu, über ihr Mißbehagen mürrisch zu grübeln. Eines schönen Morgens liegt neben ihnen das hilflose, von der Mutter zärtlich beleckte, buntgefleckte Kälbchen oder deren zwei. Das wieder-



M. Steckel. *Slawentzitz, Ober-Schl., September 1905.*

Kaukasushirsch, ziehend.

holt sich so, falls nicht das Tier im goldenen Weinmonate bei der Hochzeit zu kurz kommt, wohl zwanzig Jahre lang bis in seine alten Tage. Das Setzen verursacht dem Alttiere oft schwere Wehen, bei denen es dann alle Scheu vor dem Menschen verliert. Es ist schon oft vorgekommen, daß Waldarbeiter oder Hirten in solcher Not das Kälbchen ans Licht gebracht und dem armen Wilde wie einer Kuh geholfen haben. Nach der Geburt liegt das Kälbchen still, steht nur auf, um zu saugen und duckt sich, sobald die Mutter leicht mit dem Laufe stampft, nieder. Nach einigen Tagen folgt es, anfangs unbeholfen und furchtsam, dann vertrauter der Mutter. Doch drückt diese es bei jeder Gefahr mit der Nase ins Gras und eilt anderseits, wenn sie abseits gezogen war, bei dem geringsten Klagelaute des Kalbes zu dessen Verteidigung herbei. Die Tiere sind dabei sehr mutig, namentlich gegen Hunde, und in den Karpathen selbst gegen Wölfe, während der Hirsch, im Gegensatze zum Elche, Weib und Kind im Stiche läßt und bei der geringsten nicht von Seinesgleichen ihm drohenden Gefahr, nur auf die eigene Rettung bedacht, sinnlos Reißaus nimmt. Wenn man ihn zur Brunftzeit in seiner

Wildheit sieht, sollte man dem stolzen Hirsche solche Feigheit und Pflichtvergessenheit gegenüber seiner Familie nicht zutrauen!

Während der Setzzeit und, falls sie von Hautbremsen geplagt waren, oft erst nach dem Absetzen des Kalbes, glättet sich endlich auch das Haar der Tiere, das im Sommer sich nicht so sehr wie im Winter von dem der Hirsche unterscheidet. Man erkennt ja freilich auch im Sommer, abgesehen von dem Kolbengeweih mit der gedrungenen Figur, dem stärkeren und mehr nach vorn gebogenen Halse, den Hirsch meistens auch am Haare. Gesunde und kräftigere Hirsche heben sich auf dem satten Grün des Grases durch ein leuchtenderes und tieferes Rot ab, als die meist fahleren Tiere. Aber der rechte Unterschied in der Farbe zwischen beiden Geschlechtern kommt doch erst im Herbste zur Geltung, wenn der Hirsch sein Hochzeitskleid anlegt. Die krause Stirn und der dunkelgrau-braune Nasenrücken, der bis zur Brust mit zottigem straffen Haar bekleidete und an der Oberseite, manchmal auch an der Unterseite, nahezu schwarzbraun erscheinende Hals, geben dem Hirsche dann ein außerordentlich männliches und trotziges Ansehen. Die Oberseite des Rumpfes wird gelb-bräunlich und der Spiegel tauscht seine helle Sommerfarbe für eine weißlich-rostfarbene ein, die sich auch über dem Wedel hinzieht. In der Mähne des Hirsches stehen sehr häufig einzelne schwarze Haare, die man Borsten nennen könnte, neben braunen und hellroten, und man kann daraus unter geschickter Auswahl herrliche „Hirschbärte" zusammenstellen, die an Kraft der Erscheinung mit dem Gamsbarte wetteifern. Dagegen ist das Winterkleid der Tiere ein mattes Graubraun, das nach unten hin heller wird und den dunklen Rückenstreifen fast noch deutlicher zeigt als der Hirsch. Es ist merkwürdig wie scharf dieser dunkle Aalstreifen bei beiden Geschlechtern von oben gesehen sich abhebt. Bei der Beobachtung des Wildes vom Hochsitz, sieht man, wenn es vollständig dunkel geworden ist, von dem ganzen stattlichen Wilde nicht das Geringste als den schwarzen Aalstreifen, der wie eine Schlange durch das Gras zu schleichen scheint, so daß ein Unerfahrener nicht zu sagen vermöchte, was diese seltsame Erscheinung bedeute.

Wie der Rehbock hat auch der Hirsch ein „zweites Gesicht", dessen Mienenspiel eine ganz besondere Beredsamkeit entwickelt und dem aufmerksamen Jäger, auch wenn er sich von hinten seinem Wilde nähert, eine sehr verständliche Sprache redet. Es handelt sich dabei um die oft blitzartig schnelle und wechselnde Bewegung des Spiegels, die auf der eigenartigen Stellung der im Sommer helleren und im Winter weißlichrostbraunen Haare beruht. Im ruhigen Zustande des äsenden Hirsches legt sich das Haar ziemlich glatt an, so daß nur wenig vom Spiegel zu sehen ist. Sobald aber der Hirsch sich beunruhigt fühlt oder in leidenschaftliche Erregung kommt, spreizt sich der Spiegel aus und erscheint dadurch bedeutend größer. Für den Birschjäger bedeutet dies die Mahnung zu ganz besonderer Vorsicht, denn in der



M. Steckel. *Dezember 1904.*

Deutscher Rothirsch aus Slawentzitz in die Herrschaft Javorina, Hohe Tatra, eingeführt.



M. Steckel. *Javorina, Hohe Tatra, August 1902.*

Wapiti mit Rotwildtieren.

Regel folgt dem unmittelbar das flüchtige Abgehen des Hirsches. Auch hierbei behält der Spiegel seine ausgespreizte Form. Da das Winterhaar straffer ist, so ist diese Eigentümlichkeit auch am Hirsche ebenso wie beim Rehbocke zur Winterzeit stärker wahrnehmbar.

Unser Kälbchen, das wir in seinen ersten Tagen beobachtet haben, verliert im Laufe des Herbstes die weißlichen Fleckenreihen in seinem rötlichbraunen Kleide und nimmt mit dem Winterhaare eine Farbe an, die sich von derjenigen der Schmaltiere kaum unterscheidet. Diese weißlichen Fleckenreihen stellen augenscheinlich eine entwicklungsgeschichtliche Erinnerung an die ehedem überhaupt dauernd gestreifte oder gefleckte Zeichnung der Vorläufer unseres Hirsches dar. Wir haben gesehen, daß der kaspische Hirsch sein Jugendkleid oft bis ins dritte und vierte Lebensjahr trägt. Im Parke von Woburn Abbey war im Jahre 1897, wie Lydekker erwähnt, ein Rudel von Hirschen aus Transkaukasien, in dem sich neben mehreren Tieren auch ein geringer Hirsch befand. Alle diese trugen im Kleide so viele Flecken, daß man sie fast hätte für Sika-Hirsche halten können. Vielleicht gehört zur kaspischen Rasse die von Fitzinger als C. elaphus varius bezeichnete Abart. Es erscheint wünschenswert, Nachrichten darüber zu erhalten, ob zuweilen auch bei einzelnen Karpathenhirschen bis in das zweite Lebensjahr solche Flecken vorkommen. Die Frage selbst scheint aber, wie überhaupt die des Zusammenhanges zwischen dem Karpathenhirsche und dem Kaukasier seitens der ungarländischen Jäger noch nicht genügend ins Auge gefaßt zu sein. Jedenfalls ist die Annahme ganz berechtigt, daß es sich bei den Flecken der Kälber um ein Erbstück von den ältesten Vorfahren handelt, denn nach dem „ontogenetischen" Gesetze hat jedes Einzelwesen während seiner ganzen Entwicklung vom Ei bis zum völlig ausgebildeten Tiere die gesamte Entwicklung seiner Art von den ursprünglichsten ältesten Vorfahren an zu wiederholen. Dabei muß man allerdings im Auge behalten, daß sehr häufig diese oder jene Stufe in der „ontogenetischen" Entwicklung des Einzelwesens übersprungen wird oder aber nur so schwach hervortritt, daß sie kaum noch bemerkbar erscheint. Wir werden dies namentlich beim Geweihwechsel noch schärfer ins Auge zu fassen haben. Jedenfalls dürfen wir die gefleckte Färbung unseres in seinem Jugendkleide stehenden Kälbchens und die mancher kaspischen Hirsche bis in deren zweites oder drittes Lebensjahr als die Wiederholung eines früheren Zustandes dieser Art betrachten. Dies muß man um so mehr, als die gleiche Erscheinung bei sehr vielen anderen Tieren, u. a. bei den Frischlingen der Wildschweine, zu beobachten ist.

Es gibt in der Färbung der Hirsche natürlich auch sehr viele individuelle Unterschiede, genau wie beim Reh. Selbst in einem und demselben Rudel kommen verschiedene Abtönungen vor. Im allgemeinen kann man

aber annehmen, daß die durch besonders kräftige Färbung, das heißt besonders helles Rot im Sommer und tiefes Schwarzbraun im Winter sich auszeichnenden Hirsche gute und starke Kerle sind. In der Weidmannssprache nennt man diese „Brandhirsche". Der weiße Hirsch, der in alten Sagen eine so wichtige Rolle spielt, ist keineswegs so sehr selten als man vielleicht annimmt. Heute findet er sich allerdings hauptsächlich nur noch in Parks. Im Wildpark bei Potsdam zum Beispiel schoß Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1888 einen weißen Edelhirsch von sechzehn Enden, und auch der jetzige König von Spanien bei seinem letzten Besuche einen silbergrauweißen Hirsch. In dem bekannten Klampenborger Parke bei Kopenhagen werden weiße Edelhirsche gehalten, und auch in dem dem Fürsten Hohenlohe gehörenden herrlichen Reviere Javorina in der Hohen Tatra steht in freier Wildbahn ein aus England eingeführter prächtiger weißer Hirsch. Verhältnismäßig häufig kommt eine blassere Färbung bei guten Hirschen in den östlichen Karpathen vor, und hier scheint sie auf den von Lydekker und Buxton für den Karpathenhirsch behaupteten Zusammenhang oder Übergang zwischen dem Rothirsche und dem Kaspischen Hirsche hinzudeuten. Der Kaukasus-Hirsch ist ja bekanntlicherweise häufig sehr viel fahler und oft recht hell in der Farbe. Jedenfalls handelt es sich bei den erwähnten silbergrauweißen Hirschen und auch bei den in England gezüchteten vollkommen schneeweißen Hirschen keineswegs um sogenannte Albinos. Denn alle hier in Rede stehenden haben nicht die roten Lichter der Albinos, sondern sogenannte Glasaugen, das heißt eine bläulichweiße Iris. Die weißen oder blaßgelben Hirsche im Windsorparke haben auch fleischfarbige Nasen und gleichfalls eine blaß-bläuliche oder hell-gelblichblaue Iris. In früherer Zeit hat man in fürstlichen Parks auch geflecktes Wild gehalten, doch ist man von dieser sicherlich wenig geschmackvollen Spielerei heutzutage zurückgekommen. Ab und zu kommen solche Schecken auch ohne menschliches Zutun zuweilen hie und da vor. Auch schwarze Hirsche werden von älteren Schriftstellern erwähnt. Wie sehr frühere Zeiten eine Vorliebe für „widersinnige" Färbung hegten, beweisen die Mitteilungen, die Altmeister Döbel in seiner „Neueröffneten Jäger-Practica" gibt. Von weißen Hirschen berichtet er auf Seite 3: „So gibt es auch weiße Hirsche und Thiere, welche aber gar rar sind, dergleichen Ihro Königliche Majestät in Pohlen und Churfürstliche Durchlaucht zu Sachsen bey Kolditz im Thiergarten haben, desgleichen auch ein weißes Thier in der Merseburgischen Aue sich schon einige Jahre aufhält. Auch ist mir bekannt, daß vor dreyßig Jahren ein weißer Hirsch und ein Thier bey Dobriluck in der Niederlausitz ist gefangen worden. Vor nunmehr sechsunddreyßig Jahren habe ich ganz weiße Hirsche und Thiere im Württemberger Lande in dem bey Ludwigsburg und Asperg seyenden Thiergarten gesehen, deren damals fünfzehn Stück beisammen waren, welche theils gantz



M. Steckel. *Javorina, Hohe Tatra, Dezember 1904.*

Wapiti (links) und Wapitikreuzungshirsch mit starker Kronenbildung.



M. Steckel. *Javorina, Hohe Tatra, Dezember 1904.*

Wapiti.

Schnee=weiß und einige Silber=farbigt waren; ingleichen waren bei Eisenach im Thiergarten auch von Silber=Farbe etliche zu sehen."

Flemming erwähnt, daß nach altem Köhlerglauben der Anblick eines weißen Hirsches Unglück bedeute. Es scheint sich dabei um eine verblaßte Nebensage von der des weißen und goldgehörnten Gamsbockes zu handeln, dessen Anblick den Tod bringt. Die Wertschätzung, die der weiße Hirsch in alter Zeit erfahren hat, ruht jedenfalls zu einem guten Teile auf Sagengrunde, wie noch heute zahlreiche örtliche Kunde, z. B. vom weißen Hirsche über der Treysaburg beweist. Auch in den Legenden vom heiligen Oswald, die sich als verchristlichte Form der Wodanssage darstellen, spielen zwölf weiße Hirsche mit goldenem Geweih eine bedeutende Rolle. Und bis in das Jägerlied der Neuzeit klingt es hinein von dieser hohen Wertung. „Es zogen drei Jäger wohl auf die Birsch, die wollten erlegen den weißen Hirsch." Jedenfalls ist noch heutigen Tages der weiße Hirsch von einem Schimmer alter Poesie umgeben und seine Wertschätzung steht deshalb ganz anders zu beurteilen als die von geschеckten oder Bläßhirschen zur Zopfzeit.

Die Kenntnis des Haares der Hirsche ist für den Jäger von allerhöchster Wichtigkeit. Denn nach dem auf dem Anschusse liegenden Schnitthaare kann er erst sicher den Sitz seiner Kugel ansprechen. Und dies bleibt bestimmend für sein Verhalten auf der Nachsuche. Ein guter Jäger, der auf einsamer Birsch einen Hirsch geschossen hat, steckt sich, nachdem er den Edlen gelüftet hat, an den Hut einen Tannenbruch, den er auf den Schweiß der Wunde getupft und mit Schnitthaaren belegt hat. Beim Anblicke dieses Bruches muß jeder Jäger, der diesen Namen verdient, Antwort zu geben wissen, wo die Kugel den edlen Hirsch getroffen hat. Und von solchem Bruche heißt es im siebenbürgischen Jägerliede: „Ein Tannreiß schmückt statt Blumenzier den schweißbefleckten Hut." Der hirschgerechten Jäger, die nach dem Haare den getroffenen Körperteil des Hirsches mit Sicherheit zu bestimmen wissen, werden leider immer weniger. Und so kann es nicht überraschen, daß über das Gesetz des Haarwechsels selbst ein großer Teil der Jägerwelt sehr wenig unterrichtet ist und daß oft das Wenige, das sie wissen, falsch ist! Aber auch die Wissenschaft hat lange Zeit sich in dieser Frage auf sehr falscher Fährte befunden, indem sie mit Dietrich aus dem Winckell annahm, daß im Herbste nur eine Verfärbung und eine merkliche Verlängerung des Sommerhaares stattfinde. Erst Forstmeister F. v. Raesfeld und Karl Brandt haben den sicheren Nachweis geführt, daß im Herbste ein wirklicher Haarwechsel stattfindet, der sich allerdings nicht wie im Frühjahre durch heftiges flauschartiges Abwerfen der alten „Farbe" bemerkbar macht, sondern langsam erfolgt. Die Richtigkeit der Ansicht Raesfelds leuchtet ohne weiteres ein, wenn man unter der Lupe sieht, daß das Sommerhaar oval abgeplattet, das Winterhaar dagegen rund im Querschnitt ist. Es kann sich doch ganz unmöglich



M. Steckel. *Javorina, Hohe Tatra, Dezember 1904.*

Wapitikreuzung und deutsches Rotwild auf dem Wechsel zur Fütterung.

ein ovales Haar in ein rundes verwandeln. Dr. Ernst Schäff hat übrigens auch an dem Rotwilde in dem von ihm geleiteten Zoologischen Garten zu Hannover festgestellt, daß das Sommerhaar im September ausfällt. Und die gleiche Feststellung wurde nachträglich an Hirschen gemacht*), die im September 1907 in freier Wildbahn erlegt wurden, u. a. z. B. an einem zurückgesetzten Achtender, einem uralten Hirsche, welcher bereits in voller Brunft stand: die Mähne war schon recht schwarz entwickelt, doch auf den Rippen fiel das Sommerhaar so stark aus, daß man es mit der Hand bei kräftigem Streichen zusammenwischen konnte. Es scheint, daß kräftige und junge Hirsche das Winterhaar früher anlegen als ältere und als Tiere, die durch das Säugen ihrer Kälber naturgemäß von Kräften gekommen sind. Aber wir wissen in dieser Hinsicht noch zu wenig Tatsächliches. Auch hier heißt es: beobachten!

Es ist bereits darauf hingewiesen, daß der Hirsch keine Gallenblase hat. Damit ist nicht gesagt, daß er keine Galle habe. Diese wird vielmehr in der Leber bereitet und tritt unmittelbar in die Verdauungsorgane ein. In den Sagen der alten Jägerei hat das „Hirzkreuz“ eine große Rolle gespielt, das heißt das Hirschkreuz oder das Herzkreuz, das als Zaubermittel gegen alles mögliche empfohlen wurde. Es handelt sich dabei um ein bei alten Hirschen öfter durch Verkalkung der um die Herzklappe liegenden Teile entstehendes kreuzförmiges Gebilde von knochenartigem Stoff, wie solche an den Gefäßwandungen pflanzenfressender Tiere in anderer Form öfter vorkommen. Dagegen ist einem anderen Organe des Hirsches eine für sein ganzes Sinnenleben ungemein hohe Bedeutung zuzuschreiben, nämlich der unterhalb des Sprunggelenkes sitzenden mit einer rundlichen Haarbürste umgebenen Drüse. Schon bei der Unterscheidung der Hirscharten spielt diese insofern eine ungewöhnlich große Rolle, als sie dem Sitze der Griffelbeinreste entspricht. Der Edelhirsch hat diese und also auch die Drüse oben. Für den ganzen Verkehr der Hirsche mit- und untereinander ist die Drüse geradezu entscheidend. Denn sie ist doch als der hauptsächlichste Träger der starken Witterung anzusprechen, die es dem Hirsche ermöglicht, noch nach vielen Stunden die Fährte seines Tieres zu finden und zu halten, und sie leitet schon das Kälbchen in früher Jugend mit Sicherheit in dunkelster Nacht durch undurchdringliches Dickicht zu seiner Mutter zurück. Wenn man berücksichtigt, daß die Entstehung aller tierischen Vorstellungen aus Sinneseindrücken entspringt und daß die Sinneswahrnehmungen die Quelle aller Erkenntnis sind, von der alles Denken seinen Gehalt erborgt, so wird man die Bedeutung dieser Haarbürste für das Erkenntnisvermögen und

*) vom Verfasser.



M. Steckel. *Javorina, Hohe Tatra, Dezember 1904.*

Wapiti-Rotwildkreuzung.

Denken des Hirsches verstehen, der ja als Nasentier hauptsächlich auf den Sinneseindruck der Witterung hingewiesen ist.

Nächst dieser auf das vorzügliche Gehör! Es ist dem Nichtjäger oft unbegreiflich, wie scharf der Hirsch im Walde die Art und Bedeutung einzelner Geräusche zu unterscheiden weiß. Der Lärm der pfeifend heransausenden und auf dem dunklen Bruchpfuhle klatschend und schnatternd einfallenden Enten stört ihn nicht in seiner Gemütsruhe. Und den knarrenden Ton des alten Postwagens beachtet er kaum. Aber das Knacken eines winzigen trockenen Ästchens, das der unter Wind heranbirschende Jäger zertrat, veranlaßt ihn, in wilder Flucht davonzupoltern. Dagegen ist die Sehkraft und das Unterscheidungsvermögen mittels der Lichter beim Hirsche sehr gering, namentlich bei unbeweglichen Gegenständen oder dem regungslos stehenden Jäger! Der Hirsch verläßt sich dafür auf seine Nase, deren hohe Entwicklung sich ja auch schon in dem anatomischen Bau des Schädels mit seinem großen Nasenrohre zeigt. Alle dem Hirsche angeborenen und nach ihrem Antriebe und Erfolge unbewußten Willensvorstellungen, die zu der Erhaltung seines Lebens oder, zur Brunftzeit, zur Erhaltung seiner Art dienen, sind hauptsächlich auf die Wahrnehmung der Witterung zurückzuführen. Auf der Fährte der ruhig vor ihm hergezogenen Tiere zieht der Hirsch zur Äsung; auf der Stelle, wo er wittert, daß sie heftig zurückgeprellt sind, wendet auch er schleunigst um, selbst in dunkler Nacht, wo er außerstande wäre, die Form der gespreizten Fluchtfährte zu sehen. Auf der stark witternden Fährte eines liebesiechen Wettbewerbers folgt der Platzhirsch dem Störer seines Rudelfriedens; der Fährte des brunftigen Alttieres zieht der Schneider, der eines zaghaften Schmaltieres der starke Kronenhirsch nach. Und alles dies weiß die noch feinere Nase des Schweißhundes zu unterscheiden, der bei der Leitarbeit der gesunden Fährte des Kapitalhirsches, den er bestätigen soll, unverdrossen nachhängt, wieviel anderes Wild sie auch gekreuzt haben mag!

Die Fährten- und Spurenkunde hat deshalb in der Lehre von den „gerechten Zeichen des edlen Hirsches" bei der Jägerei von jeher eine hohe Rolle gespielt. „Inmaßen," schreibt Altmeister Döbel a. a. O., „sich Niemand einbilden oder vorstellen darf, wenn nur gesprochen wird: das ist ein Jäger oder will ein Jäger werden, daß hierzu nicht viel gehöre! Ich versichere, gehöret bey einer Kunst was darzu, so gehöret gewiß und in der That gar Vieles darzu, das edle Waidwerk nicht nur zu erforschen, sondern auch sein Pouvoir in der That und Probe zu zeigen, daß es nicht allein zum Plaisir und Vergnügen, sondern auch zum Nutzen gereichen könne." Das ist zum Glück noch heute so. Für Schwätzer und Blaustrümpfe sind beim Weidwerke, auch bei dem mit der Tinten-Feder, keine grünen Brüche zu holen. Denn es lernt in dieser Kunst niemand aus. Vieles wissen wir noch immer nicht,



M. Steckel. *Javorina, Hohe Tatra, Dezember 1904.*

Wapiti-Rotwildkreuzung.

was so dringend uns nottut, und anderes, was nicht minder wichtig ist, gerät gar bald wieder in Vergessenheit, weil es nicht mehr genug geübt wird! Dahin gehört leider die Führung des edlen Schweißhundes auf der warmen und namentlich auf der kalten Fährte, die Leitarbeit, und gehört auch die Kenntnis von den gerechten Zeichen des edlen Hirsches. Die alten Jagdschriftsteller führten zur Unterscheidung des jagdbaren Hirsches vom geringen Hirsche und vom Tiere nicht weniger als zweiundsiebzig gerechte Zeichen an. Dietrich aus dem Winckell schränkte sich bereits auf siebenundzwanzig ein. Um in dieser Kunst und Kunde die Anfangsgründe zu erlernen, tut der Neuling gut, sich den Lauf eines Alttieres und den eines Hirsches von gleichem Alter, sowie die Läufe von Schmaltieren und Spießern recht genau zu besehen. Er wird dann bald auch die Fährten am Boden je nach der Breite der Schale, Stärke des Ballens, Spreizung oder Schluß des Trittes richtig ansprechen. Das läßt sich nicht aus Büchern lernen, so gute Anleitung diese, z. B. das mitten aus grüner Praxis geschöpfte Werk des Forstmeisters von Raesfeld über „Das Rotwild", auch bieten; es will draußen in Wald und Feld geübt sein. Und bei der Verschiedenartigkeit der Fährteneindrücke je nach Wetter und Jahreszeit lernt sobald kein Jäger aus!

Unser Hirschkälbchen hat begreiflicherweise nur eine sehr schmale Schale und der Ballen ist bei ihm kaum entwickelt. Dementsprechend ist seine Fährte gering und unterscheidet sich von einer Rehfährte nur durch die immerhin breiteren Schaleneindrücke und die größere Spreizung des Trittes, namentlich aber dadurch, daß sie in einer schnurgeraden Linie geht, was die Jäger „Schnüren" nennen. Sein Schwesterchen vom vorigen Jahre, das Schmaltier, das der Mutter nun wieder folgen darf, sobald das diesjährige Kalb mit auf die Reise nach dem nächsten Kleefelde genommen werden kann, hat natürlich bereits viel entwickeltere Ballen, und seine Fährte kommt der des Alttiers bereits näher, wenn es sie auch in der Größe noch nicht erreicht. Bruder Spießer, der in seinem nach vorn durchgedrückten Halse und seiner gedrungenen Figur sich überhaupt bereits als junger Herr fühlt, und nur in seinen Scherzen mit dem Schwesterchen Schmaltier sich als Rüpel in den Flegeljahren zeigt, läßt in seinem geschlossenen Tritte sich schon ganz deutlich als Hirsch ansprechen. Freilich ist seine Fährte von der seines älteren Bruders, des Sechsenders, der ab und zu noch der Mutter einen Artigkeitsbesuch abstattet, sonst aber sich im Bewußtsein seiner Manneswürde zu den Hirschen hält, noch gar sehr verschieden, denn dieser setzt bereits den Tritt etwas von der Hauptlinie der Spur ab. Der Jäger, der alle Tage am Waldrande herumschnüffelt, bezeichnet das als „Schränken". Großpapa, der starke Vierzehnender, der immer so herrisch gegen das Schmaltier ist, und diesem nicht die geringste Unterhaltung mit jungen Hirschen erlaubt, schränkt aber noch viel mehr. Der ist ja auch so lang und stark im Rumpfe, daß seine Schritt-

weite viel weiter ist wie die des Muttertieres, und seine Schalen haben so dicke Ballenabdrücke wie kein anderer Hirsch im ganzen Umkreise des Waldes sie aufweisen kann. Er ist ja auch noch einmal so groß wie das Alttier, und wenn sein Geweih erst ausgewachsen sein wird, wie im vorigen Jahre, so kann er natürlich nicht so leicht über den Boden hingehen wie unser Kälbchen und sein Schwesterchen, das Schmaltier. Er drückt mit der Schwere seines Vorderteiles dann mehr auf die Vorder- als auf die Hinterläufe. Das kann man namentlich sehen, wenn er aus dem vertrauten „Ziehen", d. h. dem Schritte in das „Trollen", den Trab, fällt, oder gar „flüchtig", d. h. in Galopp, wegpoltert. Dann stehen auf seiner Fluchtfährte die Tritte der Hinterläufe nicht mehr in denen der Vorderläufe, sondern, weil er bei seinen Fluchten alle vier Läufe fast gleichzeitig aufsetzt, hinter diesen. Die Schaleneingriffe sind dann sehr breit gespreizt, und die „Oberrücken" oder „Geäfter", d. h. die oberen kleinen Schalen, berühren den Boden, und hinterlassen deutlich in diesem ihre Abdrücke, wenn er weich oder sumpfig ist. Manchmal, wenn Hirsch und Tier es sehr eilig haben, rutschen auch die Schalen vorwärts und reißen dabei Gras und Erde heraus, die fortgeschleudert umherliegt. Wenn das Schmaltier und der Spießer auf eine solche Stelle kommen, so nehmen sie schleunigst Reißaus, denn da ist es ganz gewiß nicht recht geheuer! Die Schrittweite rechnet der Grünrock, der sich im Walde zum Ärger des Leittieres um alles kümmert, zu den gerechtesten Zeichen des edlen Hirsches. Ein anderes Zeichen dieser Art ist die Stärke der Tritte, d. h. deren Breite und Länge. Natürlich ist dabei ein großer Unterschied zwischen den einzelnen Gegenden; denn der Gebirgshirsch hat eine größere Trittbreite als der spottweise „Heidebock" genannte geringe Hirsch aus dem lüneburger oder märkischen Kiefernwalde. Und noch stärker spürt sich der schwere Hirsch aus Bellye oder Darda oder den einsamen Urwäldern des Buchenlandes. Die Maße schwanken bei alten Hirschen ungemein, entsprechen im wesentlichen aber ihrer Körperstärke. Um dies Verhältnis ungefähr anzudeuten, mag angegeben werden, daß z. B. ein märkischer Zehnender bei einem Gewichte von 120 Kilogramm ohne Aufbruch eine Trittbreite von 6,5 Zentimeter, ein ostpreußischer Hirsch im Gewichte von 180 Kilogramm eine Trittbreite von 8 Zentimetern, ein buchenländischer Urwaldhirsch von zehn Enden und einem Gewichte von 210 Kilogramm eine Trittbreite von 8,8 Zentimetern aufweisen. Aber man darf hieraus keine verallgemeinernde Regel ziehen. Die Verhältnisse schwanken von Revier zu Revier. Für den Jäger bedarf das Ansprechen des Hirsches nach der Breite des Trittes großer Übung. Denn oft ist die Fährte geringer Hirsche „geblendet", d. h. der breitere Tritt des hinteren Laufes steht in dem des Vorderlaufes. Auch beim Ansprechen einer stark schränkenden Fährte heißt es hübsch aufpassen, denn auch hochbeschlagene Tiere pflegen zu schränken, und auf hartem Boden ist die geringe Breite ihrer Schalen oft nicht so deutlich

zu erkennen, daß man den Tritt von dem des Hirsches gleich unterscheiden kann. Da muß der Jäger sorgfältig spüren, bis er einen deutlich ausgeprägten Tritt findet, der ihm durch die Spreizung und die schmaleren Schalen als der eines Muttertieres sich verrät. Im allgemeinen schränkt das Kahlwild natürlich nicht, sondern schnürt. Da die Schalen des Hirsches im Tritt geschlossen sind, so zwängen sie etwas Erdreich in die Höhe, das man in der Weidmannssprache das „Fädlein" nennt. Dies und der Schluß der Hirschfährte sind sehr gerechte Zeichen. Die Schalen des Hirsches erscheinen nämlich nicht nur runder wie die des Alttieres, sondern sie sind durch die stärkere Abnutzung infolge des geschlossenen Auftretens auch tatsächlich runder geworden. Ferner ist zu achten auf den in losem Erdreich oder Schnee erkennbaren Eindruck der Oberrücken oder Geäfter des Hirsches, die mit zunehmendem Alter dicker und stumpfer werden und sich deshalb weiter auseinanderstellen wie die spitzen, nach unten gerichteten Geäfter des Kahlwildes. Fernere gerechte Zeichen sind der Beitritt, Kreuztritt, das Zurückbleiben oder Hinterlassen, die bei älteren und sehr feisten Hirschen sich als die natürliche Folge schwererer Beweglichkeit darstellen. Die Schalen des Hinterlaufes werden dann nicht mehr ganz genau in die des Vorderlaufes gesetzt, sondern geben gewissermaßen ein verzeichnetes Bild: der Kreuztritt zeigt drei Ballen, das Zurückbleiben oder Hinterlassen meist nur zwei. Dagegen zeigt das Übereilen, bei dem der Hinterlauf über den Tritt des Vorderlaufes hinausgreift, vier Ballen. Dies Zeichen ist nur geringen Hirschen eigen. Wenn in einer Fährte abgeschnittene Halme liegen, so ist diese sicher die eines Hirsches, denn das Tier zerquetscht die Halme nur, da sein Schalenrand weniger scharf ist.

Hirsch und Tier lassen sich beim Niedertun zunächst mit den Vorderläufen nieder und stehen auch zunächst mit den Hinterläufen auf. Wenn der Hirsch dies in vertrautem Zustande tut, so bringt er seinen Hinterlauf bis weit unter sich, so daß dieser Tritt mitten in das Bett hineinkommt. Dies Zeichen, das man beim Tiere niemals findet, nennt der Weidmann den „Schloßtritt". Aber das große Buch der Natur bietet für die Beobachtung des spürenden Jägers nicht nur das eine Blatt, den weichen Erdboden; ebenso wichtig sind auch die gerechten Zeichen an Baum und Strauch:

„Willst Du erfragen,
wo der Hirsch hat geschlagen,
frag' keinen Jäger, der gibt Dir's nicht an;
frag' junge Tannen, bist besser daran!"

Unser Spießerchen wählt sich zum Fegen seines Erstlingsgeweihes ein schwaches, fingerdickes Bäumchen. Der alte Vierzehnender aber nimmt einen armstarken Baum vor und bearbeitet diesen derart, daß die abgeschabte Rinde



M. Steckel. — Javorina, Hohe Tatra, August 1903.

Wapitikreuzung (vorn) und reiner Rothirsch.

zwei Meter lang in losen Fetzen herunterhängt. Wenn der Spießer oder sein zweijähriger Bruder, der Sechsender, durch die Dickung ziehn, so ritzen sie kaum die weichen Äste der Laubbäume. Wo aber der alte Vierzehnender durchgezogen oder gar flüchtig hindurchgeeilt ist, da hängen die zerbrochenen und zerknickten „Himmelszeichen" mit welkem Laube nach unten, und verraten seine Spur auch, wenn etwa die Fährte im wässerigen Sumpfe zusammengelaufen sein sollte. Auch wenn in Ameisenhaufen, namentlich in alten verlassenen, mit dem Geweih herumgewühlt ist, so darf man annehmen, es mit einem besonders übermütigen und wilden alten Hirsche zu tun zu haben. „Schneider" tun das wohl zuweilen auch, und sie reißen auch in scherzendem Übermute die Grasnarbe auf; das geübte Jägerauge kann aber doch gleich unterscheiden, wes Geistes Kind der Tunichtgut gewesen ist, der da gehaust hat.

Aus dem Nässen kann man ohne weiteres einen Schluß auf das Geschlecht ziehen. Das Tier näßt in die Tritte der etwas gespreizten Hinterläufe, der Hirsch aber zwischen die Tritte der Hinter- und Vorderläufe. Dies Zeichen gilt natürlich bereits bei dem Hirschkalbe und dem Wildkalbe, d. h. dem männlichen und weiblichen Kalbe. Ein sehr sicheres Zeichen bietet die Losung. Wer nur ein einziges Mal die eines Rudels angesehen hat, wird sofort an der dünneren und schlankeren Form der einzelnen Stücke die Losung der Tiere von der der Hirsche unterscheiden können. Die Stücke der letzteren sind gedrungener und an einem Ende zu flachen Näpfchen ausgehöhlt, während sie am anderen dementsprechende flache Zäpfchen zeigen. Dagegen ist die Tierlosung viel dünner und an beiden Enden zapfig geformt. In der Feistzeit ist die Losung des Hirsches so weich, schleimig und breiig, daß die einzelnen Stücke kaum noch zu unterscheiden sind. Das genaue Gegenteil davon zeigt sich zur Brunftzeit, wo infolge der fiebernden Hitze des Hirsches und der geringen Nahrungsaufnahme die Losung hart, formlos und gering erscheint. Sie ist dann aber erst recht leicht von der des Tieres zu unterscheiden, die auch in dieser Zeit ihre gewöhnliche Form beibehält. Dagegen wird die Losung beider Geschlechter formlos und unkenntlich in Zeiten der bitteren Not, namentlich bei harten Nachwintern.

Aus allen diesen Zeichen kann ein Weidmann, der diesen Namen verdient, das Tun und Treiben seines Wildes mit ziemlicher Sicherheit und Bestimmtheit beurteilen. Aber mit noch viel größerer Bestimmtheit schließt der Hirsch aus den vom Jäger hinterlassenen Zeichen auf dessen freundschaftliche oder üble Absicht. Es ist ohne weiteres klar, daß dies Vorstellungsvermögen und das daraus fließende Denken des Hirsches sich in demselben Maße erweitert und vertieft hat, als der Mensch die Mittel vervollkommnete, mit denen er dem Wilde nachstellt. Jeder alte Jäger weiß, daß die Hühner in der Zeit der Vorderladergewehre besser hielten als heute in der Zeit der

31*

Browningflinten, und daß dies nicht etwa erst auf persönlichen Erfahrungen der bereits beschossenen Völker beruht, sondern in ihren ererbten und angeborenen Erfahrungsschatz, den Instinkt, übergegangen ist. Der Hirsch ward durch den Menschen gezwungen, die weite freie Ebene, die seine Vorfahren liebten, aufzugeben und ein Tier des Waldes, ja im wesentlichen ein Nachttier zu werden. Wo er sich vertraut fühlt, da hört man zur Brunftzeit sein Schreien den ganzen lieben langen Tag; wo er aber weiß, daß ihm nachgestellt wird, da bricht sein wildes Rören erst lange nach Sonnenuntergang los und schweigt vor Tau und Tage. Wo er sich geschont weiß, da zieht er bereits in den Nachmittagsstunden zur Äsung und tritt in der Morgenfrühe wieder aus, um sein Frühstück einzunehmen. Wo er aber weiß, daß seinem Hauptschmucke von leisen Schleichern nachgestellt wird, die er viel mehr fürchtet als die laut durch den Wald kommenden Treiber, oder wo er in der Abenddämmerung beim Austreten auf die Kleefelder schlechte Erfahrungen gemacht hat, da wagt er sich nicht vor völliger Dunkelheit zur Äsung hinaus und verzichtet lieber auf das saftigste Frühstück, als daß er Leib und Leben in Gefahr bringt. Ja, ein und derselbe Hirsch in ein und demselben Reviere hat ganz genau unterscheiden gelernt zwischen der Schonzeit und der Jagdzeit. Im Juli kann man ganze Rudel von Kolbenhirschen beieinander stehen sehen. Aber sobald sie ihre Geweihe einigermaßen blank gefegt haben, wissen sie, daß es sich nun empfiehlt, zu der alten nützlichen Heimlichkeit zurückzukehren; und keinen von ihnen kriegt man so leicht bei Büchsenlicht mehr zu sehen, sobald die Schonzeit vorüber ist. So trägt der Mensch mit seiner Kultur selbst dazu bei, das Wild, und besonders den Hirsch, zu größerer Schärfe des Denkens heranzuziehen! Aber solange das Wild in freier Wildbahn bleibt, wahrt es sich doch die hohen ursprünglichen Vorzüge, die es vor dem Haustiere auszeichnen. Denn dies wird unselbständig gemacht und verlernt, den Nachstellungen seiner Feinde mit der Geschicklichkeit des Wildes zu entgehen, für seine Nahrung im weitesten Sinne, z. B. Kalk-, Salz- und Gerbstoffaufnahme, mit der sicheren Folgerichtigkeit der Triebe zu sorgen, wie das Wild. Anderseits wird durch die Erziehung, die der Mensch ihm gibt, sein Gedankenkreis erweitert. Aber auf Kosten derselben ursprünglichen Triebkraft, die auch sein Herr, der Mensch selbst, in demselben Maße einbüßt als seine Kultur sich entwickelt. Der Kulturmensch gelangt doch durch die höchste Summe seiner edelsten Bildung nur immer wieder zu der Forderung: „zurück zur Natur!" Freilich in einem dann sehr viel vertieften und veredelten, nämlich im bewußten Sinne! Aber wie wenige ringen zu dieser Windung der Kultur-Spirale sich empor! Wie viele bleiben mit allem Wissenskram und aller noch so abgezogenen Denkweise im Zustande hilflosester Lebensunkraft stecken! Wie das tausend Exempel von Beispielen zerstreuter Gelehrter und schrullenhafter Grübler



M. Steckel. Javorina, Hohe Tatra, Dezember 1903.

Wapitikreuzungshirsch.

beweisen, die sich den Kopf darüber zerbrechen, wozu sie auf der Welt sind und dies Lebensweisheit nennen! Daß die höchste Kraft des menschlichen Geistes der Wille sei, bringen sie mit allem Sinnieren nicht zusammen. Und die Wertschätzung der höchsten Blüte des Geistes, der Tat, ist ihnen verloren gegangen, weil sie das Verständnis für den Wert des Antriebes, des sogenannten Instinktes, verloren haben.

Der Hirsch bringt es nicht zur bewußten Freude an der Natur. Aber er sinkt auch nicht zur Unnatur des verbildeten Stubenhockers hinab, dessen handwerksmäßig und einseitig gedrillter Verstand doch im Grunde genommen die allerminderwertigste der geistigen Eigenschaften darstellt und — eben darum! — mit so viel Geringschätzung auf „das blöde Tier" hinabsieht. Wer sich mit dem Gedankengange des Hirsches viel und eingehend zu beschäftigen hat, lernt anders über den alten Einsiedler denken.

„Daß Du gescheiter als der wolltest sein,
Jäger, das bilde nur ja Dir nicht ein!"

Nächst der Fährten- und Spurenkunde ist die Zahnkunde von ungewöhnlich großer Bedeutung für die Bestimmung sowohl des Alters als der Lebensbedingungen des Hirsches. Es ist deshalb dringend zu wünschen, daß in der heutigen Jägerei dieser wichtigen Seite des Weidwerkes mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird, als jedenfalls jahrzehntelang geschehen ist. Denn sonst könnte man nicht so lange Zeit sich darüber im unklaren gewesen sein, daß das Abschießen gut veranlagter geringer Hirsche in jagdlicher Hinsicht ungefähr das Unverständigste darstellte, was man begehen konnte. Betrachten wir zu dem Zweck einmal das, in gewissem Sinne zu den Verdauungsorganen zu rechnende, Gebiß! Unser Hirsch-Kälbchen zeigte nach der Geburt zunächst nur die Milchschneidezähne und bekam nach vier Wochen die Milchbackenzähne und die Milchhaken, das heißt die oberen Eckzähne. Erst im Oktober wird es den ersten bleibenden Backenzahn kriegen und diesem wird im nächsten Mai der zweite, sogenannte Molar, das heißt Kauzahn als fünfter in der gesamten Reihe der Backenzähne folgen. Im fünfzehnten Monate wird das mittelste Schneidezahnpaar gewechselt und ebenso die Milchhaken. In dem dann folgenden Oktober ersetzt der Spieß-Hirsch das zweite und dritte Milchschneidezahnpaar durch die bleibenden Schneidezähne, während der Ersatz des vierten Milchschneidezahnpaares erst im dritten Lebensjahr erfolgt. Der dritte Kauzahn als sechster und letzter in der gesamten Backzahnreihe tritt im Mai des dritten Lebensjahres hervor und alsdann vollzieht sich im folgenden Herbste der Wechsel der Milchbackenzähne, so daß im einunddreißigsten Lebensmonate der dann vermutlich ein Gabelgeweih tragende junge Hirsch sein bleibendes Gebiß vollständig ausgebildet hat. Er besitzt dann im Unterkiefer acht Schneidezähne, während diese Zahnart im Zwischenkiefer fehlt. Das mittelste Schneidezahnpaar fällt durch seine besondere Breite



M. Steckel.

Altaihirsch und



Javorina, Hohe Tatra, Ende August 1902.

…tsche Rottiere.

auf, während jedes nachfolgende Paar schmaler wird. Im Oberkiefer trägt der Hirsch dann die kurzen stumpfen rundlichen Eckzähne, die beim Tiere wesentlich schmäler sind; und diese mit zunehmendem Alter sich abschleifenden und unter dem Einflusse der Ernährung mehr oder weniger bräunenden Eckzähne sind die vielbegehrten Granen, die wir bereits früher als das letzte Überbleibsel der Hauer des Paleomeryx kennen gelernt haben. In den weiteren Altersstufen nutzen sich die Backenzähne immer mehr ab und geben dem genauen Beobachter damit einen guten Anhaltspunkt zur Beurteilung des Alters der Hirsche. Freilich kann dieser Maßstab niemals für sich allein ausschlaggebend sein, sondern darf nur in Erwägung gezogen werden in Verbindung mit der sonstigen Körperbeschaffenheit, dem Gewichte, der Geweihausbildung usw. des Hirsches. Es versteht sich dabei ganz von selbst, daß gerade für die Abnutzung der Zähne die Beschaffenheit der Äsung und die sonstigen Lebensbedingungen in verschiedenen Gegenden von großer Bedeutung sind, während die Reihenfolge des Zahnwechsels vom Kaukasus bis zu den hochschottischen Grampians im wesentlichen dieselbe bleibt. Prof. Dr. Nietsche zu Tharandt hat für die Beurteilung des Lebensalters der Hirsche namentlich auch den Bau und die Abnutzung der Schneidezähne stark betont. Und es läßt sich nicht verkennen, daß ebenso wie bei Pferden bei dem Wilde diese Abnutzung Anhaltspunkte für die Altersbestimmung bietet. Aber freilich sind auch dieser Beurteilung enge Grenzen gezogen. Eins aber steht jedenfalls fest: solange nicht das Gebiß vollständig ausgebildet ist, kann man den jugendlichen Hirsch nach der Zahl der Milchzähne ziemlich sicher ansprechen, und den in mittleren Jahren stehenden Hirsch kann man immerhin leidlich zutreffend schätzen, wenn man die Abnutzung der Schneidezähne und der Backzahnkronen berücksichtigt bei der Beurteilung seiner gesamten Körperbeschaffenheit. Unsere Kunde von dieser Zahnentwicklung ist noch verhältnismäßig jung und wir dürfen deshalb der älteren Jägerei keinen allzu starken Vorwurf machen, die vor den Arbeiten von Oberförster Josef, Dr. Nietsche und Dr. Nehring über die Lebensbedingungen des Hirsches Anschauungen hegte, die heute durch die sorgfältige Beobachtung jener Forscher als irrtümliche überwunden sind.

Aber eben weil wir heute auf dem festeren Boden von Tatsachen stehen, muß dem lebenden Geschlechte immer mehr zum Bewußtsein gebracht werden, daß der Hirsch ein wesentlich höheres Alter erreicht und zur vollständigen Ausbildung seiner Form erreichen muß, als man bis dahin angenommen hat! Die allgemeinen Kennzeichen des Alters liegen beim starken Hirsche in der Gedrungenheit und Perlung der Stangen, in deren tiefen Furchen und in den knuffigen Rosen, die auf nur kurzen Rosenstöcken sitzen. Außerdem läßt das Zurücksetzen des Geweihes auf ein hohes Alter schließen und ferner die Farbe des Haares, in dem viele Einzelhaare weiß sind und

namentlich an der Stirn bei beiden Geschlechtern ein weiches grauweißes Haar steht. Auch werden die Lichter allmählich mit höherem Alter trübe und die Schalen nutzen sich sehr stark ab, die Oberrücken zeigen nur noch Stümpfe. Alles dies reicht aber nicht zur Beantwortung der Frage aus, welche Zahl von Lebensjahren ein einzelner bestimmter Hirsch erreicht habe oder welche er hätte erreichen können, wenn nicht eine Kugel vorzeitig seinem Leben ein Ende gesetzt hätte. In dieser Hinsicht haben wir sehr viel von den alten Schriftstellern zu lernen und aus dem Gelernten sehr wichtige Nutzanwendungen für die eigene Gegenwart und Zukunft zu ziehen. Nach altem bildlichem Ausdrucke „stirbt der Hirsch nicht", d. h. er lebt unabsehbar lange. Franz von Kobell sagt: „Er tritt die Eichel in den Grund und sieht den Baum daraus aufwachsen, der ihm dann reichliche Mast liefert, und er sieht diesen Baum vergehen, daß er sein Geweih in den Stamm stoßen und das modernde Holz mit den Läufen zerstäuben kann." Pausanius erzählt, daß man in Arkadien einen geheiligten Hirsch gekannt habe, der ein Halsband trug, aus dessen Inschrift erkennbar war, daß er gefangen wurde, „als Agapenor gen Ilion zog". Pausanius schließt daraus, daß ein Hirsch länger leben könne als ein Elefant, als dessen Alter man gegen zweihundert Jahre annahm. Die Ergründung dieses Geheimnisses hat bereits Alexander den Großen beschäftigt, der öfter gefangene Wildkälber wieder frei ließ, nachdem ihnen ein Halsband angelegt war mit Angabe des Fangortes und der Jahreszahl. Ein auf solche Weise gekennzeichneter Hirsch soll im Alter von fünfundachtzig Jahren erlegt worden sein. Die vom „Allgemeinen Deutschen Jagdschutzverein" eingerichtete Wildmarkenkontrolle ist also, wie man sieht, durchaus nichts Neues; und die oft sehr übereifrigen Gegner dieser Einrichtung hätten sich von der Geschichte dahin belehren lassen können, wie natürlich das Bedürfnis ist, unanfechtbare Urkunden über das Alter der Hirsche zu gewinnen. War doch bei den Alten schon der Ausdruck für ein selten hohes Greisenalter: cervinos annos vivere, d. h. die Jahre eines Hirsches erreichen. Auch aus neuerer Zeit ist uns noch häufig Kunde von sehr alten Hirschen überliefert. So berichtet Kobell von einem Hirsche, der über siebzig Jahre alt geworden ist im Parke des Grafen Hardegg zu Schmida bei Wien. Er setzte gewöhnlich zwanzig bis vierundzwanzig Enden auf und wurde in seinem zweiundsiebzigsten Jahre von einem Wildschützen erschossen. Ein anderer ungewöhnlich alter Hirsch ist von Louis Philipp im Jahre 1836 im Forste von Vincennes erlegt worden. Dieser trug um den Hals einen in die Haut eingewachsenen verwitterten und ganz schwarz gewordenen Messingring, der noch heute im französischen Museum aufbewahrt wird. Als man diesen Reif putzte, kam eine Inschrift zum Vorschein, aus der man erkannte, daß es sich um jenen Hirsch handelte, dem am 8. September 1808 die Kaiserin Josefine das Leben geschenkt hatte, nachdem er, damals ein Zweiundzwanzigender, auf



M. Steckel. *Javorina, Hohe Tatra, August 1902.*

Altaihirsch im Bast.

einer von Napoleon veranstalteten Jagd in ein Gehege hineingetrieben war und dort im Netzwerke sich verstrickt hatte. Nach dem einstimmigen Urteile der anwesenden erfahrenen kaiserlichen Forstbeamten war der Hirsch damals, im Jahre 1808, mindestens zwanzig Jahre alt. Er muß also im Jahre 1836 ein Alter von etwa fünfzig Jahren erreicht gehabt haben. Daß Hirsche, die im nachweisbaren Alter von zwanzig Jahren zur Strecke gelangten, ihre Lebenskraft durchaus noch nicht überschritten hatten, haben wir auf den deutschen Geweihausstellungen der letzten Jahre wiederholt an ihren Geweihen festzustellen Gelegenheit gehabt. Döbel hat in seiner „Neueröffneten Jägerpraktika" das durchschnittliche Lebensalter des Hirsches auf dreißig Jahre geschätzt. Dietrich aus dem Winckell nahm dreißig bis vierzig Jahre an. Die erwähnten Feststellungen über die Erreichung des zweiundsiebzigsten und fünfzigsten Lebensjahres zwingen aber geradezu uns die Vermutung auf, daß die durchschnittliche natürliche Lebensgrenze des Hirsches wesentlich höher liegt als selbst Altmeister Döbel angenommen hat. Und es herrscht heute unter allen erfahrenen Verwaltern jener Reviere, die wirklich starke Hirsche bergen, wohl nur eine Stimme darüber, daß zur Erreichung wuchtiger und mächtiger Geweihe drei Dinge gehören: erstens Ruhe, Ruhe und nochmals Ruhe. Zweitens gute Äsung und sonstige richtige Lebensbedingungen und drittens Alter, Alter, Alter!

Die Äsung ist natürlich bereits in der Jugend des Rotwilds auf dessen kräftige Entwicklung von höchstem Einflusse. Es ist klar, daß ein durch schwere Nachwinter und Bremslarven heruntergekommenes Tier sein Kalb nur schlecht zu ernähren vermag, wenn ihm zu allen Plagen auch noch im Mai und Juni die richtige Äsung fehlt, und daß das Kalb, sobald es selbst zu äsen beginnt, in seinem Knochenbau nur schlecht vorwärts kommt, wenn der Boden arm an Kalk und sonstigen Nährstoffen ist.

Nicht ohne Grund trägt der Hirsch in dem kalkarmen Schwarzwalde ein so leichtes und geringes Geweih. Nicht ohne Grund stehen auf dem Basalt Hirsche mit wuchtigen und gewaltigen Stangen. Die Leittiere wissen auch ganz genau, warum sie kurzes Gras lieber äsen als langes, und sie suchen deshalb lieber Hänge, Bergrücken und sonnige Höhen auf als feuchte Täler mit noch so üppigem Grase und Krautwuchse. Im deutschen Mittelgebirge auf Granit und Quarz bevorzugen sie das einjährige feine Rispengras der Aira-Arten und auch im Winter sind ihnen die grünbleibenden feinen Blätter dieser Art willkommen. An Quellen, die nicht zufrieren, sucht das Edelwild gleich dem Rehwilde mit Vorliebe Kresse und Kräuter auf, die dort zu sprießen pflegen. Leidenschaftlich gern äst es auch im Walde die mit Unrecht in so üblen Ruf gekommene Mistel, und in höheren Lagen nimmt es gern auch gewisse Baumflechten an. Doch sind diese ebenso wie Heidekraut zwar eine gute Nahrung, verbessern aber nicht die Geweihbildung der Hirsche.

Das Wild zieht sich deshalb um diese Zeit im Gebirge auch gern den Tälern und Ansiedlungen zu, wo es auf der Wintersaat die um solche Zeit zweifellos beste Äsung findet. Wenn der Frühling in den Wald einzieht, so bilden die ersten Sprossen der Anemonen, des Sauerklees und der Hainhirse eine Lieblingsäsung des Wildes, und später nimmt dies sehr gern auch das junge Baumlaub an. Neuerdings ist man darauf zurückgekommen, dies Laub in zartem Zustande zu werben und zu trocknen. Es ist ganz zweifellos, daß dies Laubheu, namentlich das von Feldahorn, Eberesche, Linde, Esche und Eiche eine ebenso wohlfeile als für die Geweihbildung der Hirsche wegen seines Gehaltes an Stickstoff, Pflanzenfett, Kalk und Phosphorsäure dienliche Winternahrung bietet. Seltsam genug, daß dies lange Zeit so vollständig verkannt werden konnte! Denn schon Hartwig sagt in seinem „Lehrbuch für Jäger", daß dies Schaflaub, wie er es nennt, dem Rot- und Damwilde ungemein dienlich sei, und er empfiehlt, es in einen Meter langen Reisern von Eichen, Hainbuchen, Ulmen, Eschen, Linden usw. zu werben und in kleinen Büscheln oder Wellen an der Sonne zu trocknen und dann bis zum Gebrauch einzuscheuern. Widersprechen wird man ihm freilich darin müssen, daß er als den geeignetesten Monat zum Schneiden dieses Laubes den August bezeichnet. Es empfiehlt sich vielmehr, das junge Laub, namentlich das von Eichen, zu werben, ehe es hart und fest geworden ist. Neben diesem Baumlaube bieten die, leider von der Forstwirtschaft in den letzten Jahrzehnten als Waldunkräuter verfemten, jetzt aber in ihrer Bedeutung für das Wild wieder besser gewürdigten Sträucher im Sommer und Winter gute Nahrung: insbesondere Weiden, Hirschholunder, Himbeere, Brombeere, Heidelbeerkraut, Ginster, Efeu, Besenpfriem, Hasel u. a. m. Auch dem Auerwilde, Hasel- und Birkwilde, Drosseln und zahlreichen anderen nützlichen Vögeln sind diese Sträucher mit ihren Knospen und Beeren sehr nützlich. Man sollte sie schon um deswillen nicht rücksichtslos vertilgen. In vielen Berggegenden, insbesondere in Schottland, sind sie ganz unentbehrlich. Was wäre der Hirsch auf den Einödheiden über dem wilden Loch-na-gar wohl ohne die Planta genista, das Wappenblatt der Plantagenets! Und was wäre der Hochwald, wäre die Mark ohne die leuchtende Goldpracht der Blüte des von fleißigen Immen umsummten Stachelginsters, des vielgescholtenen Besenpfriem, der überdies mit seinem starken Kaligehalt so sehr den Boden verbessert!

Kleeschläge werden vom Wilde begierig angenommen, und diese Äsung ist ihm sicherlich auch sehr dienlich, insbesondere den Alttieren, die Kälber zu nähren haben. Mit dem Fortschreiten der Jahreszeit ziehen sich die Rudel wieder zusammen. Die vorjährigen Schmaltiere und Spießer scherzen mit ihren diesjährigen Geschwistern, und man sieht bald wieder ein altes Leittier mehrere Mütter mit ihrer Nachkommenschaft führen. Anderseits stehen



M. Steckel. *Javorina, Hohe Tatra, August 1902.*

Altaihirsch mit frisch gefegtem Geweih.



M. Steckel. *Javorina, Hohe Tatra, August 1906.*

Weißer Edelhirsch im Bast nebst Tier. Aus England eingeführt.

die Hirsche mit einigen Beihirschen um diese Zeit abgesondert und die ganz starken heimlich und allein.

Wo die Rudel durch den Wald den verlockenden Feldern mit duftendem Klee, blühenden Erbsen und allmählich reifendem Hafer zustreben, sind die Wechsel wieder breit und frisch ausgetreten, und auch die leicht erreichbaren Stellen frischen Wassers zeigen sich nun häufig besucht. Das Trinken ist dem Wilde im Sommer und namentlich im Winter ganz unentbehrlich. In schneereichen Wintern und in hochgelegenen Revieren, wo es an offenem Quellwasser fehlt, ist die Beschaffung von Trinkwasser für das Wild deshalb viel wichtiger als die von hinreichender Äsung. Im Sommer scheint das Wild sich weniger zu tränken, solange es saftige Gräser und Futterpflanzen annimmt, schöpft aber um so häufiger, wenn es auf reifende Hafer- oder Erbsen-Felder zieht. Lange Zeit hat man sich in der Jägerwelt und sogar in den Jagdzeitungen darüber gestritten, ob das Wild überhaupt sich tränke. Insbesondere wurde bestritten, daß es tatsächlich schlucke. Die Frei-Aufnahmen haben inzwischen augenscheinlich bewiesen, wie sehr dies

32*



M. J. Herrmann. *London, Richmond Park, August 1906.*

Schottische Kolbenhirsche, verhoffend.

der Fall ist, und eine hinreichend große Anzahl von tatsächlichen Beobachtungen durch alte erfahrene Jäger hat auch schon längst bestätigt, daß das Rotwild trinkt. Es versteht sich aber von selbst, daß es sehr viel weniger Durst leidet, wenn es morgens Gräser äst, die über und über vom Tau getränkt sind.

Ebenso scheint man sich noch heutigen Tages in weiten Kreisen nicht klar über die große Überflüssigkeit von Salzlecken in solchen Revieren zu sein, wo bei dem natürlichen Nährsalzgehalt der Gräser das Wild zur Annahme von Kochsalz gar kein Bedürfnis verspürt, oder wo durch die Düngung der Wiesen in dem Kainit hinreichende Mengen kochsalzhaltiger Verbindungen in den Graswuchs gebracht werden. Daß in salzarmen Revieren die Salzlecke oder Sulze vom Rotwild begierig angenommen wird, steht natürlich ebenso außer Zweifel, wie die Tatsache, daß zur gesunden Verdauung eine gewisse Menge von Salz unbedingt gehört. Es gibt aber noch heutigen Tages Wunderdoktoren, die eine parfümierte Salzlecke nicht nur als ein Allheilmittel für das Wild, sondern auch als unfehlbares Mittel für dessen Anlockung empfehlen. Sehr viele Käufer solcher Geheimmittel



M. J. Herrmann. *London, Richmond Park, August 1906.*

Schottische Hirsche in der Kolbenzeit.

übersehen entweder oder sind aus Mangel an Erfahrung in forst- und landwirtschaftlichen Dingen nicht in der Lage zu beurteilen, ob nicht die in diesem Salzstein enthaltenen Stoffe in der Analyse der Waldgräser und Waldpflanzen ihres Jagdgebietes in hinreichender Menge nachweisbar sind. Die Jägerwelt ist aber in dieser Hinsicht heute noch genau so wundergläubig wie in früher Zeit, als fahrende Jäger das Land durchzogen und einander in der Anpreisung der besten Lock- und Geheimmittel überboten. Ähnlich wie mit dem Salz verhält es sich mit dem Kalkgehalte des Bodens. Es ist ganz zweifellos, daß dieser zur Geweihbildung unerläßlich ist, und man braucht zum Beweise dessen kaum noch das geringe Gewicht schlechter Geweihe und den durch Untersuchungen nachgewiesenen Kalkgehalt des Stand-Bodens ihrer Hirsche zu vergleichen. Die Erfahrung hat auch gelehrt, daß in Gegenden von landwirtschaftlich hoher Kultur, wo ursprünglich kalkarme Böden durch reichliche Zuführung von Düngerkalk im Ertrage gesteigert sind, die Geweih- und Gehörnbildung der Hirsche und Rehböcke sich ungewöhnlich verbessert hat. Es soll gewiß auch nicht bestritten werden, daß durch Beimischung von phosphorsaurem Kalk zu der Winterfütterung, insbesondere zu Hafergaben, dem Wilde gut gedient wird; weit besser ist es aber auch in diesem Falle, wenn die Kalkzuführung auf dem natürlichen Umwege durch die Pflanzen infolge reichlicher Kälkung des Bodens geschieht. Jedenfalls wird dem Hirsche durch kräftige kalk- und nährsalzreiche Äsung der Wald, den die allzu nüchterne Forstgärtnerei aller Stauden und Ranken und aller Reize beraubt hatte, wieder lieb und zur wirklichen Heimat gemacht.

Die Geweihbildung.

Auch die Beobachtung der Geweihbildung des Rothirsches vom Kalbe bis zum Kronenhirsche bestätigt den auf allen Gebieten der Tierkunde beweisbaren Satz, daß jedes Einzelwesen in seiner Entwicklung die Stufen zu durchlaufen hat, die seine Art in der langen Reihe der Geschlechterfolge bis zu seiner jetzigen Entwicklung zurücklegen mußte. Wie sich aus den vom Paleomeryx abstammenden Vorläufern des Hirsches in der Alten Welt der Dicroceros als erster Geweihträger herausbildete, und wie diesem die in Europa ausgestorbenen, aber in Asien noch lebenden Muntjaks als zurückgebliebenste Form sich anschließen, wie dann unter den echten Hirschen der Neuen Welt von den Spießhirschen und Gabelhirschen über den sechs Enden tragenden Pampashirsch hinweg zum vielsprossigen Sumpfhirsch und dem Maultierhirsch die Aufwärtsbewegung ununterbrochen erkennbar ist; und wie wir in der Alten Welt in der Rusa-Gruppe und der Rucervus-Gruppe

die gleiche Entwicklung beobachten können, um schließlich in der Elaphus-Gruppe die Krönung dieser geschichtlichen Entwicklung der Art im deutschen Kronenhirsch zu finden: so zeigt auch bei den Einzelwesen die Entwicklung des Geweihes von den ersten Knöpfchen des Schmalspießers bis zu dem Endenreichtume eines Vierundzwanzigenders noch einmal den von der ganzen Art durchlaufenen weiten geschichtlichen Weg. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß das Einzelwesen bei guter erblicher Anlage und günstigen äußeren Bedingungen oft eine oder mehrere Stufen der von der Art durchlaufenen Reihe überspringt! Dies hat man bei Hirsch und Rehbock lange Zeit übersehen. Es herrschte deshalb unter den Schriftstellern große Meinungsverschiedenheit über Wesen und Gang der Geweihbildung. Noch jetzt bedürfen einige dahingehörende Fragen der Aufklärung, die durch keine noch so feine und schöne Theorie geboten werden kann, sondern nur durch sorgfältige Beobachtung und unanfechtbare Naturkunden: Freiaufnahmen und die Wildmarken, die das Alter der gezeichneten und zur Strecke gebrachten Stücke erweisen und damit eine von Jahr zu Jahr zunehmende Bedeutung erhalten werden.

Schon jetzt ist durch die Marken bewiesen, wie müßig der Streit war, in welchem Monate seines Lebens der Schmalspießer sein Erstlingsgeweih bilde. Wir wissen vielmehr jetzt, daß dies, wie alle unbefangenen Jäger in Übereinstimmung mit zahlreichen Forschern stets behauptet hatten, fast bei jedem Stück verschieden ist. Im guten Durchschnitte kann man folgendes als üblich — aber beileibe nicht als eins der vor zwanzig Jahren berühmten „ewigen Naturgesetze!" — bezeichnen. Bei dem Schmalspießer, der zur gewöhnlichen Zeit, d. h. im fünften Monate den ersten bleibenden Backenzahn und dann im Mai den zweiten Kauzahn (Molar) als fünften in der Gesamtreihe der Backenzähne geschoben hat, also hinsichtlich seiner Zahnbildung bis dahin für „normal" gelten kann, beginnt füglich schon im April das Schieben des Rosenstockes.

Auch über Wesen und Ursache dieses Vorganges sind die Meinungen noch geteilt. Übereinstimmung herrscht darin, daß das Geweih als ein „sekundäres" Geschlechtsorgan zu betrachten ist. Dagegen herrscht starker Meinungsgegensatz in der Frage, ob der Rosenstock von der Mitteltafel des Schädelknochens (d. h. also der Schwammtafel oder sogenannten „Diploë") aus geschoben wird, oder ob er als Erzeugnis der Knochenhaut wachse, was man „Spitzenapposition" nennt. Letztere Auffassung wird hartnäckig von berühmten Gelehrten verteidigt; aber Karl Brandt, der auf das ganze Gebiet der Geweihbildung mit dem Scheinwerfer unbestreitbarer Tatsachen Klarheit gebracht hat, verdient doch wohl den Vorzug mit der von ihm aufgestellten Lehre, auf die zuerst Professor Dr. Nietsche-Tharandt hingelenkt hat. Dr. Nietsche wies nach, daß die äußere Schädelknochentafel von der mittleren vorgewölbt werde, die sehr bald größere Festigkeit erhalte und so die Ansätze



M. J. Herrmann. *London, Richmond Park.*

Schottischer Hirsch im Wasser.



M. J. Herrmann. *London, Richmond Park, September 1906.*

Alttier am Wasser.

der Rosenstöcke bilde. Durch diese Verdickung des Stirnbeines waren aber die Wachstumserscheinungen der oft recht langen Rosenstöcke noch nicht hinreichend erklärt. Erst Karl Brandt wies auf Grund zahlreicher Untersuchungen an durchgesägten Rosenstöcken nach, daß sich die Schwammtafel, die Diploë, in ihrer Länge vergrößere und, da ihre Faserung eine senkrechte ist, die Spitze in die Höhe treibe. Dadurch nun, daß die Spitze der Schwammtafel verknöchert, und die Spitze des sich bildenden Rosenstockes durch das fortwährende Wachsen der Schwammtafel immer mehr in die Höhe geschoben wird, wächst der Rosenstock in die Länge. Sobald er eine bestimmte, bei jedem Einzelwesen verschiedene Länge erreicht hat, hört dies Wachstum des Knochens auf, und die Schwammtafel verknöchert bis auf ihre natürliche Dicke.

Bei dem Rehböckchen schiebt sich dann, je nach seiner Veranlagung, aus dem Rosenstocke entweder ein spitzes Knochengebilde, das ohne Bastbedeckung wächst und einfach die Spitze des Rosenstockes und der ihn bedeckenden Haut durchbricht, also auch nicht gefegt zu werden braucht; oder es bildet sich ein bastbedeckter Spieß bezw. Knopf, der gefegt wird. An diesem Punkte der Geweihbildung trennen sich Rehbock und Hirsch. Der letztere schiebt seinen Spieß immer unter Bast und muß ihn deshalb auch fegen!

Naturgemäß trat Karl Brandt mit dieser Lehre auch in Widerspruch zu der herrschenden Auffassung über die Zeit der Bildung des Erstlingsgeweihes. Prof. Dr. Bernhard Altum, der sich auf anderen Gebieten der Forst-Tierkunde hohe Verdienste erworben hat, veröffentlichte 1874 seine Schrift „Die Geweihbildung bei Rotwild, Rehbock und Damhirsch", in der er nach vergleichenden Studien an zahlreichen Schädeln einer großen Geweihsammlung, doch ohne Prüfung und Beobachtung des lebenden Wildes, den Satz aufstellte, daß es drei Spießer-Stufen gebe: die des Knopfspießers im ersten Lebensjahre des Hirschkalbes, die des Schmalspießers und die Gablerstufe, in der auch ein Spießer, der Gabelspießer, vorkommen könne. Er nahm an, daß die Rosenstöcke bei dem im Juni gesetzten Hirschkalbe sich um Weihnachten bemerkbar machen; im Juni würden sie vom Schmalspießer gefegt und schon im Juli abgeworfen, um unmittelbar darauf durch die zweiten Spieße ersetzt zu werden. „Ach, wenn man so in sein Museum gebannt ist und sieht die Welt kaum einen Feiertag!" — Karl Brandt trat dieser Lehre auf Grund umfassender Feststellungen entgegen, die er im Vereine mit erfahrenen Forstmännern nicht am grünen Tische, sondern im grünen Walde vornahm. Und die seitdem durch die Markenzeichen des „Allgemeinen Deutschen Jagdschutzvereins" gelieferten urkundlichen Beweise haben ihm recht gegeben! Prof. Altum wäre freilich wohl nie zur Aufstellung seiner gekennzeichneten Lehre gekommen, wenn ihm bereits die von

uns a. a. O. geschilderten Ergebnisse der Forschungen vorgelegen hätten, die Oberförster Josef, Prof. Dr. Nietsche und Prof. Dr. Nehring inzwischen über die Zahnbildung des Rotwildes geliefert haben. Wie diese letztere ist auch die Geweihbildung beeinflußt von einer Summe von Lebensbedingungen, die es erklärlich erscheinen läßt, daß namentlich die Jugendstufen aller noch so schönen und „ewigen" Naturgesetze spotten.

Unser Schmalspießer, den wir als einen „normalen", d. h. durchschnittlich gut veranlagten Zukunftshirsch ansprechen dürfen, hat also sein Erstlingsgeweih im Baste geschoben und hat damit im Alter von sechzehn Monaten die Wonnen des ersten Fegens zu kosten. Das Bast, das seine Spieße bedeckt, sowie die Knochenhaut, die immerhin zur Ernährung der Knochenbildung teilweise beigetragen und namentlich die Stoffe geliefert hat, die dem Geweih dann unter der Einwirkung von Luft und Licht und des Saftes des Fegebaumes seine Farbe geben, beginnen abzutrocknen; und das verursacht dem Spießer zum ersten Male das ungemein lästige Gefühl des Juckens, das er mit zunehmender Stärke seines Geweihes von Jahr zu Jahr empfindlicher verspüren wird. Und das Ungewohnte dieses Zustandes veranlaßt ihn zu drolligen Kreuz- und Quersprüngen. Dann aber beginnt er — zu einer Zeit, wo kein erwachsener Hirsch mehr daran denkt, nämlich frühestens im September, meistens erst im Oktober! — seine Spieße zu fegen, wozu er sich ein dünnes und niedriges Bäumchen aussucht, an dem er erst zaghaft und dann schon mutiger herumarbeitet, um das juckende Bast loszuwerden. Wie sehr ihn dies plagt, verrät dem Beobachter der schmerzlich ärgerliche Blick seiner Lichter. Kurz nach dem Fegen seines Erstlingsgeweihes pflegt der Spießhirsch die Milcheckzähne gegen die bleibenden Granen zu wechseln. Das Spießgeweih wirft er ab, wenn andere Hirsche schon wieder dicke Kolben tragen, nämlich im Mai oder Juni. Auch dies vollzieht sich bei ihm als erstmaliger Vorgang unter großer Mühe, oft unter heftigen Klagen. Das Abbrechen des winzigen Erstlingsgeweihes erscheint ihm als etwas Ungeheuerliches, während er nach zwanzig Jahren sein schwer lastendes Kronengeweih schweigend, wenn auch in verhaltenem Schmerze, abwerfen und diesen, Hornung für Hornung sich vollziehenden, Vorgang als gewohnte Selbstverständlichkeit empfinden wird. Das dann vom bisherigen Spießer gebildete Geweih kriegt eine stärker ausgebildete Rose. Diese rührt daher, daß sich über der Abbruchstelle des alten Geweihes am Rosenstocke die neue Zellenbildung zunächst besonders kräftig entwickelt und gleichsam überquillt. Der Aufsatz des zweiten nun beginnenden Geweihs wird gleich dem der älteren Hirsche, vielleicht ein wenig später, abgeworfen. Es ist oft wieder ein Spieß, unter besseren Bedingungen aber auch ein Gabler- oder Sechsergeweih. Ja, durch Kontrollmarken des Allgemeinen Deutschen Jagdschutzvereins ist nun schon dreimal festgestellt, daß gutveranlagte Hirsche



M. J. Herrmann. *London, Richmond Park, September 1906.*

Schottische Hirsche an der Tränke.

als zweites Geweih ein solches von acht Enden aufsetzten. So wurde in der Königlichen Oberförsterei Rosenfeld bei Torgau am 8. Juli 1904 ein Hirschkalb mit der Marke gezeichnet, das am 8. Januar 1907, also im Alter von etwa 30 Monaten, bei Kötten im Kreise Liebenwerda erlegt wurde und ein Geweih von acht Enden trug. Gleichfalls ein Geweih von acht Enden trug ein Hirsch von 27 Monaten, der 1907 in der Westpriegnitz zur Strecke kam. Dies Geweih hatte eine sehr gute Auslage und der Hirsch war ein „Zukunftshirsch" erster Klasse. Im Jahre 1906 wurde ein Hirsch im Alter von 28 Monaten im Reviere Stepenitz in Pommern erlegt, der auch bereits acht Enden trug und zwar sogenannte „faule" Enden. Solche hatte man bis dahin für ein sicheres Zeichen von Entartung gehalten. Jetzt wissen wir dank Brandts Beobachtungen und der Markenzeichen, daß solche Hirsche mit sehr dünnen Stangen, aber guter Auslage, trotz ihrer „faulen" Enden Zukunftshirsche sein können, weil sie erst ihr zweites Geweih tragen. Nach den Erfahrungen des Oberförsters Frey, Göhrde, dem in langjähriger Praxis ein großes Vergleichsmaterial durch die Hände gegangen ist, muß in der Regel der Knopfspießer als Kümmerer, als die normale Form dagegen der langstangige Spießer betrachtet, der Zeitpunkt des ersten Ansatzes der Rosenstöcke nicht vor März—April und die erste Fegezeit spätestens gleich nach der Brunft, oft schon Anfang September, angenommen werden. Und die am schwersten wiegende Frage, nämlich die nach dem zweiten Aufsatze des Hirsches hat auch Oberförster von Grävenitz, Schönlanke, Ostbahn, unzweideutig beantwortet. Auch er hat den Sprung vom Spießer zu einer höheren Endenstufe in freier Wildbahn wie folgt festgestellt: „Erstes Jahr: Spießer. Zweites Jahr: Sechser, Achter, Zehner, sogar Kronenzehner, auch angehende Zwölfer! Drittes Jahr: der vorjährige Sechser wird Achter, der beste wird Zehner, je nach Individualität und wie er Anlage im zweiten Jahre gezeigt hat, Vierzehner selten, aber viel Kronenzehner. Geschont werden alle Zwölfer, abgeschossen alle Zehner und ungeraden Zwölfer, die keine gute Krone machen wollen."

Die alten Jagdschriftsteller haben sich über diese Fragen aus den gekennzeichneten Gründen naturgemäß sehr zurückhaltend geäußert. Man erkennt bei ihnen nie recht, ob sie unter dem „ersten Jahre" das Kalenderjahr oder das Lebensjahr verstehen. Immerhin haben sie das Richtige besser als spätere Geschlechter getroffen, da in früherer Zeit niemand über den edlen Hirsch schrieb, der nicht selbst ein eifriger Jäger war. In alter Zeit hieß es nicht, daß der „junge Herr Forstfach studiere", sondern der Junker „erlernte die Jägerei". Flemming hat ohne Kenntnis der Zahnwechsellehre und ohne Markenzeichen doch ganz richtig, offenbar auf Grund sorgfältiger Beobachtung am lebenden Wilde, darauf hingewiesen, daß bei dem Hirsche je nach „Nahrung und Weyde, Natur und Vermögen" „in dem ersten, teils im anderen Jahre zwey Buckeln", d. i. die Ansätze zum Rosenstocke, kommen.

Wie gesagt, dürfen wir nicht mehr von „Stufen" sprechen, wenn auch immer wahr bleibt, daß die Spießer-, Gabler-, Sechser-, Achter-Stufe usw. dem „ontogenetischen Gesetze" entsprechen, das wir eingangs dieses Abschnittes erwähnten, in dem aber eine oder mehrere Stufen von kräftigen Junghirschen übersprungen werden. Die Frage, was ein jagdbarer Hirsch sei, kann deshalb auch nicht mehr wie früher kurzweg dahin beantwortet werden: der Hirsch vom Zehnender aufwärts. Ein Zehnender kann ein Hirsch von dreißig Monaten und somit ein Schneider, hingegen kann ein zurückgesetzter Kapitalhirsch Träger eines Geweihes mit mächtigen Rosen, aber nur acht Enden sein! Maßgebend für die Bestimmung eines „Jagdbaren" bleibt deshalb das Durchschnittsgewicht guter Hirsche in den einzelnen Gegenden, von dem bei dem Abschnitte über den Feisthirsch nähere Angaben folgen.

Deswegen behalten aber doch einige Regeln Gültigkeit für das Ansprechen der Hirsche nach dem Geweih, die aus der alten Stufenlehre uns geblieben sind. Dahin gehört die stärkere Annäherung des Augensprosses an die Rose, die Forstmeister v. Raesfeld der vierten Stufe zuschrieb. Der Augensproß entwickelt sich von da ab in seiner nach unten gerichteten Stellung mehr und mehr zu der guten Stoßwaffe, die er im Geweih des Kronenhirsches darstellt. Allerdings kommt es ja sogar vor — Christian Kröner hat im „Waidmann", Jahrgang 1874, S. 82 einen solchen Fall aus dem Gehege des Schaumburger Waldes erwähnt! —, daß geweihlose Hirsche, sogenannte Plattköpfe oder Mönche, ihren Platz als Herr eines Rudels behaupten. Warum auch nicht? Das ostpreußische Elch gebraucht im Kampfe sehr viel häufiger die Schalen der Vorderläufe, deren Hiebe von entsetzlicher Wucht sind, als seine leider in unseren litauischen Revieren oft recht gering entwickelten Geweihe! Und welche wuchtigen Hiebe ein Hirsch mit seiner Oberstange austeilen kann, ist auf der Decke manches Gegners zu lesen. Oft tragen alte Hirsche zurückgesetzte Geweihe von geringer Endenzahl und mit in lange Spieße ausgezogenen Hauptstangen: diese Spießer sind für alle ein normales Geweih tragende Hirsche furchtbare, überlegene Gegner, die man wegen ihres unheilvollen Wirkens in der Wildbahn kurzweg „Schadhirsche" oder „Mörder" nennt. Diese Hirsche freilich brauchen keine Augensprossen, denn sie forkeln mit ihren dolchartigen Spießen, die bei der Körperkraft dieser alten Zurücksetzer natürlich furchtbare Waffen sind. Es gibt aber auch Hirsche mit sonst ganz regelmäßiger Geweihbildung, die man nur ihrer Augensprossen wegen als Schadhirsche bezeichnet. Nämlich solche, bei denen beide Augensprossen, oder, was noch schlimmer wirkt, nur einer, in sehr starkem Neigungswinkel zur Hauptstange und dabei sehr gerade oder etwa in der flachen Biegung einer Heugabelzinke gewachsen sind. Wenn einem solchen Geweih dann noch dazu die Eissprossen fehlen, so befähigt es den Hirsch auch in unheilvoller Weise zum Forkeln.

M. J. Herrmann. London, Richmond Park, September 1906.

Schottischer Hirsch geht zu Wasser.



M. J. Herrmann. London, Richmond Park, Oktober 1906

Schottisches Rotwild in der Brunftzeit.
Platzhirsch inmitten seines Rudels.

Und solche Hirsche werden deshalb abgeschossen, auch wenn ihre Geweihbildung sonst ganz regelmäßig ist und ihr Bau zu den besten Hoffnungen berechtigt. In der Sammlung der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin steht ein solcher Hirsch ausgestopft, ein Kronenachtender, den der Kaiser am 4. Oktober 1904 zur Brunftzeit in Rominten schoß, wo man ihm als nichtsnutzigen „Mörder" das Todesurteil gesprochen hatte. Eingeweihten sind mehrere Reviere bekannt, in denen man, so schwer auch solcher Entschluß bei einem braven jungen Hirsche oft fällt, alle mit solchen übermäßig gefährlichen Kampfsprossen bewaffneten Raufbolde als „Schadhirsche" abschießt.

Daß ein Hirsch mit dem Mittelsprosse Kahlwild niederforkeln kann, ist klar. Es kommt dabei viel auf die Form des Geweihes an. Bei dem Wapiti ist der vierte Sproß mit Recht wegen seiner Länge der Dolchsproß genannt. Bei einem mit guten Parierstangen bewaffneten Gegner wird der Mittelsproß aber wohl nur in seltenen Ausnahmen wirksam. Wer auf dem Paukplatze des herbstlich bereiften Waldes die Finten und Kniffe der alten Fechter beobachtet hat, wird uns wohl darin zustimmen, daß der „Komment" auf Hieb und Stich geht. Die in die Flanken versetzten Hiebe sind aber wohl selten tödlich, wenn auch ein paar Rippen gelegentlich dabei in Unordnung kommen mögen. Hirsche mit langen und sehr festen Oberenden — wenn dieser Ausdruck für solche Geweihe erlaubt sein mag, deren Enden im Gegensatze zur Krone in einer Ebene liegen und vielleicht die Stangenspitze besonders lang entwickelt haben — forkeln auch mit diesen. Sonst verursacht die Krone dem Gegner nur lange Renommierschmisse auf der Decke. Den Endkampf führt der Hirsch in der Mehrzahl der Fälle mit dem Kampfsproß. Und zwar hat er dabei hauptsächlich drei Tricks. In jedem dieser drei Fälle sucht er zunächst den Gegner durch Anstämmen seines ganzen Körpergewichtes zu ermatten. Nach dieser Einleitung und sobald der Schwächere zu wanken beginnt, holt er ein klein wenig rückwärts aus, um die Kampfsprossen zum Stoße frei zu kriegen, und forkelt dann den Gegner in die Dünnung der Flanke. Oder er versucht ihm den Augensproß in eine der Ethmoidallücken oder eins der Lichter zu stoßen. Im dritten Falle verzichtet der alte Recke überhaupt auf Hieb und Stich, benutzt vielmehr die kräftigen Kampfsprossen dazu, um dem Gegner das Genick zu brechen! Zu dem Zwecke greift er ihn halb von der Seite an, so daß er mit seinen Augensprossen das Geweih des Verhaßten an dessen Rosen wie mit einer Zange packt, und dreht ihm dann das Genick ab. Beim Hirsche ist die Kampfart, die auf Abdrehen des Genickes abzielt, erwiesen. Allerdings geht die Auffassung mancher Beobachter dahin, daß es sich bei solchem Genickbruche meistens um Fälle handele, in denen die Hirsche verkämpft gewesen seien und der stärkere mit der Kraft der Verzweiflung versucht habe, loszukommen. Die Antwort auf diese Unterfrage wird schwer



M. J. Herrmann. *London, Richmond Park, Oktober 1906.*

Schottisches Rotwild in der Brunftzeit. Platzhirsch mit Kahlwild.

zu geben sein. Wenn man aber das erbitterte Kämpfen gleichstarker Hirsche beobachtet hat, wird man wohl alten Recken eine bewußte Tücke im Angriffe zuschreiben dürfen. Jedenfalls steht die Tatsache fest. Im „Weidmann", Bd. 8, teilte Franz v. Pausinger mit, daß in Gödöllö 1875 zwei verkämpfte Hirsche gefunden wurden, deren einem das Genick gebrochen war. Der überlebende Sieger schleppte ihn solange mit sich herum, bis er stöhnend zusammenbrach und einen Fangschuß erhielt. In der Deutschen Geweih-Ausstellung von 1905 hatte Graf von der Schulenburg-Heßler die Köpfe zweier verkämpfter Hirsche ausgestellt, die am 3. Oktober 1904 in seinem Reviere zu Ditzenburg in der Altmark zur Strecke kamen. Der Sieger war ein sehr starker Zwölfender. Er hatte dem Platzhirsche beim Kämpfen die Augensprossen von unten um das Geweih geschoben, ihm das Genick gebrochen und den Besiegten dann 1500 Meter mit bis zu einer Suhle geschleppt, wo er selbst dann durch eine erlösende Kugel vor der Qual elenden Verkommens bewahrt wurde. Das war Kampfsprossen-Gefecht!

33*



M. J. Herrmann. *London, Great Windsor Park, Oktober 1906.*

Kämpfende Hirsche.

Eine Frage, die in wesentlichen Zügen noch der Klärung bedarf, ist die nach der Ursache der Geweihfärbung. Man ist lange Zeit der Auffassung gewesen, daß die Grundstoffe der Geweihfarbe lediglich aus der von der Knochenhaut an der Oberfläche unter Bast heranreifenden Stange abgelagert werden und sich unter dem Einfluß von Luft und Licht durch Oxydation bräunen. Wenn dies zuträfe, müßte die Farbe der Geweihe unter allen Umständen waschecht sein; und das ist sie mindestens in vielen Fällen nicht. Beim Reinigen frischerbeuteter Geweihe kann leicht eine große Verschiedenheit in dieser Hinsicht festgestellt werden. Solche aus Erlenwald und namentlich aus Eichenwald geben, wenn man sie zum Abtrocknen mit der Krone nach unten stellt, eine zuweilen recht beträchtliche Menge von Farbe her. Bei Geweihen aus Kiefernrevieren ist dergleichen wohl niemals zu beobachten. Auch weist die Verschiedenheit der Farbe deutlich auf den Einfluß von Gerbsäure oder Erdbodensäure (Huminsäure) hin, der beim Schlagen und Fegen in der Färbung des zunächst schlohweiß unter dem Baste heraustretenden Geweihes mitwirkt. Prof. Dr. Olt-Gießen hat dazu in letzter Zeit schätzungswerte Beiträge geliefert. Nach seiner Auffassung ist das Zustandekommen der Farbe auf die Säfte von Sträuchern und Baumrinde zurückzuführen, die beim Fegen das Geweih benetzen, in die sogenannten „Haversischen Kanälchen" eindringen und durch die Einwirkung des Sauer-



M. J. Herrmann. *London, Great Windsor Park, Oktober 1906.*

Scharfes Gefecht.

stoffes der Luft sich bräunen. Mit den organischen Bestandteilen des Geweihes gehen auch nach seiner Auffassung die Pflanzensäfte chemische Verbindungen ein, die sich durch den Eisengehalt übriggebliebener Blutbestandteile kennzeichnen. Die so entstandenen Verbindungen aus den tierischen und pflanzlichen Säften sitzen als unlösliche braune Masse in den „Haversischen Kanälchen" und auf den rauhen Flächen der Stangen und verleihen diesen je nach ihrer Zusammensetzung und Menge ein verschiedenes Aussehen. Wenn man dies als richtig annehmen darf, so beantwortet sich die Frage nach der Ursache des Abfärbens mancher Geweihe ganz einfach dahin: daß auf der Innenseite der Stangen in der reicheren Perlung starke Reste von farbenreichem Rindenstoff, z. B. von Eichenborke, sich einfüllen, die wegen ihrer Dicke mit den organischen Bestandteilen des Geweihes in keine Berührung kommen, deshalb auch keine chemische Verbindung eingehen und folglich auch löslich bleiben. Aber einstweilen ist dies nicht mehr als der Versuch einer Beantwortung der Frage, und es wird auch hier noch eingehender Beobachtung bedürfen. Und zwar ebensosehr draußen im grünen

Walde als am grünen Tische unter dem Mikroskope und durch sorgfältige Analyse. Jedenfalls spielt die größere oder geringere Festigkeit der Stangen nach Maßgabe ihres größeren oder geringeren Kalkgehaltes insofern bei der Färbung der Geweihe eine Hauptrolle, als nach den von Dr. Olt angestellten Untersuchungen bei stark porösen Geweihen, z. B. solchen von kalkarmem Moorboden, der Farbstoff viel tiefer in die „Haversischen Kanälchen" eindringen kann, als z. B. bei den kräftigen Geweihen solcher Hirsche, die auf Basalt oder Kalkgestein gestanden haben. Widersprechen wird man Dr. Olt aber darin müssen, daß die auf Moorboden gewachsenen Geweihe durchweg unkräftig seien. Dabei kommt es doch sehr auf die Zusammensetzung des Moorbodens an. Es ist z. B. bekannt, daß sowohl auf Gebirgshochmooren als auf solchen der Niederung, z. B. in Litauen, ganz kapitale Rehböcke stehen. Das gleiche beweisen die Funde von starken in Moor gebetteten Hirschgeweihen aus verhältnismäßig noch junger Zeit. Für die Festwüchsigkeit des Geweihes gibt es ein untrügliches und auf den ersten Blick erkennbares Zeichen, das wie kein anderes den Hirsch adelt: die schlohweißen und blitzblank gefegten Sprossen und Endenspitzen. Wenn ein Prachtkerl von sechzehn Enden mit dunkler Mähne und grauer krauser Stirn im Hell-Dunkel des abendlichen Zwielichtes im Walde steht, so leuchten diese weißen Endenspitzen auf dem dunklen mächtigen Geweihe wie geheimnisvolle Kerzenlichter.

Dieser Adel der äußeren Erscheinung findet seinen entsprechenden Ausdruck naturgemäß auch im Gewichte der Geweihe. Es widerstrebt uns natürlich, auf das geringe Gewicht hinzuweisen, das die Geweihe in solchen Gegenden erreichen, wo Kalkarmut und einförmiger Nadelholzwuchs die Entwicklung zur Verkümmerung hinabdrücken. Jeder Jäger und überhaupt jeder aufmerksame Beobachter wird derartige schmerzliche Beobachtungen ja in hinreichendem Maße schon gemacht haben. Das Gewicht der starken Hirsche der Donau-Auen erreicht, wie alljährlich die Deutsche Geweihausstellung beweist, sechzehn bis zweiundzwanzig Pfund. Und Augensprossen in der Länge von fünfunddreißig Zentimetern können bei starken Geweihen dieser Herkunft als durchschnittlich bezeichnet werden. Prof. v. Mojsisowics gibt die Länge der Augensprossen eines von ihm gemessenen Geweihes mit 53,5 Zentimetern an. Diesem Verhältnisse entspricht natürlich in der Mehrzahl der Fälle auch die Auslage, die bei einzelnen besonders guten Hirschen der Donau-Auen und der Karpathen einen Meter beträgt und häufig noch weiter spannt! Die Breite der Schaufelkronen solcher Hirsche gibt Dombrowsky in dem ihm bekannten Höchstfalle mit zweiunddreißig Zentimetern an. Es wäre in hohem Grade wünschenswert, daß in Deutschland eine ähnliche Aufzeichnungsstelle gebildet würde, wie sie Rowland Ward in seinen „Reports of big game" hauptsächlich für die überseeische Jägerwelt bietet.



M. J. Herrmann. *London, Great Windsor Park, Oktober 1906.*

Schreiender, schottischer Brunfthirsch, stark abgebrunftet.



M. J. Herrmann. *London, Great Windsor Park, Oktober 1906.*

Schreiender (schottischer) Platzhirsch bei seinem Rudel.



M. J. Herrmann. *Richmond Park.*

Platzhirsch (vom schottischen Hochland), schreiend, mit Kahlwild.



Als unser Hirschkalb sein geflecktes Jugendkleid mit dem ersten einfarbigen Winterkleide vertauscht hatte, trat es gewissermaßen in seine Knabenzeit ein, in der wir es Schmalspießer nennen müssen. Dieser Lebensabschnitt fand seinen Abschluß in dem Ersatz der Milcheckzähne durch bleibende Granen. Kurz vorher hatte der Schmalspießer sein Erstlingsgeweih gefegt und wir haben gesehen, daß sein Jünglingsalter damit begann, daß er im Mai oder Juni dieses Erstlingsgeweih abwarf. Der Abwurf des zweiten Geweihes erfolgt dann ungefähr zu der gleichen Zeit wie der der alten Hirsche. Über diesen Zeitpunkt ist man eigentlich immer hinreichend klar durch Beobachtungen unterrichtet gewesen, weil das Aufsuchen der Stangen von jeher mit Eifer betrieben wurde. Leider geschah und geschieht dies häufig von sehr Unberufenen, die dem Reviere doppelten Schaden zufügen: einmal durch starke Beunruhigung des Wildes und zweitens durch Fortnahme der Stangen, die für jeden echten Jäger einen ungemein hohen Wert haben, da sie bei vollständiger und regelmäßiger Sammlung ihm die Entwicklung der Geweihbildung seiner Hirsche ungemein anschaulich vor Augen führen. Das Aufsuchen der Stangen muß mit großer Zurückhaltung geschehen und gerade hierbei bietet sich dem Berufsjäger reiche Gelegenheit zu sehr sorgfältiger Beobachtung, die neuerdings noch ganz besonders durch Freiaufnahmen unterstützt wird. Diese zeigen augenscheinlich, welche Unbequemlichkeiten dem Hirsche durch das Abwerfen entstehen und wie ungemütlich er sich namentlich fühlt, wenn die erste Stange abgefallen ist und das schwere Gewicht der anderen ihn nun einseitig belastet. Die frisch abgeworfenen Stangen haben natürlich am Bruchende eine besonders starke Witterung und werden auch von allerhand vierbeinigen Liebhabern mit Vorliebe aufgesucht. Namentlich von der Waldmaus, die mit Vorliebe daran herumnagt und das schöne Geweih oft in kurzer Zeit vollständig verunstaltet. Aber auch der junge Hirsch, der selbst nun vor dem ihm überaus peinlichen Vorgange des Abwerfens steht, schnuppert mit Neugier und begreiflicher Teilnahme an der frisch abgeworfenen Stange eines alten Recken von sechzehn Enden herum.

Wie die ganze Entwicklung des Hirsches in den einzelnen Jahren unter dem Einflusse von Wetter und Nahrung zurückbleibt oder beschleunigt wird, ist auch die Zeit des Abwerfens nicht immer in jedem Jahre die gleiche. Im Durchschnitte kann man sagen, daß Anfang März die guten Hirsche mit dem Abwerfen beginnen und daß die letzten Ende März dabei sind. Die ganz starken werfen schon im Februar, der daher „Hornung" heißt. Im April sieht man den starken Hirsch, der etwa vor vierzehn Tagen sein Vierzehnender-Geweih abgeworfen hat, bereits wieder apfeldicke Knoten über den Rosenstöcken tragen. Im Mai ist das Geweih solcher Hirsche meistens bereits fußhoch gewachsen, und im Juli erscheint es fertig vereckt; Anfang August ist das Geweih fertig gefegt oder geschlagen. Die Ausdrücke „Fegen"

und „Schlagen" sind im allgemeinen in der Jägersprache eindeutig; immerhin dürfen sie doch mit einer gewissen Unterscheidung gebraucht werden: nämlich „Fegen" für das Bearbeiten entsprechend starker Baumstämme und „Schlagen" für das Blankputzen der Geweihspitzen im Waldboden oder im feinen Schwemmkiese der Gebirgsbäche und in der bei guten Hirschen nach der Fegezeit mit Recht so beliebten Sandsuhle. Das heftige Wühlen in Sand und Kies wirkt wie eine feine Schmirgelung des Geweihes. Jedenfalls ist das eben frisch gefegte Geweih des Feisthirsches, etwa in den ersten Tagen des August, noch keineswegs reif; es findet vielmehr zugleich mit der Oxydation der Farbe unter dem Einflusse von Luft und Licht auch noch eine Verhärtung des Knochens statt.

Um ein Geweih vom Sechsender aufwärts in seinem Bau richtig beurteilen zu können, darf man sich nicht darauf beschränken, rein mechanisch seine Enden zu zählen. Vielmehr muß wohl unterschieden werden zwischen der Stangenspitze und den an der Stange selbst sitzenden Enden. Ferner muß geachtet werden auf das Herabrücken des Augensprosses gegen die Rose und auf die Vergrößerung des Neigungswinkels, den der Augensproß und der Mittelsproß mit der Stange bilden. Daß außerdem die Vergrößerung der Rose und des Stangenumfanges Beachtung verdienen, ist selbstverständlich. Bei Beachtung dieser Grundsätze wird man schon die Geweihe von Zehnendern in zwei Gruppen teilen müssen, nämlich in Eissprossenzehner und Kronenzehner. Es hat lange Zeit ein Streit darüber geherrscht, welche von beiden Formen die normale sei. Altum und Cogho hielten die Eissprossenbildung für normal, von der Ansicht ausgehend, daß nach dem Mittelsproß die Entwicklung des Eissprosses folgen müsse. Forstmeister von Raesfeld vertritt dagegen die Auffassung, daß der Kronenzehner eine frühere Geweihstufe darstelle und daß der Eissproß erst bei der Zwölferstufe normal sei. Da beide Formen nebeneinander vorkommen und die alte Stufentheorie ohnehin arg erschüttert ist, erscheint auch diese Streitfrage kaum noch von entscheidender Bedeutung. Dagegen ist für das Aufsuchen von Gleichartigkeiten in der Geweihbildung verschiedener Rassen von allerhöchster Bedeutung die auch von Forstmeister von Raesfeld mit Recht stark betonte Art der Kronenbildung. Bei dem deutschen Hirsche, den wir trotz aller Riesenstärke der Wapiti und Altaihirsche als die adligste Rasse zu betrachten haben, liegen alle drei oberen Enden der regelmäßig gebildeten Krone in verschiedenen Ebenen, so daß ihre Spitzen die Ecken eines Dreieckes bilden, das man sich möglichst gleichseitig wünscht. Bei der weiteren Steigerung der Endenzahl verzweigen sich die neuen Sprossen hauptsächlich von der Krone aus; und die Beurteilung wird von nun ab mehr oder weniger Geschmacksache. Immerhin darf man wohl auf die Zustimmung recht weiter Kreise hoffen, wenn man diejenigen Geweihe als die edelsten bezeichnet, die am wenigsten Wucherungen



M. J. Herrmann. *London, Great Windsor Park, Oktober 1906.*

Brunfthirsch, tief aufholend.



M. J. Herrmann. *London, Great Windsor Park, Oktober 1906.*

Brunfthirsch, mit halbgeschlossenen Lichtern röhrend.

in der Form und dagegen die größte Kraft und Gedrungenheit im Stangenwuchse aufweisen bei möglichst deckendem Bilde in der Zeichnung beider Stangen. Das heißt: ein hochedles Geweih soll von der Seite betrachtet möglichst nur den Umriß einer Stange zeigen, durch den die Form der zweiten Stange gedeckt wird. Auch darüber wird vielleicht unter der Mehrheit der Jägerwelt Meinungsübereinstimmung herrschen, daß Geweihe mit tiefer Becherkrone hinsichtlich des Adels der Erscheinung höher zu bewerten sind als solche mit flacher Schaufelbildung. Aber es läßt sich nicht bestreiten, daß auch diese ungemein eindrucksvoll wirken, namentlich wenn gleichfalls die Umrisse beider Stangen sich decken. Recht große Meinungsverschiedenheit besteht dagegen in der Beurteilung des weitergehenden Endenreichtums. Lange Zeit hat man auch diesem gewissermaßen ästhetische Grenzen setzen wollen; und von verschiedenen Schriftstellern ist bald das Vierzehnendengeweih, bald das des Zwanzigenders als die natürliche Höchstgrenze bezeichnet. Die Hochzuchten in fürstlichen Parks haben inzwischen bewiesen, daß wir hierbei nicht stehen zu bleiben brauchen. Es kommen tatsächlich Hirsche von ganz ungewöhnlichem Endenreichtum bei großem Adel der Formenreinheit vor. Immerhin bilden sie eine Seltenheit! Und je mehr mit Kommißbrot, Hafer und phosphorsaurem Kalk drauflos gefüttert wird, desto mehr erinnern die Geweihe an ein Fabelwesen „das sich nie und nirgend hat begeben". Vielleicht wird der Tag kommen, wo man auf Grund belehrender Erfahrung von der hier gekennzeichneten Zuchtrichtung abkommt. Einstweilen besteht geringe Hoffnung, ihn zu sehen. Das Streben nach dem „Rekord" geht dahin, eine möglichst hohe Endenzahl zu erreichen. Und wenn dem Kolbenhirsche, den im Juni der Forstaufseher bei seinem Morgenbegang mit dem Geweih im Drahtzaun verstrickt findet, durch ein paar leichte sanfte Schläge auf die Kolben, die ihn zum Zurücktreten nötigen sollen, das Zellengewebe zerstört und das Geweih dadurch zur Bildung von vierundvierzig schnurrigen Auswüchsen veranlaßt wird, so feiern gesinnungstüchtige Federhelden dies am Tage, nachdem der so gekrönte Hirsch von hoher Hand gestreckt ist, als einen Gipfel herrlicher Entwicklung. Auch Hirsche aus früherer Zeit, die durch ihren Endenreichtum die Welt in Erstaunen setzten, sind häufiger als man anzunehmen scheint, das Ergebnis einer Beschädigung im Bastzustande gewesen. Man braucht nur einen Blick auf den berühmten Sechsundsechzigender von der Moritzburg zu werfen, um diese Vermutung auch diesem Geweihe gegenüber aufrechtzuerhalten. Die Enden der Krone sind gar nicht recht zur Entwicklung gelangt, dagegen ist das ganze Oberstück auseinandergefaltet wie eine aufgebrochene Frucht, so daß man ohne weiteres auf eine durch irgend einen Stoß oder Schlag erfolgte Zerteilung des Zellengewebes im Bastzustande schließen muß. In vielen Fällen sind die Geweihe aus früherer Zeit übrigens auch das berechnete Ergebnis besonders überreicher Füt-

terung. Raoul Dombrowsky nimmt in seinem Werke über die „Geweihbildung der europäischen Hirscharten" sogar an, daß die Träger derartiger Geweihe in alter Zeit zumeist von Hirschen abstammen, welchen in halbgezähmtem Zustande ein Übermaß von Äsung geboten war, und er stützt diese Ansicht auf ähnliche Beobachtungen aus der Gegenwart. An anderer Stelle weist er darauf hin, daß man früher auch besonders starke Kälber eingefangen und in Wildparks durch übermäßige Fütterung zum Aufsetzen besonders starker Geweihe gebracht hat, um diese Kapitalen dann bei festlichen Jagden auf den Lauf zu lassen. Auf die widersinnige Geweihbildung, die durch Verletzungen, alte Schüsse oder Beschädigung des Kurzwildbrets entstehen und mehr für den Sammeleifer der Kuriositätenjäger als für die weidmännische Freude am Gesunden und Kräftigen von Wert erscheinen, braucht hier nicht weiter eingegangen zu werden. Es gibt unter diesen solche, die sich durch widersinnigen Bau der Stangen und Kronen von den gesunden Formen unterscheiden und solche, die durch eine Überzahl von Stangen die übliche Entwicklung überschritten, oder wiederum solche, die eine derartige Mehrzahl von Stangen auf besonderen Rosen bilden. Im Gegensatze zu diesen stehen solche Hirsche, die eine einseitige Geweihbildung aufweisen oder die bereits erwähnten gänzlich geweihlosen „Mönche", „Plattköpfe" oder „Büffelhirsche".

Das Fegen des reifenden Geweihes erfolgt, wie bereits gesagt, an weichrindigen Bäumen; und die Beobachtung der Fegeplätze gestattet mancherlei Schlüsse auf Art und Haltung des fegenden Hirsches. An der Stärke des Baumes und der Länge des Fege-Schadens kann man zunächst die ungefähre Stärke des Hirsches bemessen. Aus der Wildheit, mit der der Boden zertreten und das Heidekraut oder Moor aufgewühlt ist, ergibt sich ein entsprechender Rückschluß auf die Heftigkeit des Juckreizes, den das Absterben des Bastes und der Knochenhaut dem Hirsch bereitet haben. Aus der Stellung der einzelnen Fegebäume zueinander ergibt sich aber auch ein gewisser Rückschluß auf den vom Hirsche gewählten Standort. Es läßt sich nicht bestreiten, daß der Hirsch durch das Fegen namentlich an jungen Bäumen zuweilen empfindlichen Schaden tut. Immerhin darf dieser nicht überschätzt werden, denn viele Bäume verwinden den Schmerz und die Rinde vernarbt, ohne das Wachstum allzu arg zu schädigen. Oft freilich ist noch nach Jahrzehnten an dem inzwischen aufgeschossenen jungen Stamme der Schaden zu erkennen und häufig werden auch von starken Hirschen bei dem Bearbeiten junger Stämme deren Wipfel abgebrochen. Immerhin steht der Fegeschaden in gar keinem Verhältnis zu dem Schälschaden, mit dem er öfter verwechselt wird.

Der fegende Hirsch, der in wollüstigem Schmerze einen kräftigen Jungstamm bearbeitet, daß es in den Kronen der Schonung rauscht, und mehr noch der schlagende Hirsch auf weichem Kiesgrunde an einer Biegung des



M. J. Herrmann. *London, Great Windsor Park, September 1906.*

Starker Brunfthirsch, im Anfang der Brunft.

Wildbachbettes oder im trockenen Sande auf der Morgenseite eines märkischen Kiefernwaldes bietet ein herrliches Bild. Heute noch hängt von den Oberenden des stolzen Geweihes, wenn der Edle zu Holze zieht, das letzte Fähnlein Bast. In wenigen Tagen wird es verschwunden sein! Die Stangen sind braun oxydiert. In weißen Enden blitzt der blankgeschliffene Augensproß, die vielendige Krone. Nur wenige Wochen noch, und der Kampf beginnt. Waffenâ — wê!

Das Waldgespenst.

Die Heide blüht in Abendsonnenglut! Um ihre zarten Kelche summt und surrt es in spielend frohem und emsigem Mühen, und alle bunten Falter tummeln sich in der letzten Sommerwonne. Die blühenden Disteldolden sind von Pfauenaugen überladen. Auf dem Dornbusche am Waldrande hat der rotrückige Würger für seine Jungen den Tisch gedeckt, sechs, acht Gänge für jede Mahlzeit, alles zappelnd auf die Dornen gespießt; und die junge Brut läßt sich's schmecken und lernt dabei das Handwerk. Im warmen Sande an der Heideblöße stübert sich das Rebhühnervolk, und die alte Henne reckt sichernd das kluge Köpfchen. Ob sie es wagen kann? Die Luft wird mählich kühler, und der feine Abendduft meldet sich bereits über dem feuchten Wiesengrunde. Nun wird es wohl Zeit, abzustreichen und auf Äsung zu ziehen. Am Rande der Mergelgrube jagen die Schwalben lustig auf und nieder, bis hinter dem Saume des Waldes das Tagesgestirn versinkt. Da kommt es pfeifend durch die Luft gezogen: ein Schoof Enten ist im nahen See aufgestört und kreist nun über Wald, Wiese und Heidebruch, um neue Zuflucht zu suchen. Eine Ricke mit ihren Kitzen tritt am Waldrande vor und äugt das Vorland ab, ob die Luft rein und das Austreten geraten erscheint. Schmalrehchen ist bereits draußen in der Wiese, und ein Spießböckchen, das in den letzten Wochen so viel Prügel vom starken Achtender gekriegt hat, tritt furchtsam aus und stürzt dann, als es sich sicher fühlt, in wilden Sätzen auf das Schmalreh los, das flüchtig vor ihm zu Holze zurückgeht. Da schallt es drinnen mit grober Stimme, und der Spießbock sucht eiligst das Weite. Der Achtender denkt aber nicht mehr ans Aufstehen. Zwischen breitem Farrenkraut und zerknicktem Himbeergesträuch hat er sich niedergetan, wehrt sich ab und zu müde nickend mit den Lauschern eine surrende Fliege ab und fragt nicht viel nach Spiel und Tanz. Aber den Spießbock läßt er sich deswegen doch nicht ins Gehege kommen. Das hätte gerade gefehlt! Draußen im Felde ist es jetzt ungemütlich für ihn geworden. Der Roggen, der so schöne Deckung bot, ist herunter; und um die Gerste haben die Schnitter bereits die Randschwad gemäht, damit das klappernde Ungetüm mit den vier Windmühlenflügeln seine

Bahn finden kann. Da bleibt der alte Bock am liebsten in guter Deckung und wartet, bis das Licht weg ist, um dann zur Äsung auf das süße Erbsenfeld zu ziehen. Oder in das Mengekorn! Oder auf die Seradella! Der Tisch ist ja jetzt überall gedeckt für ihn! Auch für die Enten, die nun, als der Abend sich mit schweren Schatten auf die Erde herabsenkt und nur am Himmelssaume noch die letzten roten Bänder glühen, dahergestrichen kommen, um auf frisch gemähten Feldern einzufallen. Auch für die alte Bache, die mit ihren Beischweinen, wenn das letzte verräterische Licht geschwunden ist, heraustritt in den Hafer, dessen Ähren die Rotte schmatzend durch das Gebrech zieht. Ihre Frischlinge hat die Bache im Röhricht am Teufelsbruch gelassen, wo sie nach Schnecken und Gewürm das faulige Laub durchsuchen. Die unerfahrenen Dinger wissen noch nicht, mit welchen Gefahren das bißchen Freude an süßem Hafer und frischen Erbsen verbunden ist! Ehe sie nicht die Streifen im Jugendkleide los sind, haben sie im Felde nichts zu suchen. Im Teufelsbruch sind sie in guter Gesellschaft. Ein Alttier mit seinen diesjährigen Kälbern und seinen Jährlingen, dem Schmaltiere und dem Spießer, hat dort seinen Stand und weiterhin ein zweites und ein drittes. Wenn die Sonne sinkt, zieht das Tier der Suhle zu und wirft sich in den Morast, daß das Wasser der Blänke hoch aufspritzt. Wenn es mit schwerem Tritt wieder aufsteht und sich schüttelt, dann sieht es genau so kohlschwarz aus wie die kleinen Frischlinge. Der Spießer hat auch schon gelernt, wie wonnig dieses Schlammbad kühlt, zumal jetzt, wo er sich bei der reichlichen Äsung von Hafer und Schoten vor Hitze oft nicht zu lassen weiß. Er begreift nicht, warum sein dummes Schwesterchen durchaus nicht in die Suhle mag und sucht mit scherzenden Kreuz- und Quersprüngen es zum Annehmen des verlockenden Bades zu ermutigen. Dabei geht die Jagd durch Dick und Dünn, bis schließlich das Leittier mit den anderen herangezogen kommt und alle langsam dem Waldrande zu wechseln, um dort hin und her ziehend in weiten Bögen sich Wind zu holen von dem Felde, auf das sie austreten wollen. Als das dünne Bimm-Bamm der zehn Uhr schlagenden Dorfglocke herübertönt, nimmt das Alttier die Spitze, und in flottem Troll geht es hinaus bis mitten auf das wonnig duftende Erbsenfeld, wo eine Einsattelung das Rudel allen Blicken entzieht.

Auch der starke Vierzehnender, der mit seinen beiden Beihirschen, einem Zehnender und einem Achter, jetzt zuweilen auf den Feldern nascht, liebt um diese Zeit die Suhle; doch rinnt er gern auch auf dem Wechsel zu den Erbsen durch den schmalen See, in dessen Röhricht er tagsüber oft bis an den Hals stand, solange die ekelhaften verwünschten Dasselfliegen mit ihrem klebrigen Geschmeiß ihn bedrohten. Das ist nun vorbei, und sein einziges Ungeziefer sind jetzt die Hirsch-Lausfliegen, die zu Hunderten an ihm herumkrabbeln, ihm aber damit weit weniger lästig fallen als dem alten Förster, dem sie



M. Steckel. *Javorina, Hohe Tatra, Dezember 1904.*

Ungarischer Gebirgsrothirsch, eingeführt. Auffällig feist und mähnenlos.



M. Steckel. *Javorina, Hohe Tatra, September 1904.*

Ungarischer Gebirgshirsch mit drei Tieren.

sich auf seinem Revierbegange in den grauen Bart und das dichte Haar setzen. Dem Hirsche hinwiederum ist der Jäger lästiger wie alle Lausfliegen seines Waldes zusammengenommen; und als erfahrener und gewiegter Menschenkenner meidet er auch nach Möglichkeit die Wechsel, welche das Rudel jetzt nimmt. Desto lieber rinnt er durch den erquickend frischen See und macht, wenn er morgens vor Tau und Tage wieder zu Holze zieht, im Röhricht noch ein paar verschmitzte Widergänge, ehe er zurückrinnt und das schützende Loch der Brandkuhle wieder aufsucht.

Da ist es gut sein, mitten im Weizenschlage am langen schmalen Düsterföhren-See! Die Brandkuhle ist ein mit hohen Erlen, Schilf, Kalmus und Riesenampfer bestandenes Bruch. Und der Weizen ist dies Jahr so üppig aufgeschossen, daß man kaum sagen kann, wo seine dunklen Halme aufhören und das Röhricht beginnt. Gesellschaft genug gibt es da. Vom See tönt noch immer das lustige Geschwätz des Rohrsängers herüber: „Karra, karra, karra, kiet, kiet, kiet!" Haubensteißfüße, die während des Sommers ihre Jungen auf dem Rücken reiten ließen, um sie vor frechen Schnapphechten zu hüten, lärmen nun mit den Flüggen in der stillen Morgenfrühe. Bläßhühner stimmen ein, und auf einem hohen Windwurfe am Rande der Brandkuhle sitzt der putzige Kerl, der sich für den König der Vögel hält, wippt mit dem niedlichen Steiß und schmettert ein Liedchen zum Himmel, das so laut klingt, als sei er größer wie die Rohrdrossel. Wenn der alte Hirsch morgens zurückwechselt und sich niedertut, so kommt er mit wichtigtuendem Eifer herbei, verbeugt sich unzählige Male, richtet sein Schwänzchen kerzengerade hoch und begrüßt den großen Tolpatsch, der das Mordsgeweih trägt, mit lustigem „Zeck, zerr, zeck, zerr!" An dem Wurzelstocke des Windwurfes hat er sein Schlafnest, und ein anderes baut er sich jetzt drüben an einer vergessenen Garbe vorjährigen Schilfes. Und wenn der Winter kommt und alle anderen den Hirsch verlassen, wird er bei ihm ausharren und ihn warnen vor bösen Menschen.

Aber da ist noch ein anderer, der hier den alten Hirsch vor jeder Gefahr warnt: der Krüselwind, der jeden in diesen Kessel eindringenden Jäger sofort verraten würde. Ein Zeichen des Himmels hat dem Hirsche diesen Stand gewiesen. Eines Tages sah er vom jenseitigen Buchenhange aus, wie bei heller Sonnenglut in dem Kessel hier drüben die Heuschwaden in die Höhe gewirbelt wurden. In früher Nachtstunde liebt auch er dies neckische Spiel. Aber welcher fürwitzige Schneider trieb denn am hellen Mittage solchen an Selbstmord grenzenden Unfug? Bei schärferer Beobachtung aber sah er, daß gar kein Hirsch diesen Tanz der Heuschwaden verursachte, sondern daß ein ganz seltsamer Wind das bewirkte. Langsam hob dieser Schwad um Schwad auf, trug sie feierlich im Kreise herum, um sie sacht und behutsam wieder hinuntergleiten zu lassen. Den Wirbelwind,



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., Juli 1907.*

Deutsches Rotwild: Mutterwild mit Kalb.



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., Juli 1907.*

Deutsches Rotwild: Kalb nässend.

der in tollem Strudel alles über den Haufen schmeißt und wie ein wahnsinniger Schratt über das Land tost, den kannte er wohl. Aber nie zuvor hatte er dies anmutige Spiel liebkosenden Kreiswindes gesehen. Und als erfahrener Lebenskünstler zog der Hirsch daraus die gute Nutzanwendung: in diesem Kessel gab es immer warnende Witterung für ihn, von welcher Seite der verhaßte lautlose Schleicher im schilfgrünen Kleide auch kommen mochte! Noch in derselben Nacht prüfte er die näheren Umstände des Platzes, und das Ergebnis war: hier ist gut sein! Sollten wirklich einmal, was hier ja nicht wie drüben in der Pachtjagd vorzukommen pflegte, nichtswürdig freche Hunde mit krummen Läufen und hellem Halse oder gar klappernde Treiber es versuchen, ihn aus diesem Kessel herauszudrücken, so hätte er tausend Gelegenheiten, sich zu retten und schlimmstenfalls durch den See zu rinnen. Es müßte aber schon gerade der scharfe rotbraune Hund mit der Schwarznase sein, den der alte Jäger am Schweißriemen führt, der ihn hier aus seiner beschaulichen Ruhe aufstören könnte. Der naseweise Achter weiß diese Vorsicht nicht zu

würdigen, ihn lockt es Nacht für Nacht nach dem reifen Haferfelde; der schwere Weizen und der zarte Klee sind ihm nicht lecker genug. Er mag Gott danken, daß er der Führung des Alten sich anvertraut hat, den die Jäger „das Waldgespenst“ nennen! Da lernt er fein still im kühlen Bett sitzen zu bleiben, bis das verräterische Licht des jungen Mondes hinter den hohen Buchenwipfeln verschwunden ist. Und erst wenn die Schatten von drüben auf den See und den Weizenschlag herübergreifen, reckt sich der Alte mit schwerem Schloßtritte auf, schüttelt die steifen Knochen und die morastige Decke und nimmt die Nase vor den Wind, um dann behutsam aus dem hohen Röhricht auf den Bergkopf zu wechseln, wo der Weizen härter und dünner steht und die freie Nachtluft mit wohliger Kühle ihn umspielt. Nicht gar zu viel Zeit darf die heimliche Gesellschaft sich gönnen; schon als der Morgenstern über den Buchen herausschaut, mahnt der Alte zur Heimkehr. Nur die Wiese am Seemunde, über der jetzt schützende Nebel liegen, wird noch angenommen, und ein Weilchen äsen alle drei vertraut am Rande des Röhrichts in dem zarten Grase, um dann durch den Weizen nach der Brandkuhle zurückzuwechseln. Kaum sind in dem unsicheren Lichte ihre Gestalten als schwimmende Punkte erkennbar, noch viel weniger ihre Geweihe anzusprechen. Sorgfältig vermeidet der Alte den tags zuvor genommenen Wechsel und, ohne Unterlaß sichernd, führt er seine Gesellen auf heimlichen Widergängen, deren Spur das Wasser verwäscht, in das verstrüppte Versteck zurück.

Er hat alle Ursache zu dieser guten Vorsicht! Als er noch ein unerfahrener Schneider von acht Enden war, ist es ihm schlecht bekommen, daß er an jeder Suhle und auf jedem weichen Waldwege seine übereilende Fährte abdrückte oder gar auf dem Rasen sein Insiegel hinterließ. Der Bauer, in dessen Haferfelde drüben er nachts so gemütlich schmauste, lag dem Jagdpächter wegen Wildschadens unaufhörlich in den Ohren; und eines schönen Morgens, als der Achtender vergnügt bei heraufziehendem Morgengrauen am Waldrande äste und an nichts Böses dachte, fuhr ihm aus heiterem Himmel ein Blitz entgegen, und es wurden ihm kleine Donnerkeile auf die Decke geblasen, die schrecklich wurmten und brannten. Alles Suhlen im kühlen See wollte dagegen nichts helfen. Lahm, kampfunfähig und heruntergekommen wie ein Strolch trat er in des Lebens schönste Zeit ein; aber kein noch so altes Tier wollte von ihm was wissen. Den Winter über kümmerte er entsetzlich, und die bösen Folgen machten sich im nächsten Jahre in seinem jämmerlichen Auffatze geltend, mit dem er sich beim Rudel gar nicht sehen lassen durfte. Das hat er ja nun freilich überwunden. Denn sein Vierzehnendengeweih blitzt in weißen Enden, und die Stangen sind dunkel und reich geperlt. Aber mit dem ausgeheilten Vorderlaufe tritt er nicht mehr richtig auf. Und er weiß ganz genau, daß an seiner Dreitrittfährte die Jägerei der ganzen



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., Juni 1907.*

Kahlwildfährten: Alttier mit Schmaltier.



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., Juni 1907.*

Fährte eines Alttiers.

Gegend ihn kennt. Und deshalb hütet er sich, so gut es geht, sein Zeichen zu hinterlassen. Jedenfalls bekommt ihm das gut. Denn er ist bei dieser Vorsicht zu Jahren und zu dem Namen „das Waldgespenst" gekommen, der für ihn gewiß nur ehrend sein kann.

Der alte Förster, der ihn zuweilen drüben am Wiesenrande fährtet, meint, daß er gewiß acht Zentimeter Feist aufgelegt habe und daß die stärksten Hirsche der Gegend ihn an Gewicht nicht übertreffen dürften. Seine dreihundertundzwanzig Pfund wiege er aufgebrochen gewiß, und das sei für seine Gegend viel. In Rominten freilich bringe es ein guter Vierzehnender zur Brunftzeit auf dreihundertundvierzig Pfund. Aber da stecke auch Ungarblut darin! In den Donau-Auen und in den Revieren von Bellye und Darda seien Hirsche im Gewichte von fünfhundert Pfund ohne Aufbruch keine Seltenheit. Aber wenn der alte Förster davon im Wirtshause erzählt, so lächeln die Leute überlegen und schweigen höflich zu solchem „Jägerlatein". Erzählt er ihnen aber, daß „das Waldgespenst" jeden „auf die Hörner nimmt", der ihm zu nahe kommt, so glauben sie das! Denn im gräflichen Parke ist ein zahmer Hirsch eingegattert, der in der vorigen Brunftzeit seinen Fütterer beinahe totgeforkelt hätte! „Wenn das schon der Zahme tut," meint der Förster mit der unschuldigsten Miene von der Welt, „so kann man sich doch wohl vorstellen, wie böse erst ein solches Waldgespenst ist!" Natürlich! Wenn der Alte „heimwärts schnürt in seinen Bau", grieflacht er in sich hinein. So dumm brauchten die Kerle auch nachgerade nicht mehr zu sein, daß sie nicht wissen, wie der in freier Wildbahn lebende Hirsch den Menschen meidet und wie böse ein gefangener Hirsch wird, sobald er erst einmal die Scheu vor dem Menschen überwunden hat! Aber so ist die Welt! Und warum soll der alte Förster sie gerade ändern wollen? Ihm kann es nur recht sein, daß der alte Vierzehnender sich so heimlich hält, wie ein Waldgespenst. Einmal bringt er ihn doch dem Jäger vors Rohr, für den er bestimmt ist! Ist es nicht zur Feistzeit, so zur Brunftzeit, wo auch der Gescheiteste einmal eine Dummheit macht und mit sich reden läßt!

Es ist noch nicht gar so lange her, daß man die Jagd auf den Brunfthirsch nur ausnahmsweise und nur gegen solche Hirsche als weidgerecht gelten ließ, die unbedingt abgeschossen werden mußten und zur Feistzeit nicht sichtbar waren. Durch das ganze Mittelalter hindurch hat diese Auffassung gegolten; und sie stellt sogar für rückblickende geschichtliche Betrachtung die eigentlichen Keime aller Schongesetze dar. Längst bevor ein Eingreifen der königlichen oder grundherrlichen Gewalt zum Schutze des jungen Wildes nachweisbar ist, wird die Jagd auf den Hirsch Ende September und Anfang Oktober durch die auf das Schwarzwild abgelöst und der Brunfthirsch verschont. Dagegen wird sogar der edle Hirsch, noch ehe er sein Geweih verecket hat, gejagt, sowohl in England und Wales als am fränkischen Hofe. Unsere



M. Steckel. Tillowitz, Ober-Schl., Juni 1907.

Fährte eines Achtenders (Wapitikreuzung).



M. Steckel. Tillowitz, Ober-Schl., Juni 1907.

Fluchtfährte eines Sechsenders.

weidmännischen Ehrbegriffe sind eben aus Nützlichkeitsanschauungen herausgewachsen, und den Jägern aus der karlingischen Zeit galt es als weniger frevelhaft, einen gut feisten, aber das Geweih noch im Baste tragenden Hirsch zu erlegen, als einen Kapitalen, dessen Haupt zwar im vollen Kronenschmucke stand, der nach ihren Begriffen aber wegen seines brunftigen Wildbrets völlig wertlos war, und dessen Fällung somit als Verstoß gegen guten weidmännischen Brauch erschien. In der Mitte des 19. Jahrhunderts stand die Auffassung in höchster Blüte, die sich als vermittelndes Ergebnis dieser beiden Gegensätze darstellte: daß man keinen Hirsch schießen sollte, der nicht das Geweih blitzblank gefegt trage, und daß man anderseits ihn nur so lange jagen sollte, als sein Wildbret in gutem Feiste und frei von Brunftgeruch sei. Vom Standpunkte der heutigen Jägerei kann man dagegen anführen, daß die Nützlichkeitsgesichtspunkte, insbesondere die Rücksicht auf den Wildbrethändler und die Narren, die sich an dem Braten von einem alten Brunfthirsch die Kinnbacken lahm kauen, ganz zurücktreten hinter der hohen ästhetischen Bewertung der Jagd gerade zur Brunftzeit. Aber Jäger von altem Schrot und Korne erwidern darauf, daß man die herrliche wilde Musik schreiender Hirsche im Hochgebirge um so freier und freudiger genießen kann, je weniger dabei die Absicht auf Erlegung der von Zorn und Liebe glühenden Recken gerichtet sei. Insbesondere aber, und darin kann ihnen niemand widersprechen, weisen sie darauf hin, daß das Weidwerk nicht aufhören solle, eine Weidmannskunst zu sein, und daß die Bestätigung eines alten Einsiedlers zur Feistzeit mehr Genugtuung bereite, als das Anbirschen an denselben alten Recken zur Zeit der Brunft, wo er die sonst bewiesene kluge Vorsicht eher außer acht läßt, und daß überhaupt der Eingriff des Jägers in der Paarung nie den Zweck haben dürfe, die besten Träger der Art herauszumerzen. Gar mancher wackere Grünrock, der nach diesem Grundsatze in freier Wildbahn verfährt und darauf hinweisen kann, daß er bereits einen silbernen Schild sich bei der Deutschen Geweih-Ausstellung in Berlin geholt hat, beweist damit die Hinfälligkeit aller Einwände gegen die Durchführbarkeit alter weidmännischer Grundregeln, die unseren Vätern ebenso selbstverständlich als unverletzbar erschienen. Aber das nervöse Geschlecht von heute will davon nichts mehr wissen. Und gar die edle und hohe Kunst, den Feisthirsch mit dem zur Leithundarbeit abgeführten Schweißhunde zu „lancieren“, wird immer sagenhafter.

Solange man neben dem zur Arbeit auf der warmen Fährte bestimmten eigentlichen Schweißhunde noch den in hohem Ansehen stehenden Leithund hielt, der nur zum Bestätigen gebraucht wurde, stand das „Lancieren“ als Gipfel der Weidmannskunst vor Fürsten und Herren in hohen Ehren. Wenn der Leithundführer frühmorgens einen starken Hirsch bestätigt hatte, so wurde der Waldteil mit Schützen umstellt, und der Jäger zog mit seinem am Riemen

geführten Hunde auf der Fährte nachhängend ins Holz. Einige Waldarbeiter folgten ihm, möglichst geräuschlos. Nicht an die Bäume klopfend, sondern schleichend. Denn nur das macht den alten Hirsch rege. Der fährtenreine Hund führte bald an den Hirsch. Und sobald der Jäger diesen erblickte, gab er auf dem Horne das Zeichen, das die Stärke des Hirsches verkündete. Die zum Riegeln mitgehenden Treiber blieben darauf stehen, damit der Hirsch nicht zurückbreche, oder folgten nur sehr langsam und vorsichtig der Jagd, deren Richtung durch die Hornrufe des Jägers erkennbar ward. Das war oft schweres und kniffliges Weidwerk, da nicht nur der bejagte Hirsch in immer neuen Widergängen sich um den Jäger herumdrückte, sondern auch oft zahlreiches Wild abpolterte und die frische Fährte kreuzte. Aber der gute Hund ließ sich nicht irre machen und drückte den Hirsch aus jedem Horste heraus, in den er sich gesteckt hatte, bis der Hochgeweihte endlich vor die Schützen kam. Nicht in wilder Flucht, sondern leise schleichend wie ein Fuchs, so daß der Jäger oft ihn durch neue Hornrufe anstoßen und melden mußte. Zögernd sicherte er noch ein letztes Mal, ehe er in wildem Aufrauschen durch die Zweige des Bestandrandes brach, um in hoher Steilflucht den Weg zu überfallen, auf dem ihn der Todesgruß erwartete. Verschollene Kunst verklungener Zeiten!

Am Königlichen Hannoverschen Jägerhofe bildete sich dann eine Stätte echten Weidmannssinnes heraus, an der vom Anfang des 19. Jahrhunderts ab dank der Arbeit des 1830 verstorbenen Oberwildmeisters Knop die Arbeit des Leithundes mit der Suche auf warmer Fährte verbunden und zu hoher Vollkommenheit gebracht wurde. Die dortigen Hofjäger haben unter Leitung der Oberwildmeister und Hofjägermeister in den königlichen Revieren herrliche Arbeit leistende Hunde ausgebildet. Und da kein derartiger Hund verkauft werden durfte, so gelangten sie alle zur höchsten Entwicklung ihrer Anlagen. Heutzutage ist der dem Führer für den Hund winkende Verkaufspreis der Verderb der ruhigen Ausbildung geworden. Immerhin haben wir namentlich unter den Mitgliedern des Vereins „Hirschmann" tüchtige Schweißhundführer. Aber es fehlt an Nachwuchs und an einem Fürstenhofe, der die Überlieferung des Hannoverschen Jägerhofes wieder aufleben läßt, ehe es zu spät ist. In vielen Revieren genügt ja für den gewöhnlichen Gebrauch die Arbeit unseres vortrefflich gezüchteten deutschen Vorstehhundes, falls diesem die richtige Abführung gegeben ist. Auch macht die immer größere Anfangsgeschwindigkeit und Durchschlagskraft unserer Büchsen weites Nachsuchen immer seltener. Aber es wird doch anderseits gerade mit den Kilometerbüchsen so mancher Hirsch krank geschossen, den der Vorstehhund nicht findet, der Schweißhund aber wohl!

Die ursprünglichen drei Stämme, die Jägerhof-, Solling- und Harz-Rasse, sind durcheinandergezüchtet und haben nur zwei Rassen übriggelassen,

die der „Hirschmann“ als Schweißhundform und Leithundform bezeichnet. Es sind durchweg sehr edle Hunde. Schade nur, daß die prächtige dunkle Maske des harzer Hundes immer mehr verschwindet! Konstant sind die beiden Formen noch nicht.

Die Abführung des jungen Schweißhundes erfordert viel Sorgfalt, gewährt aber auch hohe Weidmannsfreude. Nach der Färbezeit des Wildes, wenn kein witterndes Haar mehr an den Büschen den Hund zum Hochnehmen der Nase verleitet, beginnt die Behängezeit, in der der Hund auf gesunder Fährte festgemacht, sowie im Vorweisen der Fährte und der Rückfährte unterrichtet wird. Erst wenn er die gesunde Fährte festhält, wird er auf kalter Schweißfährte gearbeitet, bis er „sich schonend“, d. h. ruhig auch diese Arbeit ausübt. Sobald er gelernt hat, das verendete Wild tot zu verbellen, ist er reif zur Schweißarbeit. In vielen Fällen mag er für diese wohl überflüssig erscheinen, wenn der Jäger den Knochenbau und die Lage der inneren Teile des Hirsches, die Farbe des Haares auf den einzelnen Körperteilen und die Farbe des Schweißes hinreichend kennt, was man ja von jedem Lehrlinge am Schlusse seiner Lehrzeit fordern kann. Alle diese Zeichen nützen aber freilich dem Jäger nichts, wenn in schwierigem Gelände der Anschuß nicht mit Sicherheit festzustellen ist und die Schußzeichen nicht klar waren. Dann hat vielmehr der brave Schweißhund seine Kunst zu erweisen, die nur übertroffen wird von der noch schwierigeren Arbeit des Lancierens.

Dies darf allerdings nur mit großer Vorsicht als Jagdmethode betrieben werden, da es sonst sehr zur Vergrämung und Auswanderung der Hirsche beiträgt. Aus diesem Grunde wird vielfach, z. B. auch von Forstmeister v. Ransfeld, die Verbindung der Leithundsarbeit mit der Schweißarbeit verworfen, zumal es sich empfiehlt, den Schweißhund auf warme Fährten zu bringen. Bei der Kürze der Ausbildungszeit, die heute dem Hunde nur noch gegönnt werden kann, empfehlen die Gegner der Arbeit auf gesunder Fährte deshalb, den Hund von vornherein nur auf der Schweißfährte zu arbeiten.

Wilder geht es auf den von dichten Krüppelwacholderfeldern bestandenen Köpfen der siebenbürgischen Karpathen zu, wo das ruhige Durchgehen einer Treiberwehr ebenso unmöglich wäre, wie das Lancieren mit dem am Riemen geführten Schweißhunde. Dort werden jagende Hunde, Bracken, verwandt. Allerdings wird durch solche Jagd das Revier sehr beunruhigt. Aber der Hirsch am Negovan ist an besondere Ruhe auch sonst nicht gerade gewöhnt. In seiner Fährte traben der Bär und die Wölfin mit ihren Jungen, und auf dem breiten Aste der knorrigen Randfichte lauert der furchtbare Luchs. Außerdem ist der Hirsch durch die halbwilden Hirtenhunde auch oft genug beunruhigt, und trotz alledem beeilt er sich, auf seinen Standort zurückzukehren, aus dem einfachen Grunde, weil es anderwärts für ihn auch nicht besser ist! Für das Weidmannsherz bietet die Jagd in dieser Waldeinsamkeit, nament-

M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., Juni 1907.*

Ausgetretener Rotwildwechsel durch eine Kieferndickung.



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., Juni 1907.*

Rotwildwechsel durch Kiefernstangenholz.

lich wenn die Hunde nicht vorzeitig laut werden, sondern erst angesichts des Hirsches Hals geben, wundersamen Reiz. Der Hirsch versucht, sobald er sich gejagt fühlt, einen Wildbach zu gewinnen, um die Witterung seiner Fluchtfährte zu verhehlen. Aber umsonst! Die Hunde folgen ihm, Ufer auf, Ufer ab, bis sie ihn wieder gefunden haben. Und wieder hallt dann das helle Geläute eines Hundes zu den Jägern hin, deutlich verkündend, ob es dem Hirsche oder etwa einem Bären gilt. Bald geht es wieder talwärts, aber dort finden die anderen sich dazu, und nun kommt die Waldmusik herauf, über das Wirrsal hoher Stämme in einem Windbruche hin, bis der Hochgeweihte vor dem Schützen erscheint.

Die Krone der Jagd bleibt freilich überall die Birsch, vorausgesetzt, daß sie mit Verständnis ausgeübt wird. Es ist unglaublich, was manche Leute heutzutage alles unter Birschen verstehen! Da stolpert solch ein Unglücksrabe tagtäglich um dieselbe Stunde am Waldrande hin und wundert sich dann, daß das Revier wie ausgestorben ist. Wer den Feisthirsch beim ersten bleichen Morgenlichte vors Rohr kriegen will, muß sich schon die Mühe nehmen, in die Denkart des alten Heimlichtuers sich hineinzufinden. So wie unser alter Freund, der Förster, dem das „Waldgespenst" keine Ruhe läßt! Daß der alte Schlaumeier durch den See rinnt, ist ihm längst klar. Und die Brandkuhle hatte er auch bald im Verdachte. Und daß da bei dem Krüselwinde nichts zu gewinnen und nur der Hirsch zu vergrämen ist, weiß er auch. Also fein sachte beobachten, wann der Hirsch kommt und wohin er zieht!

Der Vollmond ist da, und die Nacht sank herein in feierlicher Stille. Nichts stört die tiefe Ruhe, als das ferne Rufen des Waldkauzes. Da kommt er herbeigestrichen und hakt neugierig im Geäste des Erlenbaumes auf, in dem unser alter Grünrock sitzt. Und dann gleitet er verwundert hinüber zu der Eiche, in deren Zweigen er ein anderes Menschenbild gewahrt, regungslos wie Stein. „Hu hu huhuhu!" Dann wieder Totenstille. Eine Sternschnuppe gleitet herab vom voll ausgestirnten Himmel. Langsam verkürzen sich die Schatten der Bäume. Der Mond gewinnt den Plan. Da ziehen aus der Brandkuhle drei Gestalten herauf, die wie vom Lichte des Mondes versilbert erscheinen. Es sind die Hirsche, die im Weizen äsen und dann zögernd und sichernd sich am Seerande hin der Wiese zuwenden. Von dorther steht der Wind gut auf die Spitze des tiefen Grabens zu, der das Bruch entwässert. Und leise, wie auf Katzensohlen, gleiten eine halbe Stunde später die beiden Jäger von ihren Hochsitzen herab, birschen im flachen Bogen einer Mulde des Weizenfeldes dem Graben zu und dann in diesem vorwärts. Quatschnaß vom Tau; was tut's! Vorn, wo das Mondlicht in den Grabenhals scheint, wird Halt gemacht, der Rest der Feldflasche geleert und dann der Morgen erwartet, der endlich, endlich, endlich kommt. Noch kämpft er



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., Oktober 1906.*

Deutsches Rotwild (6 geringe Hirsche und 1 Tier) auf Äsung ziehend.

mit dem Mondlichte, das bleicher und bleicher hinter den Kronen des jenseitigen Uferwaldes verschwimmt. Da: vom Weizen bis an den Rücken gedeckt ziehen die Hirsche am Rande der Wiese durch den blassen Bodennebel hin. Nur einmal ist das hocherhobene Haupt des Vierzehnenders vom fahlen Morgenscheine umflossen. Da taucht es wieder unter. Doch jetzt wechselt der Achter bergan, der Zehner folgt ihm und endlich auch „das Waldgespenst". Als sie den Kamm erreicht haben, wo der Weizen dem Starken kaum über das Knie reicht, spricht die Büchse. Hochauf setzt der Vierzehnender, um dann mit dem Äser am Boden in wilder Flucht dem Röhricht zuzustürzen, in dem er verendend zusammenbricht. Den Achter hat er mit sich fortgerissen, der Zehnender dagegen ist herumgefahren und strebt in rasender Flucht der Wiese zu. Rastlos macht er am Seeufer Halt, dem Jäger die volle Breitseite bietend. Aber der hat die Büchse schon gesichert über der Schulter und gibt dem Zehnender den Weg frei zu dem Rudel hinüber, das jenseits der Wiese am Waldesrande zusammengeprellt ist und nun unter Führung des Leittieres dem Teufelsbruche zutrollt, wo es in der Dickung verschwindet. Nur der kleine Schelm vom Zaune, der aus seinem Schlafneßtchen schlüpft und mit verwundertem „Zerr, zerr!" sein Königreich umkreist, weiß nicht, was alles das bedeutet, warum der starke Hirsch so wild mit den Läufen schnellte und warum ihn nun ein so seltsames Zittern überläuft. Ängstlich wippend hüpft er hin und her. Da sieht er, wie der Recke noch einmal das müde Haupt hebt und dann steif und starr die Glieder streckt. Und die volle Erkenntnis des Schrecklichen kommt über ihn. Furchtsam birgt er sich im Brombeergebüsch. Nach einer Weile sieht er den Achtender, der noch immer in der Rohrdickung stand, durch die Halme fortschleichen. Aufmerkend vernimmt er das Knarren eines Wagens und sieht dann, wie der Förster mit einem hirschroten Hunde daherkommt, der die Nase am linken Knie des Alten hält. Voller Entsetzen schlüpft er ins Röhricht und hüpft von dort an einer Erle empor. Da sieht er einen zweiten Jäger dem Förster folgen und beide auf den Kamm des Hügels im Weizenfelde gehen. Dort nimmt der Alte etwas auf. Haar scheint es zu sein. Und dann reicht er dem jungen Jäger wie zum Glückwunsche die Hand. Zaunschlüpferchen versteht die Menschensprache nicht. Sonst würde er das Wort „Blattschuß" verstanden haben. Der kluge Hund scheint es aber vernommen zu haben; verständnisvoll blickt er zu seinem alten Führer auf, der ihn nun hin zur Fährte läßt. „Danach, mein Hund!" Fest liegt der Hund im straffen Riemen, und nach zwei Schritten tut er den Widersprung, der anzeigt, daß er die Fährte für die eines Geweihten hält. „So recht, mein Hund!" Nach dreißig Schritten stößt der Hund die dunkle Nase tief in den Boden und wittert dann am Boden. „Laß sehn, mein Hund!" Lungenschweiß; alles in Ordnung! „Vornahin, danach!" Feurig legt der Hund sich in den

Riemen und doch ruhig dabei. Und mit furchtsamem „Zerr, zerr!“ eilt der Zaunkönig davon, als Hund und Jäger zu der Dickung von Weiden, Segge und Röhricht hinarbeiten, in der am Wurzelwerke des Windbruches sein kleines Königsschloß hängt. Als das Röhricht vor ihnen aufrauscht, gibt der Hund mit hohem Halse Laut. Der Alte aber führt ihn einige Schritte zurück und befiehlt ihm mit leisem „Pst!“ sich niederzutun. Dann sieht der Zaunkönig mit Entsetzen, wie der Jäger ein großes Messer zieht, den Hirsch lüftet und dem Hunde drei Tropfen geronnenen Schweißes reicht. Der Schütze aber ist an den Hirsch herangetreten, prüft mit Weidmannsfreude die herrlich gebräunten Granen und das reichgeperlte dunkle Geweih mit der leuchtend weißen Krone. Da steckt ihm der alte Jägersmann ein Eichendreiblatt, mit dem Schweiße vom edlen Hirsche betupft, als Bruch an den Hut. Dann setzt er sein Waldhorn an die Lippen; und über den See und den morgenfrischen Herbstwald hin schwingt sich der Hirschtodruf als letzter Gruß an das heimliche Waldgespenst.

Der Brunfthirsch.

Die Blumen, denen der sanfte Sonnenwind die Kelche stäubte, und die mit ihrem Dufte und ihrer Farbenpracht bunte Honigdiebe und Falter dazu anlockten, den befruchtenden Staub zu übertragen, sind verblüht. Nur die Herbstzeitlose steht noch auf den feuchten Bergwiesen. Durch die Kronen des bunten Buchenwaldes fährt der Herbstwind, und der Nebel weicht das Laub an, damit es um so schneller in der klaren Mittagsluft vergilbe und sich schmücke zum Totenfeste des Pflanzenlebens, das für den edlen Hirsch die Tage der Hochzeit bildet. Sein Liebestrieb und seine Kampflust sind nicht umsonst so eng verschwistert. Denn auf dem Urgrunde seiner wilden Eifersucht schlummert der Schutztrieb seiner Art, deren Wert für die Auslese nicht übersehen werden darf, da gerade diese wilde Eifersucht dafür sorgt, daß nicht die Schneider oder Altersmüden, sondern die Tüchtigsten auf dem Tanz- und Raufboden der Liebe den Preis gewinnen. Vom Siege in diesem Kampfe, der auf Leben und Tod geführt wird, nicht aber vom Beginn der Geschlechtsreife, über die kein Spießer durch kollerige Gelttiere aufgeklärt zu werden braucht, ist die Ausübung des Gattenrechtes bei dem Hirsche bedingt. Genau so wie sie es bei dem Manne im Urzustande aller Kulturvölker war, wie die uralten Gebräuche lehren, die auf den Brautraub als die ursprünglichste Rechtsform des Verlöbnisses zurückweisen. Der Brunftplatz zeigt uns eine ungemein wichtige Tatsache in immer neuer Augenscheinlichkeit: kein noch so sehr vom „Schrei nach dem Kalbe“ geplagtes



M. Steckel. *Slawentzitz, Ober-Schl., September 1905.*

Kaukasierkreuzungshirsch mit deutschem Rottier beim Austreten aus dem Wald.

Gelttier kann einen Gatten sich erzwingen; denn der Antrieb und Angriff sind Sache des Hirsches! Und in dieser Verschiedenartigkeit des Liebesinstinktes liegt eine Welt voller Geheimnisse beschlossen. Dem Sieger auf dem Brunftplane wendet das Rudel seine Gunst als etwas Selbstverständliches zu, und nur hirschtolle alte Gelttiere, von denen der Herr des Platzes nichts wissen mag, geben dem quarrenden Schneider, der den Zaungast spielt, Unterricht im Tändeln. Der starke Hirsch aber, der Sieger über so viele stolze Kronen, liebt von allen seinen Schönen am meisten das schüchterne Schmaltier, bei dem Angst und zaghafte Zurückhaltung stärker sind, als die geile Begierde, die jedem Erstbesten sich aufdrängt. Nicht nur in der Seele des edelsten Weibes der Menschen-Art kämpfen diese Gegensätze von Liebessehnsucht und züchtiger Scham ihren ewigen Kampf, dessen Widerschein im zarten Erröten der Jungfrau sich spiegelt: sie liegen schon in den Antrieben der Tierseele tief begründet und gehen, bei Lichte betrachtet, zurück auf Reizempfänglichkeit der Nerven für unbewußte Einwirkungen. Der männliche Keim ist es im ganzen Tierleben, der in schlängelnder Bewegung den weiblichen Keim in der Eiform aufsucht. Und je höher die Arten steigen, desto bestimmter unterscheiden sie sich in den beiden Richtungen der Geschlechter. Alle Hochschwingungen der Menschenseele, Heldenmut, Aufopferungsfähigkeit für die Art, alle Läuterung hinauf zum Idealismus beruhen auf dem geschlechtlichen Antriebe; denn der Held liebt als höchsten Lohn seines Lebens die züchtige, schamhafte Braut, die doch als Gattin und Mutter dann in Zärtlichkeit und weiblichem Opfermute ihn ergänzt als eine ihm gleichwertige Gefährtin, die nicht daran denkt, gleichartig sein zu wollen.

In der weiblichen Tierseele liegen auch beim Rotwilde bereits jene eigenartigen Gegensätze, die das Weib dem Manne zum süßen Rätsel machen: zurückweichende Sprödigkeit und zärtliches „Mahnen". Bis zu einem gewissen Grade haben ja die Hirsche die Einrichtung der „Gemeinschaftserziehung". Aber sie reicht nicht über die Spießerstufe hinaus. Sehr viel früher als beim Menschen heißt es in der Kinderstube des Rotwildrudels: „vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe!" Sobald der Hirsch seinen zweiten Aufsatz trägt, also lange ehe er auf dem Brunftplatze mitreden darf, hält er es mit den Hirschen. Und nur wenn im Herbste die alle seine Sinne betäubende Brunftwitterung ihn umfängt, folgt er, den Windfang am Boden, den Spuren eines Einzeltieres, bei dem er fern vom Haupthirsche Erhörung zu finden hofft und oft wohl auch findet, wenn die Brunft auch bei den Tieren den Höhepunkt erreicht hat. Die Kämpfe um die Gunst der Tiere sorgen aber dafür, daß der Schwächling der Art des kommenden Geschlechtes nicht allzuviel Schaden zufügt. Anderseits sorgen diese Kämpfe auch dafür, daß der Hirsch mit der Kraft seines Vaters auch die Antriebe erbt, die diesen

zum Sieger auf dem Brunftplatze gemacht haben. Beide Erbschaften sind seelisch unlöslich verbunden, genau so wie bei dem Herrn der Schöpfung auch!

Auch bei dem starken Hirsche nimmt die wilde Draufgängerei ihren Ausgang von dem äußeren Anreize der Brunftwitterung, die bei den Tieren je nach Höhenlage und Witterung im zweiten oder letzten Drittel des Erntemondes sich meldet. Die Brunft dauert bei dem einzelnen Stücke nur wenige, meistens wohl nur drei bis vier Tage, doch geht der eigentlichen Brunft ein den starken Hirsch aufs höchste reizender Zustand voraus, in dem das Tier durch ungemein starke Witterung ihn anlockt und doch wieder ihm ausweicht, bis er in wildem Sturmgalopp sich den Minnesold erringt. Der zerwühlte und zerstampfte Grund, auf dem ein sprödes Schmaltier vom wütenden Hirsche zum Stehen gezwungen wurde, veranschaulicht den Satz: am Anfange aller Liebe steht die Gewalt!

Allmählich führt diese zu immer wilderen Kämpfen der Hirsche, zu immer häufigerem Lohne des Siegers, bis dieser ein ganzes Rudel sich zusammengeschlagen hat, über das er als unbeschränkter Herr herrscht, falls nicht zuweilen der Starke auch einmal einen Stärkeren findet. Dann setzt es Hiebe, daß der ganze Wald vom hellen Klange widerdröhnt, als ob gute Klingen aufeinander oder auf blanken Harnisch träfen. Von der furchtbaren Kraft dieser Ringkämpfe zeugt manches in der Mitte der Stange abgebrochene Geweih. In Syrmien wurde vor einigen Jahren ein Vierzehnender geschossen, der mit einem anscheinend noch stärkeren Hirsche die ganze Nacht gekämpft hatte. Dabei waren ihm vom Gegner beide Eissprossen und auf der rechten Stange das Mittelende abgebrochen. R. v. Dombrowsky erzählt, daß Prinz L. v. Rohan im Buchenlande eines Morgens einen Hirsch zur Strecke brachte, dem kurz zuvor im Kampfe unmittelbar oberhalb der Rose die starke, einen Umfang von 22 Zentimetern haltende Stange ausgebrochen war. Nach vorn, wo der Augensproß ausbiegt, war nur ein etwa 6 Zentimeter hoher Splitter dieses Sprosses stehengeblieben. Und doch waren in beiden Fällen die Hirsche mit dem zerschlagenen Geweih Sieger geblieben, denn sie standen beim Rudel und ihre Gegner waren abgeschmettert.

Auch in der Sorglosigkeit, mit der er sich den Freuden der Liebe und des Kampfes hingibt, ist der Hirsch abhängig von dem, was er sich erlauben darf. Man könnte sagen: von seinen sozialen Verhältnissen. Der verwöhnte Prinz im eingegatterten und wohlgehegten Forste nimmt sich mehr, viel mehr heraus, als Junker Schmalhans, der nachts auf Bauers Kartoffeln ziehen muß, weil sein Rudel nicht dort fortzubringen ist. Und ein Hirsch in freier Wildbahn, der sich bei dem dort in der Zahl der Geschlechter herrschenden schlechten Verhältnisse vor brunftigen Tieren nicht zu lassen und zu retten weiß, schreit weniger als ein Hirsch in der Schorfheide oder der Rominter Heide, der um jede Schöne mit sieben alten Raufbolden streiten muß. In



M. Steckel. *Slawentzitz, Ober-Schl., September 1905.*

Kaukasierkreuzungshirsch.



M. Steckel. *Slawentzitz, Ober-Schl., September 1905.*

Kaukasierkreuzungshirsch mit deutschem Rottier, äsend.

solchen Revieren erdröhnt der Wald den ganzen lieben langen Tag vom leidenschaftlichen Schrei der Hirsche. Und es ist klar, daß die ohnehin dort leichtere Übersichtlichkeit dadurch noch erhöht und die Birsch auf einen bestimmten Hirsch erleichtert wird. In der freien Wildbahn gilt das Gegenteil. Wo der Hirsch völlig zum Nachttiere geworden ist, da muß er auch seine Liebestänze auf die verschwiegene Stunde der stillen Nacht beschränken. Das ist nicht nur so in der Mark Brandenburg, sondern auch in Tirol und den siebenbürgischen Karpathen. Dort ist es neben dem Herren-Jäger und dem Rumänen das Raubwild, welches die Rudel beunruhigt. Und der alte Weidspruch gilt dort noch zu Recht, der bei uns in Deutschland längst Brauch und Sinn verloren hat: „Sag an, mein lieber Weidmann: wie spricht der Wolf den edlen Hirschen an?“ Worauf die Antwort lautet: „Joho! Das hast du gefragt einen Mann, der dir's von Grund auf wohl ansagen kann! So spricht der Wolf den edlen Hirschen an: Wohlauf, wohlauf, du dürrer Knab', du mußt in meinen Magen; da will ich dich wohl durch den rauhen Wald hin tragen!“

In den deutsch-österreichischen Alpen ist der Hirsch durch die den ganzen Sommer über währende Beunruhigung ohnehin zum Nachttiere geworden, und die Hirsche wagen oft nicht, vor der elften Stunde auf die Almlichten herauszutreten. In den schönen Buchenwäldern der Mark kann man wohl oft auch in freier Wildbahn bereits gegen Abend die Hirsche schreien hören, aber sie ziehen doch selbst dort, wo sie sorgfältig geschont werden, aus den Dickungen erst spät abends heraus, und wer den starken Hirsch vors Rohr kriegen will, muß sich schon zum Frühbesuche verstehen. In Revieren, wo das Rotwild nur wechselt, gilt dies natürlich noch viel mehr.

Und doch dürfen wir es als ein hohes Glück bezeichnen, daß unserer Heimat noch in so vielen Gegenden der Schrei des edlen Hirsches als das Hohe-Lied der herbstlichen Weidmannsfreude erhalten geblieben ist. Man braucht wahrlich nicht ein Jäger zu sein, um die hohe Schönheit und den adelvollen Reiz eines Brunftmorgens zu empfinden. Schon während der Nacht war wieder und immer wieder der eherne Ton eines starken Hirsches zu vernehmen. Gegen Morgen hin antwortet vom jenseitigen Waldsaume ein anderer, und über den Rücken des Berghanges tönt ein dritter und ein vierter Schrei herüber. Immer näher rücken sie dem Saume der Blöße zu: hinter ihren Tieren ziehen die Hirsche von den Äsungsplätzen auf den Brunftplan zurück. Klar stehen in der kalten Nacht die hellen Sterne am durchsichtigen Himmelsgewölbe; doch am Boden weben über den feuchten Waldwiesen bleiche Nebelschwaden hin, in denen, als nun das Morgenlicht heraufzieht, die Gestalten der Hirsche spukhaft verschwimmen. Oft auch verstärkt dieser Nebel mit dem Morgengrauen sich so sehr, daß er das ganze Schauspiel dem Blicke des Betrachters entzieht. Aber dem inneren Auge des Jägers kann doch kein Nebel die wilden Vorgänge verhehlen, die da unmittelbar vor ihm in oft fast greifbarer Nähe sich abspielen. In heftigem Trollen jagt ein starker Hirsch ein Tier und stößt bei jedem Tritt die rauhen kurz abgebrochenen Töne aus, die an das erste Grollen erinnern, mit dem das Gebrüll des Löwen anhebt: Ho-ho-ho-ho! Dann wirft er das Geweih weit in den Nacken und stößt in langen einander folgenden Ausbrüchen von Ärger und Sehnsucht den wilden Hauptschrei aus, der in seinem tiefen Ausholen am meisten Ähnlichkeit mit dem Gebrüll des Tigers hat: Uoh-oh-ooha! Bei jedem Absatze dieses Schreies gibt sich der Hirsch im ganzen Leibe einen Ruck, so daß die Luft weithin erzittert. Wie der Auerhahn in seiner Balzstellung zuweilen tief zu Boden geht und dann wieder sich kerzengerade aufrichtet und mit weit geöffnetem Schnabel seinen Hauptschlag der Krone des Standbaumes zuschnalzt, so kann man auch den Hirsch oft mit vorgerecktem Halse und geschlossenen Lichtern schreien sehen, und dann wieder beobachten, wie er das Haupt tief hintenüberlegt, um mit weit geöffnetem Windfange gen Himmel zu schreien. Mit dem stark durchgebogenen Halse bietet er dann



M. Steckel. Slawentzitz, Ober-Schl., September 1905.

Kaukasierkreuzungshirsch, zurücktrollend.



M. Steckel. *Slawentzitz, Ober-Schl., September 1905.*

Kaukasierkreuzungshirsch, flüchtig durch den Wald.

ein eigenartiges Bild, das wohl kaum noch von einem Maler erfaßt, aber wohl oft genug von erfahrenen Jägern beobachtet ist. Die Freiaufnahmen haben inzwischen Hirsche in derartigen Brunftstellungen in erfreulicher Anschaulichkeit wiedergegeben.

Mit dem auffrischenden Morgenwinde lichtet sich der Nebel, und der wilde Reigen vor uns auf dem bereiften Plane erreicht seinen Höhepunkt. Der Schrei des Platzhirsches wird von einem Mordskerle erwidert, der eben jetzt aus dem Nebel sich heraushebt. Von weitem schon hört man seinem Rufe den Ausdruck wilden Hasses und trotzigen Angriffes an: Uoh=Uo=Uooh=ooha! Wütend kommt er angetrollt: ho=ho=ho=ho=ho! Dann in Sicht des Gegners verhofft er, um dem Platzhirsche dann die Herausforderung entgegenzuschreien: ho=ho=ho=hoooah. Noch einmal messen sich die Kämpfer und wühlen wütend den Boden auf, daß Wurzelwerk und Heide umherfliegen; dann schreiten sie langsam, mit gesenkten Geweihen, aufeinander zu wie Ringkämpfer, die mit tiefer Hand sich packen wollen. Ein paar kurze Finten, dann prallen die Geweihe ineinander, und der Kampf

beginnt. Jeder sucht den anderen zurückzudrängen und zu ermüden, um ihm die Flanke abzugewinnen zu tödlichem Stoße mit dem Augensprosse. Ihre unterlaufenen Lichter zeigen Weiß, aus den aufgeblähten Nüstern dringt der heiße Odem, die Haare an dem vom vielen Schreien geschwollenen Halse sind gesträubt und geben dem Kragen ein noch wilderes Aussehen. Jetzt liegen beide Kämpfer auf den Knien und stemmen die Hinterläufe tief in den Waldboden, jeden Muskel bis zum äußersten gespannt. Längst vom maßlos häufigen Beschlagen so ausgetrocknet, daß Haut und Mähne ihnen um die dürren Knochen schlottern, erscheinen sie als die Verkörperung wilder Rauflust. Und sind es! Beide wissen: es geht ums Leben. Hell klingt der Schlag ihrer stahlharten Geweihe durch den kühlen Frühmorgen hin, und in tollem Wirbel jagen sie im Kreise umeinander herum, um dann wieder einander schiebend zu drängen — bis der Schwächere fühlt, daß er das Spiel verliert. Wohl ihm, wenn es ihm dann gelingt, mit plötzlichem Rucke das Geweih zurückzunehmen und sich auf den Hinterläufen mit aufschnellender Wucht zurückzuwerfen, um sich in eiligen Fluchten zu retten. Mit ein paar weiten Sätzen bringt ihn dann der Sieger auf den Marsch, um darauf, sich zu seinem Rudel zurückwendend, einen Schrei auszustoßen, aus dessen heftig abgerissenen Sätzen und donnerähnlichem Schlusse Zorn, Kampfbegier, Liebesraserei und überschäumende Freude am Leben in vollem Strome hervorbrechen. Aber wehe dem Besiegten, wenn in der Fluchtwende der Sieger ihm zuvorkam und mit blitzgeschwindem Stoße den Augensproß tief ihm in die Dünnung trieb! Fern im Röhricht oder im Schutze des Teufelsbruches wird der nächste Morgen ihn dann in brennendem Weidwundfieber qualvoll verenden sehen. Der Himmel sei auch dem Schneider gnädig, den der vom Kampfe heimkehrende Sieger in unziemlicher Zudringlichkeit bei einer seiner Harems-Schönen findet. Das Ausreißen eines solchen Windbeutels bildet das Satyrspiel nach dem Trauerspiele vom Waldrande drüben. Der Platzhirsch aber treibt sein Rudel wieder zusammen. Noch einige Male ertönt sein wilder Schrei. Dann zieht, ehe die Sonne den Plan bescheint, das Wild zu Holze. Und in der Suhle kühlt der Unersättliche seine heiße Glut.

Zu Brunftplätzen wählt der Hirsch in zusammenhängenden Forsten oft sehr große Blößen, auf deren Mitte er sich verhältnismäßig sicher fühlt. Er ahnt wohl, daß sein leidenschaftliches Treiben ihm Gefahr bringt. Zu seinem großen Heile wacht aber das Rudel für ihn, das dem Ausgange des Kampfes mit kühler Gelassenheit zusieht. In dieser Hinsicht sorgen die Tiere ebenso für die Sicherheit des Hirsches, wie die allezeit vorsichtigen und wachsamen Auer- und Birkhennen für die balzenden Hähne. Es ist im einen wie im anderen Falle schwer, an den Ersehnten sich heranzubirschen, ohne von seinem Weibervolke verraten zu werden.

Es wäre übrigens ein Irrtum, anzunehmen, daß die stärksten Hirsche



M. Steckel. *Slawentzitz, Ober-Schl., September 1905.*

Kaukasierkreuzungshirsch mit deutschen Rottieren.

am meisten schreien. Sie sind selbst zur Brunftzeit oft sehr heimlich und verlieren ihre kluge Selbstbeherrschung höchstens zum Schlusse, wenn es nichts mehr zu lieben und nur desto mehr zu hassen und zu raufen gibt. Solange sie noch ein schlankes Schmaltier haben, schlagen sie dies vom Rudel ab und treiben es in eine Dickung, aus der man nur ab und zu ein kurzes Knören vernimmt, dessen Ton in seines Basses Grundgewalt von der rauhen Zärtlichkeit des starken Kronenhirsches erzählt. Den allermeisten Lärm machen quarrende, am Schlusse in der Stimme überschnappende Schneider. Sie klagen, daß es einen Stein erweichen könnte, dem hellen lichten Morgen ihr Sehnsuchtslied; und ihr Leid, das statt im dröhnenden Basse von o und tiefem a in Flageolettönen von ö und ä ausklingt, verrät die Unreife ihrer Flegeljahre. Wie grüne Burschen, die mit Schlägern von Weidenholz sich im Pauken üben, klappern und ringen sie mit ihren geringen Geweihen und kommen sich dabei furchtbar wichtig vor. Der Platzhirsch nimmt von ihnen keine Kenntnis, solange sie nicht die unsichtbar aber bestimmt ihnen gewiesene Schranke überschreiten, die sich für dumme Jungen gehört. Und wenn sie gar versuchen sollten, ein vom Taumel der allgemeinen Liebesraserei ergriffenes Stück zu verlocken, so bringt er sie mit einem kurzen rauhen Schrei auf den Trab. „Ho=ho=ho=hooah!" Ins Menschliche übersetzt heißt das etwa: „Geh nach Jericho und lasse deinen Bart wachsen und dann komme wieder und rede mit uns!" Langsamen Schrittes von solchem Strafvollzuge zurückkehrend, tut der Platzhirsch dann inmitten seines Rudels sich nieder. Mit einem schweren Plumps, dem man anmerkt, wie ruhebedürftig er ist. Aber das hindert ihn nicht, auch im Sitzen noch zu schreien. „O=ooh=ha!" Das klingt dann wie ein warnendes Brummen, in das sich ein wenig gähnende Langeweile mischt. Etwa als wolle er herumlungernden Schneidern zuschreien: „Schert euch weg, ihr grünen Bengel, ihr seid mir zu dumm!"

Zur Nachahmung des Hirschrufes bedient man sich zuweilen einer wirklichen, einem Hirsche entnommenen und zugerichteten Drossel, häufiger aber einer Tritonmuschel, deren Spitze so weit abgeschnitten wird, daß sie eine Öffnung und gleichsam ein Mundstück bietet. Es ist klar, daß nicht ohne weiteres jede derartige Muschel als ein guter Hirschruf bezeichnet werden kann, auch wenn der Händler sie noch so schön herausgeputzt hat. Es gibt vielmehr unter Hunderten vielleicht nur eine, die wirklich den stark zitternden Ton des Brunftrufes in den richtigen Schwingungen wiedergibt. Es ist aber auch ebenso klar, daß die beste Muschel versagt in der Hand eines Jägers, der nicht ganz genau den Ruf desjenigen Hirsches kennt, den er nachahmen will und nachahmen muß, um den Gegner zu reizen, den er vor das Rohr bringen will. Nichts ist falscher als zu glauben, man brauche nur ein annähernd dem Hirschrufe gleichkommendes Röhren in die Muschel



M. Steckel. *Slawentzitz, Ober-Schl., September 1905.*

Kaukasierkreuzungshirsch mit deutschen Rottieren.

hineinzuschreien, um alle Hirsche der Umgegend in wilde Aufregung zu versetzen. Und es ist unglaublich, wie eine solche Auffassung auch nur bei Anfängern in der Jagd Boden gewinnen konnte, da doch hinreichend bekannt ist, wie ungemein fein das Unterscheidungsvermögen im Gehör des Hirsches ist. Wie mag man nur glauben, daß ein alter Hirsch sich dazu verleiten lassen könnte, das ungeschickte Nachahmen des „Mahnens" für die wirkliche Stimme seines geliebten Schmaltieres zu halten! Denen, die in dieser Hinsicht unbelehrbar sind, hat aus einem anderen, aber ähnlichen Anlasse Andrew J. Stone in seiner Arbeit über das nordamerikanische Elch eine köstliche Antwort gegeben, indem er den Vergleich zieht mit den Seehunden auf den Pribilof-Inseln. Nach der Wurfzeit lagern da etwa zehntausend Junge beisammen, deren Mütter tagtäglich in die See gehen, um dort ihre Nahrung zu suchen, und oft lange fortbleiben. Die Kleinen werden während dieser Zeit furchtbar hungrig und erheben natürlich ein zum Himmel dringendes Geschrei. Wenn eine Mutter an Land zurückkommt, so geht sie zwischen den Tausenden hindurch, um ihr eigenes Junges zu suchen. Tausende dünner Stimmen dringen fortgesetzt an ihr Ohr — für den Menschen klingen alle diese eine wie die andere gleich, aber die Seehundsmutter unterscheidet gegen neuntausendneunhundertneunundneunzig andere Stimmen die eine ihres eigenen Jungen. Mit Recht warf Stone daher die Frage auf, ob man denn glauben wolle, daß das Elch, das zu den schärfsten Denkern des Tierreiches gehört, dümmer sei als die Seehundsmutter! Dieselbe Frage darf man an die gedankenlosen Verächter des Hirsches richten.

Wie oft ist der einzige Erfolg einer ungeschickten Dilettanten-Musik auf der Muschel der, daß der Hirsch verschweigt und vorsichtig zurückgeht, um sich diese Stelle für die nächsten vierzehn Tage gründlich zu merken! Es gehört zur Nachahmung des Rufes ein sehr feines Gehör im musikalischen Sinne und Verständnis für die Eigenart des Hirsches. Der Ruf-Jäger muß sich in des Hirsches Denken und Empfinden hineinzufühlen verstehen. In solchem Falle ist dann freilich die Muschel ein ganz vorzügliches Mittel, um den verstummten Hirsch wieder zum Antworten zu bringen oder andere Hirsche aus weiter Ferne herbeizulocken. Sie kommen dann oft in voller Flucht angesetzt, um den der Stimme nach für schwächer gehaltenen Gegner zu bekämpfen. Ein berühmter Meister auf der Muschel ist Graf C. Dürkheim gewesen, der nach Franz von Kobells und R. von Dombrowskys einander ergänzenden Mitteilungen in den Bergrevieren der dem Fürsten Lamberg gehörenden Herrschaft Steier in Oberösterreich binnen vierzehn Tagen dreiundzwanzig sehr gute Hirsche schoß, die seinen Ruf angenommen hatten, trotzdem die Brunft bereits ihrem Ende nahte und die Hirsche sonst kaum noch meldeten. In einem ungarischen Reviere hatten zwei hochgestellte Jäger, die Vettern waren, weniger Glück. Als der eine von ihnen einen starken

Hirsch vernahm, rief er ihn an und hörte zu seiner großen Genugtuung den Hirsch immer näher ziehen, so daß er bereits im Begriffe stand, die Büchse fertigzumachen, als er zu seinem Schrecken entdeckte, daß sein gleichfalls den Ruf meisterhaft gebrauchender Vetter ihm gegenüberstand.

Im Altai bedienen sich die Kalmücken zum Anrufe des von ihnen Maral genannten, dem amerikanischen Wapiti nahestehenden Hirsches eines Blasinstrumentes aus Lindenborke. Es gelingt ihnen damit, wie Major von Wissmann erzählte, ausgezeichnet, den Ruf ihres Hirsches nachzuahmen, der mehr an den des amerikanischen Wapiti als an den unseres europäischen Hirsches erinnert. Auch die nordamerikanischen Elchjäger rufen das Moos-Elch mit einem ähnlichen aus Birkenborke hergestellten Instrumente an, das sie augenscheinlich den Indianern abgesehen haben. Leichter als der Schrei des Brunfthirsches ist das „Mahnen" der Tiere nachzuahmen; man braucht es eigentlich nur einmal wirklich gut gehört zu haben, um den Ton zu treffen. Es klingt wie ein dunkles äa, und man bringt es leicht heraus, wenn man es durch die mit zwei Fingern zugehaltene Nase spricht. Insbesondere ist es dort am Platze, wo der Hirsch in jungem, aber nicht übersehbarem Bestande oder Unterholze sich niedergetan hat und durch das Mahnen zum Aufstehen veranlaßt werden soll.

Wie der Beginn so ist auch der Verlauf der Brunft vom Wetter ganz wesentlich bestimmt. Nichts ist gerade zu dieser Zeit dem Wilde willkommener als kalte und klare Nächte, denen ein bereifter Morgen folgt. Geradezu unleidlich ist ihnen dagegen warme und weiche Witterung. Nebel scheint ihnen keineswegs unangenehm zu sein, wenn er nur recht kalt ist. Und leidenschaftlich schreit der Hirsch bei leichtem Schneefall. Auch darin hat die Brunft des Rotwildes viel Berührungspunkte mit der Balz des Auerhahns und des Spielhahns, die gleichfalls kalte Morgen und bereiften Wald lieben. Gelegentlich hört man auch mitten im Winter Hirsche schreien. Meistens ist dies wohl darauf zurückzuführen, daß in Revieren, wo es an Hirschen fehlt, einzelne Tiere zur regelmäßigen Brunftzeit nicht beschlagen sind. Unter anderen wurde vor dem Dambachshause am Hexentanzplatz im Winter ein Hirsch beobachtet, der mitten im Schnee ein brunftiges Tier trieb und natürlich heftig dabei schrie. In Dolfusbruch bei Schönlanke schrien und kämpften am 31. Januar 1905 nachmittags zwischen fünf und sechs Uhr mehrere Rothirsche wie zur Brunftzeit, nachdem nach mehreren trüben regnerischen Tagen plötzlich klares Frostwetter eingetreten war*). Auch in diesem Falle dürfte die Erregung der Eifersucht wohl auf ein verspätet in die Brunft eingetretenes Tier zurückzuführen gewesen sein. Es scheint aber, daß auch aus Gründen, die mit der Brunft überhaupt nichts zu tun haben, zuweilen einzelne Hirsche schreien.

---

*) Beobachtung des Kgl. Försters Schramm.

So schrie am 2. Juni zu Dolfusbruch*) ein Rothirsch anhaltend, ein anderer in Rohrwiese am 18. Mai 1906**) nachmittags sechs Uhr nach einem Gewitter, und man darf wohl annehmen, daß es sich in diesen Fällen, wo ein brunftiges Tier nicht bemerkt wurde, um den Ausdruck körperlichen Wohlbehagens handelte. Natürlich darf das Schreien nicht immer so erklärt werden, so wenig wie etwa das Brüllen der Wildrinder. Es ist vielmehr denkbar, daß, ebenso wie diese, der Hirsch gelegentlich auch aus anderen Ursachen in Aufregung versetzt wird und dann schreit. Und dies führt zu einer der am meisten umstrittenen Fragen. Im „Weidmann", Band 29, wurde vom Harzwildmeister Elten vom Ahrendsberge versichert, daß die Hirsche auch aus Mangel an Wasser schreien. Im Januar trat plötzlich starke Kälte ein und alle Quellen froren zu. „Da schrien die Hirsche aus allen Richtungen bei Tage und Nacht und zwar, wie die Jäger annahmen, nach Wasser." Wenn es sich nicht auch in diesem Falle um die Erregung der Hirsche durch ein brunftiges Tier gehandelt haben, vielmehr die Annahme der Jäger richtig sein sollte, so würde damit eine ungemein schwierige und sehr eigenartige Frage neu aufgerollt werden, die Sprachforscher und Theologen lange Zeit eingehend beschäftigt hat. Im zweiten Verse des zweiundvierzigsten Psalmes steht nach der Übersetzung von Dr. Martin Luther zu lesen: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, o Gott, nach dir." Da nach allgemeiner Auffassung der Hirsch nur in der Brunft schreit, so nahm man an, daß Junker Jörge auf der Wartburg bei seiner Übersetzung einen Irrtum begangen habe; und die Sprachforschung glaubte dies bestätigen zu müssen. In theologischen Kommentaren wurde dargelegt, daß die richtige Übersetzung wie folgt heißen müsse: „Wie eine Hindin, die nach Wasserbächen hinab lechzet, so lechzet meine Seele, o Gott, nach dir." Hierzu muß zunächst bemerkt werden, daß der Hirsch in der Sprache des alten Testamentes Aijal, die Hindin aber Ajjalah heißt. Auch der Psalmist scheint also die Hindin, das Tier, dichterisch höher gewertet zu haben als den geweihten Hirsch, wie wir dies gleichfalls bei Persern, Osttürken und Mongolen finden, die unter ihrem Maral zunächst das Tier verstehen, dann aber doch das Wort „Maral" für Hirsch im allgemeinen gebrauchen. Als im Jahre 1892 im Auftrage der Deutschen Evangelischen Kirchenkonferenz eine Revision der Bibelübersetzung vorgenommen wurde, behielt man aber den Text der Lutherschen Übertragung trotz der behaupteten Abweichung vom Urtexte bei, wohl aus begreiflicher Pietät gegen Luther. Die Annahme der harzer Jäger, daß in dem von Wildmeister Elten mitgeteilten Falle die Hirsche nach Wasser geschrien haben, würde aber den Text der Lutherschen Übertragung doch rechtfertigen. Man würde tat-

*) Beobachtung des Kgl. Försters Schramm.
**) Beobachtung des Kgl. Oberförsters Splettstoeßer.



M. Steckel. *Slawentzitz, Ober-Schl., September 1903.*

Kaukasushirsch, quer durch einen Wassergraben ziehend.

sächlich „schreiet" statt „lechzet" für richtig erklären dürfen. Es fragt sich nur, ob Luther zu dieser Fassung gleichfalls durch die Ansicht ihm bekannter Jäger veranlaßt ist, daß der Hirsch aus Wassermangel schreie, oder ob etwa die von Wildmeister Elten erwähnten Harzer Jäger zu ihrer Auffassung veranlaßt sind durch die Luthersche Übertragung, deren behauptete Unrichtigkeit vielleicht niemals zu ihrer Kenntnis gelangt ist. Forderung: beobachten! Auch das bedarf weiterer Feststellungen, ob etwa der plötzliche Eintritt kalter Witterung den Hirsch durch unzeitiges Erinnerungsvermögen zuweilen veranlassen mag, zu schreien!

Der Schrei des Hirsches belebt den Reiz der Landschaft in einer Weise, die höchstens in der Balz des Auerhahns ein Gegenstück findet. Der Brunfthirsch in seiner wilden, verwitterten Gestalt ist auch nicht lediglich Staffage in der Herbstlandschaft. Er ist der König seines Waldes. In seinem Wesen bringt er zusammenfassend den ganzen herben Zauber der Schönheit der Herbstnacht zur Geltung, die das Herz ohne ihn sich gar nicht mehr recht zu denken vermöchte. Was ist ohne ihn oder den in den höheren Lagen an seine Stelle tretenden Gamsbock das herrlichste Gebirge! Stümperhaft dünkt uns die Musik der Staubbäche, in die nicht zur Zeit des Lärchengoldes das tiefe Stöhnen wild grollender Hirsche einfällt. Stumme des Himmels sind die hochzeitslosen Berge, deren Felsen nicht den Widerhall schreiender Hirsche zurückwerfen und weitergeben von Tal zu Tal. Und die armseligste dürre Heide Ostpreußens oder der Mark gewinnt Seele und erschütterndes geheimnisvolles Leben durch die hinreißende Musik zorn- und liebeentbrannter Hirsche.

Langsam senkt sich der Mond auf den Waldsaum nieder und das Blinkfeuerspiel der Sterne beginnt zu verblassen. Der Jägerstern schaut eben noch über die hohen Kronen am schilfumkränzten See, auf dem ein Erpel schnarrend mit den Flügeln schlägt. Durch den Wald rauscht es leise, als ob er Zwiesprache mit sich selber hielte: der Morgenwind frischt auf. Im Osten ist das dunkle Tiefblau der Nacht in ein bleiches Grau übergegangen, das die nächsten Umrisse schon deutlicher erkennen läßt. Da heben sich auf dem Felde dunkle Gestalten ungewiß vom Boden ab: Rotwild nimmt Kartoffeln auf. Ein starkes Stück löst sich von der Menge des Rudels und zieht langsam dem Walde zu. Es ist das Leittier. Jetzt bleibt es wieder stehen und hebt einen Busch auf, den es tüchtig schüttelt. Es äst nur die an der Staude haftenden Knollen, die anderen läßt es liegen. Vom Felde her trollt ein Schneider zu Holze, der plötzlich in heftige Flucht fällt. Der Platzhirsch hat ihn auf den Marsch gebracht und wendet sich nun mit einem kurzen Knören zu seinem Rudel zurück. Er weiß wohl, daß er hier draußen nicht zu Hause ist und sich nicht zu viel erlauben darf. In dieser Gegend wachsen auf den Bäumen die Jäger, und jedes Feld ist mit Ansitzen, Hochständen, Bretterbuden und Schießluken so sehr gesegnet, daß schon die Klugheit eines alten Leittieres



M. Steckel. *Slawentzitz, Ober-Schl., September 1905.*

Deutsches Kahlwild.

dazu gehört, um Hirsch und Rudel ungefährdet zur rechten Zeit wieder in Sicherheit zu bringen. Es ist gräßlich! Wo die Alte mit den Ihrigen gegen Mitternacht ein Rüben- oder Kartoffelfeld betritt und der Hirsch als letzter langsam dem Rudel folgt, da knallt es. Wo sie vor Tau und Tage zu Holze ziehen, knallt es. Wo sie zur Winterszeit, wenn der Blackfrost zur Verzweiflung treibt, vom Hunger ausgepumpt, eine verlockend duftende Fütterung annehmen, prasselt es ihnen entgegen; und für den Hirsch bedeutet des Lebens höchste Feier zugleich die höchste Verstärkung der Gefahr. Zwanzigmal tot müßte der Zwölfender, der dort draußen im Morgengrauen beim Rudel steht, längst sein, wenn nicht der Verstand des Leittieres und sein sprichwörtliches Hirschglück für ihn sorgten. Zum Glücke und zur Belustigung des Leittieres laufen die Jäger einander selbst in den Weg. Als das Rudel gestern um die vierte Nachmittagsstunde in seiner Dickung aufstand, um durch das quabbige Teufelsbruch und das Röhricht des Blanken Sees den Rüben zuzuwechseln, auf denen es in den letzten Nächten so köstliche Leckerbissen aufgenommen hatte, sog das Leittier plötzlich Wohlgerüche ein, die ihm wenig zusagten: irgendwo herum stank da ein Mensch, und zwar ganz gewiß keineswegs von der liebenswürdigsten Sorte! Vorsichtig trat die Alte zurück und drückte gegen das nächste Stück und alle schlichen dann wie Füchse zurück, um durch das Röhricht des Düsterföhren-Sees der Heideblöße zuzuziehen, von der aus sie im Bogen herum ja auch zu den Rüben gelangen konnten. Natürlich hübsch sachte, vorsichtig und nicht eher, ehe die Nacht hereingebrochen ist! In der Voßmaratz blieben sie stehen, und die nach vorn gelegten Lauscher des Leittieres sagten dem Hirsche, daß auch dort draußen die Luft nicht rein sei. Ärgerlich trat er hin und her, dann ließ er sich auf weichem Moospolster nieder, und die Mehrzahl der Tiere folgten seinem Beispiele. Aber das Leittier schaute unbeweglich auf die Blöße hinaus und schüttelte zuweilen leicht den Kopf. Was mochte der alte Einfaltspinsel sich nur denken, der dort oben am jenseitigen Rande der Blöße auf seinem Baumstumpfe saß, das nichtsnutzige Feuerrohr auf den Knien haltend? Er schien nicht zu ahnen, daß der Wind, der über hohe Waldbestände hinwegstreicht, zu Boden sinkt und dem am Waldrande stehenden Leittiere seine Witterung zuträgt. Da saß er und saß, bis der Mond heraufgezogen war, und wunderte sich, warum der starke Hirsch, der doch alle Abende auf dieser Blöße ein Schmaltier getrieben hatte, heute gerade gar nicht austreten wollte. Endlich wendete er sich mit steifen Knochen heimwärts und fluchte innerlich auf den Nachbar, der vermutlich am Rande des Rübenfeldes den Hirsch heute früh erwischt habe. Aber der Nachbar hatte den Hirsch nicht geschossen. Er saß tatsächlich auch heute nacht wieder mitten in dem Rübenfelde und meinte, daß es ihm heute dort gar nicht fehlen könne. Die Rüben hatten am Rande des Bruches besonders gut gestanden, waren von dem zwanzig Haupt zählenden



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., März 1908.*

Im Geweihwechsel: Sechzehnender nach dem Abwerfen.



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., März 1908.*

Im Geweihwechsel: Ein Gabler, der seine rechte Stange abgeworfen hat, schnuppert an der soeben abgeworfenen Stange des Sechzehnenders.

Rudel aber dermaßen angenommen und zertreten, daß der Ansitz dort ziemliche Sicherheit versprochen hätte, wenn nicht der Wind gerade an dieser Stelle stark gekrüselt hätte. Allmählich aber wurde die Gesellschaft vertrauter und wagte sich über den Kamm des Rübenfeldes hinüber, und darauf baute der alte Jägerknabe seinen verschmitzten Plan. Schon ehe die Hirsche diesen Teil des Feldes angenommen hatten, grub er sich dort mehrere Löcher, die je nach der Richtung des Windes den Ansitz und schon im ersten Morgengrauen ein Abkommen ermöglichten. Und siehe da, eines schönen Mittags



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., März 1908.*

In der Zeit des Geweihwechsels: Sechzehnender bei der soeben abgeworfenen zweiten Stange.



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., Anfang April 1908.*

Im Geweihwechsel: ein s t a r k e r H i r s c h,
vierzehn Tage nach dem Abwerfen seines Vierzehnendergeweihs.
Erster Ansatz des neuen Geweihs.



M. Steckel. — Tillowitz, Ober-Schl., Anfang April 1908.

Im Geweihwechsel: Der Hirsch im Hintergrund, vierzehn Tage nach Abwerfen seines Sechzehnendergeweihs, mit schon starken Ansätzen der neuen Kolben.

konnte er bestätigen, daß die ganze Gesellschaft nun zwischen diesen Ansitzlöchern geäst und daß, von diesem Leichtsinn verführt, auch der Zwölfender dort seine Tänze getrieben hatte. Diesen Abend nun, wo der Wind recht steif auf den Blanken See zu stand, mußte der Hirsch ihm ja kommen. Also saß und wartete er. Aber der Hirsch kam ihm nicht! Als das Leittier sah, daß der schnurrige alte Onkel auf dem Buchenstubben endlich seine Mondscheinträumerei aufgegeben hatte und auf der Landstraße heimwärts zog, trat es vorsichtig windend heraus und führte das Rudel im Schutze des Waldschattens um das Bruch herum in die Rüben. Laut aufröhrend folgte ihm nun auch der Hirsch. Und den Jäger in seinem Loche durchschauerte der Schrei mit wilder Gewalt. Wenn doch der Morgen hielte, was die Mitternacht versprach! Aber das Rudel war nun einmal gestört, und fortwährend sichernd hielt das Leittier sich im schützenden Waldschatten und Krüselwinde. Einmal jagte der Hirsch mit zornigem „Ho, ho, ho, ho, ho!" ein Schmaltier gegen den Rand des Kammes. Dann blieb er wieder in der Sohle der Senkung stehen und holte mit vollem Halse tief auf: „Uooh-uooh-uooha!" Den Jäger durchbebte es wie körperliche Erschütterung. Der Boden dröhnte von dem wilden Stampfen des Hirsches. Schon hoffte der Jäger, daß die ganze Gesellschaft im Morgengrauen auf dem Kamme hier vor ihm den Rückwechsel um den Blanken See herum nehmen würde. Aber das Leittier war anders gestimmt. Mißtrauisch durch so viele zwar sehr ehrenvolle aber gar nicht beanspruchte Aufmerksamkeiten hielt es sich vorsichtig innerhalb des Kessels, wo es bei dem Drehwinde sich so sicher fühlte. Weshalb gerade heute den Kamm, der eine Gefahrgrenze darstellt, überschreiten? Lieber nicht! Als das Büchsenlicht heraufzieht, ist der ganze nächtliche Spuk von den Rüben verschwunden und zurück nach den Kartoffeln gewechselt. „Uooha! Uooh!" tönt es noch einmal aus dem Bruche zu dem Jäger hinüber. Und noch einmal hört er, wie, schon im Teufelsbruch, der Alte treibt: „Ho, ho, ho, ho-hoooah!"

Der Jäger aber zündet sich sein Morgenpfeifchen an und spürt den Waldrand ab, wo er die ganze Geschichte dieser Nacht lesen kann. Und als er auf der Landstraße die noch tauschlächtige Spur seines Wettbewerbers findet, ist er vollends wohlgemut und malt sich mit reinster Freude aus, wie der alte Jagdneidhammel mit der dunklen Empfindung heimgetrollt sein mag, wieder einmal eine Mordsdummheit begangen zu haben. Mancher lernt's nie, und dann auch noch nicht ordentlich! Und darin wurzelt das sprichwörtliche Glück der Hirsche. Es gäbe ja sonst gar keine mehr! Der Jäger, den wir jetzt, sein Pfeifchen rauchend, heimwärts wandern sehen, ist weit davon entfernt, die durchwachte Nacht für eine verlorene zu halten. In seinen Augen sind nur die Nächte verloren, die er im dumpfen Federbette verschläft. Und als jetzt der blutrote Sonnenball den vollen Morgen heraufführt, stimmt er sein Leiblied an und singt:



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., Mitte April 1908.*

Im Geweihwechsel: Die Hirsche in der Mitte vier Wochen nach dem Abwerfen mit schon starken Kolben.

„Ob sticht die Sonne, ob schimmert der Stern,
ich jage immer und immer gern!“

Kann es Herrlicheres geben, als eine Nachtlang fünfzig Schritte weit von einem schreienden Hirsche zu sitzen? Fröhlich singt der Jägersmann:

„Am liebsten jag ich den Edelhirsch,
und das adligste Jagen dünkt mich die Birsch!“

Und dann fügt er in Gedanken hinzu, daß die Krone der Birsch doch freilich die im Gebirge bleibt. Herrgott, da oben am Brocken müßte einer jetzt jagen dürfen, wo der wilde Jäger das Gestein in wüstem Graus durcheinandergeworfen hat und das schwarze Moor dazwischen herausquillt, das sich, wenn die Ebene verdursten will, an den Morgennebeln immer wieder satt säuft und von Gewittern und Schneetreiben umkreist und umtost wird! Oder auf den schottischen Grampians, wo die wilden Bergströme um die Wette tosen mit dem Widerhalle, in dem das Röhren der Hirsche von den Felsschluchten zurückdröhnt! Oder im Salzkammergute und der grünen Steiermark, wo der ins Geschröff einsteigende Brunfthirsch dem schwarzen Gamsbocke guten Morgen sagt. In den Ammergauer Revieren oder in der Vorder-Riß, wo der Hochkopf wundervolle Fernsicht bietet, oder gar in der Fischunkel im Berchtesgadenschen, wo der Hirsch durch den von Steilwänden umsäumten Obersee rinnt, um dem Wettbewerber drüben am Gehänge mächtiger Felsblöcke den Kampf anzutragen auf Leben und Tod!

Freilich gibt es dort in den Alpen keine Rüben für die Hirsche zu naschen. Aber dafür wird der Brunftplan mit linnenweißem Tüchlein tagtäglich frisch gedeckt, und die stahlklare Nacht wirft das Licht der glitzernden Sterne vom funkelnden Neuschnee zurück. Aus dem tiefen feierlichen Schweigen des in der eisigkalten Nachtluft fast blaßgrün erscheinenden Himmelsgewölbes heben sich die dunklen Umrisse der Bergmassive heraus; da klären sich im Süden die scharfen Schneiden in zartem Lichte, und über den wilden Rauhkamm zieht sanft und sacht der Mond herauf. In der Almhütte unter dem Hochsattel ist's lebendig: der Jager-Franzl erzählt mit Händen und Füßen beim Feuerscheine Geschichten, wie er vom Wilderer ein Jäger geworden ist, und wie sein Kamerad aus der Lumpenzeit, der Gambstoni, erschossen liegt drüben im tiefen Graben, wo sie ihn mit Steinen bedeckt hatten, damit nicht die Raben ihn fänden. Wie der Loisl den Zwölfender bei der letzten Jagd vom Berge bucklkrax herabgetragen hat, daß die Kavaliere verwundert mit ihren Perspektiven ihm zugeschaut haben, als er Vorder- und Hinterlauf derselben Seite verschränkte und dann hineinschliefte, wie in die Tragriemen seiner Kraxen. Mit den Ellbogen stemmte er sich auf die Hinterläufe, Kopf und Geweih hingen ihm über die Schulter. Gerad' dort am spitzen Eck, wo die Wand am schiechsten ist, hat er gejodelt, daß es eine Lust war. Aber



E. W. Rohde. *Thüringer Wald, Revier Tambach, Mai 1908.*

Kolbenhirsche.

einer von den Stadtherren hat nicht länger zuschauen mögen und sich abgewandt aus Grauen, daß der Loisl abstürzen könne. Gelächter unter den Holzern in der qualmerfüllten Wurz-Hütte, in der der Enzian und der dunkelrote Tiroler kreisen. „Der Hirschentrager-Loisl und abifallen, ja du mei!" Der steht schweigend am Herd und rührt mit seinen breiten Bärenpratzen sich einen Schmarrn, als ginge ihn die ganze Geschichte nichts an. Hat mehr als einen guten Hirsch so heruntergetragen und stärkere dazu, als den abgebrunfteten Zwölfer! Immer lebendiger werden in der braunen Thaye die Erinnerungen alter Zeiten: der wieselflinke weißköpfige Ferdl schnurrt, was kein Teufel zu glauben braucht, und die anderen lachen dazu, sogar der schweigsame Hirschentrager-Loisl mit den Hünenschultern und den großen blauen Kinderaugen in dem ernsten von blondem Zottelbarte umrahmten Gesichte. Der Jager-Franzl ist vor die Hüttentür getreten. Von der Roßalm hinterm Walde tönt Schrei auf Schrei. Ganz am Rande der Dickung droben ziehen zwei Stücke hin. „Uooh-oooha!" Der starke Zwölfender ist hinter ihnen, auf den der Franzl gestimmt ist für seinen „Schiassatagast", der drinnen in der Hütte bei den Holzern sitzt. „Oo-uooh!" Wär schon der Rechte! Aber wie ankommen? Der Franzl spekuliert eine Weile wie ein Hirsch. Hinter der Hütten herum, unter der Almlichten hin, und am Zaune der Roßalm hinauf: so möchte es gehen! Der Brummer da oben hat's so eilig nicht mit dem Heimwege. Und hier über die Wurz-Alm wird er nicht herabziehen. Immer wilder gröhlt er jetzt. Der Franzl weiß jetzt vollkommen Bescheid. Ein Schmaltier ist's, das den zottigen Grobian ärgert. So ein rechter zierlicher Sauberschatz auf schlanken Läufen. Jetzt pfeffert es hintenaus, um sich die groben Unverschämtheiten zu verbitten. Da reißt der Hirsch einen zornigen Brüller, daß die ganze Almlichten bebt und die da drinnen herausfahren. Der Ferdl hat ihn schon in Vierteln auf der Wagschale liegen und taxiert: seine zweihundertundfünfzig hat er gewiß! „Hast dei Schlitt'n scho gericht' oder dei Muli?" lacht der Wurzer dem Franzl entgegen. Der verzieht keine Miene. Winkt nur dem fremden Herrn. Und schweigend schlüpfen sie hinaus in die sternenklare Nacht. Der Loisl, als verstände sich das von selbst, schleicht hinterdrein.

Der Zwölfer hat das Schmaltier, das er treibt, weit vom Rudel abgeschlagen, das am Hange an Stauden äst. Vom Hochsattel herüber tönt das Schreien zweier anderer Hirsche. Weit weg, das rührt ihn nicht. Aber aus dem Laatschengraben hinter der Wurz-Alm zieht ein anderer herauf, der sich bisher noch nicht gemeldet hatte. Gerade noch zur rechten Zeit, daß der Franzl und der Loisl es hören können, ehe sie in den engen Wildbachgraben einsteigen. Eine Weile halten die drei Jäger. Der Gast lauscht, auf seinen Bergstock gestützt, der wundervollen Weise des Widerhalles, der Schrei um Schrei zurückwirft, daß der ganze Wald zu leben und zu beben scheint



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., August 1906.*

In der Kolbenzeit: Wapitikreuzungshirsche und deutsche Rothirsche.



F. Lang. *Bückeburg, Juli 1907.*

Kolbenhirsche an der Fütterung.

und kaum noch zu unterscheiden ist, welche Stimme dem Platzhirsche und welche dem Angreifer gehört. Dann steigen die Jäger behutsam aufwärts, am Ufer des bald rauschenden, bald unter Bolleis hohl gehenden Wildbaches hin.

Droben wird es lebendig. In langen Pausen, doch immer mächtiger tönt der dumpfe abgebrochene Schrei des Angreifers heran. Da rollen Steine. Ein Tier, das auf dem Wege des Heranziehenden stand, springt auf, ein Schmaltier folgt ihm. Am Saume des Laatschenfeldes verhoffen sie und schauen neugierig dem Ankömmlinge entgegen, der mit dem Winde heranzieht und keine Witterung von ihnen hat. Da: „ho, ho, ho, ho!" Jetzt hat er ihre Fährte gefunden, und mit dampfendem Windfange, das trotzige, starkbewehrte Haupt weit zurückgeworfen, jagt er dem Wilde nach und treibt dies auf den Platzhirsch zu. Oben durch die Lärchenwipfel rauscht leise ein flüsternder Wind. Wie eine trübe schwehlende Ölfunsel leuchtet es von der offenen Tür der Wurzhütten herauf. Und alle Sterne machen sich hell, als müßten sie dabei sein bei dem, was nun dort oben am Roßkopfhange sich zuträgt. Da rauscht und bricht es durch die Laatschen herauf, und hell, vom Mondlichte übergossen steht dem Platzhirsche der herausfordernde Gegner gegenüber, das stolze Kronengeweih hocherhoben. — Er hat sich verrechnet und ist an den Unrechten geraten! Der Kampf ist kurz, und bald wendet der Eindringling in hastender Flucht sich zum See zurück, woher er gekommen ist. Der Platzhirsch aber treibt nun sein vernachlässigtes Rudel zusammen und zieht, als der Morgen herandämmert, langsam und zuweilen noch knörend und trenzend, durch den Hochwald der Roßalm zu. — —

Zwei Stunden später liegt er vor der Wurzhütten. Der Ferdl springt von einem Bein aufs andere und schnalzt mit den Fingern wie ein Kohlführer mit der Peitsche. Der Franzl muß immer wieder erzählen, wie der Hirsch in hoher Flucht aufsetzte, als er aus dem Fensterspalte des Roßalm-Stadls den Blattschuß kriegte. Der Wurzwirt schenkt ein und frozelt die Holzer. „Ob's dei Maul hiaz halt'st, Wurzn-Jackl?" schreit der Ferdl. „Hiaz drahn ma anders auf, mit den Zwölferhirsch! Jessas, Jessas!" Und dabei springt er wie ein balzender Spielhahn. Als habe er den Hirsch ausgemacht und geschossen. „No," meint der Franzl begütigend, „weil wir 'hn nur hab'n, den Zwidrian!" Der Wurzener lacht dazu, und der Tiroler kreist. „A Weinerl zahlt der Schiassatagast eh no!" lacht der Ferdl, dem der rote Morgenkaffee im Glase besser mundet als die schwarze Brühe der grauslichen alten Häuserin von der Wurzhütten. Nur der Hirschentrager-Loisl, der den Zwölfer bucklkrax wie ein Gams heruntergeschleppt hat, sitzt am Feuer, als wäre er da seit der Nacht nicht aufgestanden.

Droben im Hochwalde äst das Rudel dahin. Nicht lange dauert die



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., August 1906.*

In der Fegezeit: Deutscher Rothirsch (links) und Wapitikreuzungshirsche.

Witwenschaft. Ehe der Vollmond scheint, ist der abgeschlagene Brummer von letzter Nacht dabei. Und der stolze Zwölfer ist vergessen! — — —

Jetzt hängt sein Geweih weit, weit drunten im Unterlande. In der einsamen Waldhütte des Jägers, der im Rübenfelde des Zwölfenders vom Teufelsbruche vergeblich gewartet hatte und sinnend nun des Gegensatzes von Hochgebirge und Tiefland gedenkt. Wie um die weißen Enden nun das Morgensonnengold spielt und mit ihm die alles verklärende beste Freundin der alten Jägerherzen: die Erinnerung! — —

Die Brunft nähert sich ihrem Ende. Bald werden die Schneider alle Eifersucht und Feindschaft vergessen und wieder zu dreien oder vieren gehen, wie abgerackertes Jägervolk, das nach einer durchwachten Nacht stumpfsinnig seinen unvermeidlichen Skat drischt. Auch die Rudel ziehen dann langsam wieder den gewohnten Ständen zu und gedenken der Stellen, wo um die herbstliche Zeit ihnen gute Fütterung geboten zu sein pflegt.

Nur unser starker Zwölfender aus dem Rübenfelde wird so schnell nicht heimkehren. Am Schlusse der Brunft zieht er in wilder Sehnsucht weit, weit, meilenweit fort auf Wechseln, die schon seine Urväter getreten haben: von der Weichsel zur Warthe, von der Neumark und Uckermark bis Mecklenburg, auf die alten geschichtlichen Kampfplätze seines Geschlechtes, die nur die wildesten Raufbolde zu betreten wagen. Ob er nach allen Kämpfen und Fährnissen seiner weiten Wanderung wiederkehren wird auf den heimlichen Winterstand? Ob die Singdrossel, die im letzten Lenze zu seinen Häupten im hohen Orte der alten Fichte sang, ihn wiedersehen wird? — Wer weiß, wer weiß!

Zurück zur Natur!

Julmond im Hochgebirge! Wegmüde keucht Perchta, die Nebelfrau, von Tal zu Tal; und die Tannen wollen schier unter der Schneelast brechen. Den Wildbach hat das Eis in Ketten geschmiedet, so daß er dumpf unter Hohlböden hinmurmelt. Und nur zuweilen, wo gar zu toll die Schollen sich aufstauen, schäumt er noch in wilder Wut durch das von Eisschneiden umsäumte Bett. Längst sind die Hochzeitstage des schwarzen Teufelsbockes mit den breiten Krucken vorüber; das Gamswild sucht der Äsung wegen tiefere Lagen auf und zieht sich auf den Mittagsseiten der Berge zusammen, wo hie und da Sonne und Wind ein Felsband vom Schnee freigelegt haben. Sorgsam meidet es die ihm wohlbekannten Steilhänge, wo Lawinengefahr droht. Auch das Rotwild hat, als der Schnee in schwerem eintönigem Flockenfall tagein tagaus niederging, sich in die geschlossenen Waldungen herabgezogen, wo es in der Nähe der Holzschläge Bestände aufsucht, die vor rauhen



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl.*

Rotwild: Fegeschaden an zwanzigjähriger Kiefernschonung. Gipfel abgebrochen, Stangen befegt.



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., Mai 1907.*

Rotwild-Suhle.

Winden geschützt sind. An sonnigen Lahnen und Gehängen äst es dort Rauhwerk von Brombeeren und Gesträuch, Heidekraut oder die an Baumrinden haftenden Moose und Flechten.

In Horsten von alten Zirbelkiefern oder Fichten, die vor Schneeverwehungen geschützt sind, hat der Jager-Franzl Schindeldächer hergerichtet, unter denen Heu von den nächstgelegenen Bergwiesen über einer Raufe aufgeschichtet ist. Das wird gern nun in der Zeit der schlimmsten Not vom Wilde angenommen, und der Franzl hat für seine Schützlinge auch sonst noch allerhand Leckerbissen aufgespart: Eicheln, Wildobst, Vogelbeeren und Roßkastanien. Er hat seine liebe Not gehabt, das Wild, als es vom heftigen Schneefalle überrascht wurde, hinunterzutreiben; aber droben im Geschröff ist mehr als ein guter Hirsch geblieben, von dem er schwerlich mehr zu sehen kriegen wird, als im nächsten Frühjahre die bleichen Knochen und das von Mäusen zernagte Geweih. Es ist ein wahres Kreuz und Leid mit den eigensinnigen alten Kerlen: je mehr sie durch die Brunft heruntergekommen sind, desto hartnäckiger versteigen sie sich justament ins Hocheis hinein, aus dem



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., Mai 1907.*

Rotwild-Suhle.

sie dann kein Jäger mehr herunterkriegt. Unter der schweren Schneemasse, die sich zu Eis verdichtet, bildet sich durch warme Quellen, die von Bergkresse dicht umwachsen sind, ein sickerndes Bächlein, das das Eis aushöhlt, kleine Teiche bildet und so oft die Decke unterwäscht, bis schließlich kein Wechsel mehr über die Oberfläche möglich ist, sondern nur noch der Weg unter dem blaugrünen Eisgewölbe hindurch. Gar manches Mal ist der Franzl in solch einem stehengebliebenen Eisschachte einen steilen Graben hinaufgestiegen. Aber der Hirsch soll noch gefunden werden, der diesen Rückwechsel annähme, obgleich es der einzige zu seiner Rettung wäre. Da bleibt oft nichts anderes übrig, als daß die Büchse auf einen Hirsch sprechen muß, der in der Feist- und Brunftzeit allen Nachstellungen entgangen war und nun in einem Zustande zur Strecke kommt, der einen Hund jammern kann. Über Eis und Schneeglätten hinweg muß er dann an Stricken abgelassen, oder wenn auch das nicht geht, hinabgeworfen werden bis zu einer Stelle, wo er auf den Heuschlitten gepackt werden kann, auf dem es dann in sausender Fahrt mit ihm hinabgeht bis auf die blanke Spiegelbahn des Sees.



M. Steckel. Tillowitz, Ober-Schl., Oktober 1906.

Deutsches Rotwild an der Suhle.

Dort hat der Wind weite schwarze Blänken gefegt und an anderen Stellen dafür den Schnee desto höher auf Haufen getrieben. Doch weiß der Franzl eine Bucht vor einem Felseck, wo der Wind sein Spiel nicht treiben kann. Und dort richtet er seine Hauptfütterung her, zu der sie abends, wenn die Schatten auf das weiße Linnentuch der Berge sich heruntersenken, alle gezogen kommen: Hirsche und Tiere und die paar Rehe, die trotz Winter und Not nicht hinabwechseln mögen auf die Bauernfelder im Tale. Wenn unser Herr-Gott ihnen oben am Himmel seinen Christbaum anzündet, ist es ein wundersames Bild an dieser Wildfütterung auf der weißen, von hohen Bergen umschlossenen totenstillen Blänke, über die zuweilen in eisiger Nachtkälte das tiefe Aufstöhnen des Sees hindonnert. Dazu das Knacken und Knistern des Waldes im harten Froste, das Hassen der Eule, das Keckern eines verärgerten Fuchses: die Stimmen der einsamen Winternacht im Gebirge. Pracht und Herrlichkeit ringsumher: jeder kleinste Stern am Himmel in hellem Glanze erstrahlend, und jede fünfeckige Schneeflocke auf dem weiten weißen Felde ein funkelndes Sternchen für sich. Aber in dieser heiligen Feierlichkeit, aus der die Berge so schweigsam hinaufragen ins klarblaue Himmelszelt, der unerbittliche weiße Würger!

Von so schwerer Not weiß im allgemeinen das Wild in der Ebene nichts. Denn wenn auch dort zuweilen der Schnee hoch liegt oder durch abwechselndes Tau- und Frostwetter der böse Blackfrost sich bildet, so kann der Jäger, der in dieser Zeit noch mehr als sonst zum Heger wird, doch seinem Wilde besser zu Hilfe kommen. Seine Aufmerksamkeit muß dort auch hauptsächlich darauf gerichtet bleiben, die Rudel vom Austritt auf die Bauernfelder zurückzuhalten, wo sie, mehr durch Zertreten als durch wirkliches Äsen, auf den Saaten unzweifelhaft großen Schaden anrichten. Es gibt keinen besseren Schutz gegen solche Feldbummelei der Rudel, als daß man ihnen den Wald zur wirklichen Heimat macht! Je mehr aber in unserer Forstwirtschaft die einseitige Betriebsform namentlich bei reinen Nadelholzkulturen überhand nimmt, desto größer wird der Schaden, den das Wild anrichtet. Die Natur ist nach dem alten bekannten Spruche des Lateiners sich selbst stets Trösterin, aber sie rächt auch schwer jeden gegen sie begangenen Frevel! Solange wir in deutschen Wäldern noch Strauchwerk und Stauden, Mistel und Weichhölzer in hinreichender Menge zur Äsung für das Wild hatten, wußte man so gut wie gar nichts von Klagen über Schälschäden. Aber je mehr das Groß-reine-Harken Platz gegriffen und nichts übriggelassen hat als reine Fichten- oder Kiefernbestände, in denen kaum noch ein Besenpfriem am Grabenrande zu treffen ist, desto mehr ist das Schälen des Rotwildes zu einer wahren Waldplage geworden. Anstatt aber die Ursache, die doch längst von allen Schriftstellern, die in dieser Frage gearbeitet haben, hinreichend klar dargelegt ist, zu erkennen und die Übelstände abzustellen, d. h. dem

Walde wieder seinen natürlichen und dem Wilde unentbehrlichen Unterwuchs zu geben, sucht man entweder durch Abschuß des Wildes das Übel zu heilen, oder aber man schleppt in den grünen Wald Feldfrüchte und Apothekersteine hinein. Alle diese Rindenersatzmittel, die als Gaben von phosphorsaurem Kalk oder Bitterstoff den Salzlecken beigemengt sind, können dem Übel nicht steuern, wohl aber kann dies durch verständnisvolles Beschaffen von natürlicher Äsung geschehen, die Salz und Bitterstoffe enthält. Übrigens ist es ein Irrtum, daß das Wild gerade im Winter am meisten schäle. Es tut dies wohl zur Winterszeit hauptsächlich in niedrigen Schonungen. Sehr viel häufiger aber reißt es zur Zeit des Saftstromes die dann locker am Stamme sitzende Rinde von den Bäumen. Vor solchen Schädlingen, die sich das Schälen einmal angewöhnt haben, ist im Frühjahre auch kaum eine Baumart sicher. Sie nehmen ebenso Fichte, Kiefer und Weißtanne, wie Eiche, Esche, Buche und dergleichen an, nicht zu vergessen die ihnen ganz besonders willkommenen im Safte prickelnden Birken. Über die Beteiligung der Geschlechter an diesem Unfuge sind die Meinungen geteilt, es scheint aber, als ob hauptsächlich Alttiere mit Leidenschaft dieser Unsitte frönen. Von diesen lernen es dann natürlich ihre Kälber. Jedenfalls hat man wiederholt beobachtet, daß, sobald einzelne Stücke mit diesem Laster begonnen haben, im nächsten Jahre fast der ganze Wildbestand von dem schlechten Beispiele angesteckt war. Mit Bestimmtheit ist dies wiederholt in Parks festgestellt. Zum Beispiele: es waren ein Hirsch und mehrere Stücke Mutterwild aus dem Potsdamer Wildparke in den Sau-Park bei Springe eingesetzt zum Zwecke eines Kreuzungsversuches mit dem dortigen Altaiwilde. Da dies Potsdamer Wild aber zu schälen begann und diese Untugend dem Altaiwilde beibrachte, mußte es abgeschossen werden. Es kann überhaupt gar nicht genug davor gewarnt werden, Hirsche aus engeren Wildparks oder Tiergärten einzuführen, denn gerade bei diesen ist die Neigung zum Schälen ganz besonders entwickelt. Das ist auch sehr erklärlich, aus dem einfachen Grunde, weil in solchen Parks die Natur am meisten auf den Kopf gestellt ist. Die beste Hege muß auch hier mit der Büchse geübt werden. Aber, wohlverstanden: nicht durch unterschiedslosen Abschuß nach Schema F vom grünen Tische, sondern nach sorgfältiger Beobachtung der Hauptschädlinge. Man ist sich noch nicht völlig klar darüber, ob die Ursache des Schälens ausschließlich in dem Verlangen nach bestimmten Stoffen zu suchen ist, die dem Wilde in der sonstigen Äsung nicht mehr geboten werden, oder ob es sich mindestens zu einem großen Teil dabei um eine lediglich zum Zeitvertreibe geübte Unart handelt. Im einen wie im anderen Falle bleibt die Frage ungewöhnlich ernst für die Forstwirtschaft und für den aufrichtigen Freund des Rotwildes: eben darum muß im Auge behalten werden, daß keineswegs alle unsere Wildbestände von dieser Sucht ergriffen sind, und daß gerade die in einseitigster Kultur stehenden Waldungen am



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., Oktober 1906.*

Deutsches Rotwild in der Suhle.

allermeisten unter Schälschäden zu leiden haben. Die Nutzanwendung, die sich aus dieser doppelten Tatsache für die Wiederherstellung von Eintracht zwischen Wald und Wild ergibt, braucht hier um so weniger ausgeführt zu werden, als die Frage bereits eine sehr umfangreiche besondere Literatur hervorgerufen hat. Von der Schwere der Schäden wird jeder sich leicht überzeugt haben, der einmal im Frühjahre eine verbissene Buchenjugend gesehen oder die langen schlohweißen Streifen an jungen Fichten beobachtet hat, von denen die Borke in Fetzen herunterhängt. Die naturgemäße Ernährung des Wildes zur Winterszeit ist in engeren Parks ja wohl schwer durchführbar. In größeren eingegatterten Revieren und in der freien Wildbahn sollte man aber stets im Auge behalten, daß durch nichts die natürliche Auslese des Wildstandes so sehr geschädigt wird als durch die übertriebene künstliche Fütterung, die den Wald schließlich zu einem unbedeckten Stalle für Wiederkäuer macht. Mit Fug und Recht weist Forstmeister von Raesfeld in seinem klassischen Werke „Das Rotwild" namentlich darauf hin, daß naturgemäß die Büchse an der Fütterung schweigen muß, da sonst der ganze Zweck der Anlage verfehlt würde, und es außerdem gegen das weidmännische Empfinden geht, Wild an den Futterständen niederzuknallen. Da aber der Abschuß zur Herstellung des richtigen zifferischen Verhältnisses zwischen den Geschlechtern doch erfüllt werden muß, so trifft er hauptsächlich das den Futterstellen fernbleibende Wild, „und dies pflegt gerade seiner naturgemäßen Äsung wegen das stärkste und widerstandsfähigste, also für die Nachzucht wertvollste zu sein. Die Folge davon ist die langsame, aber sichere Entartung, zumal die Fütterung noch manchen Schwächling, der zum Wohle des Ganzen, wenn ihn nicht die Büchse eines verständigen Jägers streckt, ruhig den Härten des Winters geopfert werden sollte, künstlich an dem verdienten Schicksal vorbeiführt." Das ist sicherlich die immer stärker in unserer Weidmannschaft sich vertiefende Auffassung, die auch an dieser Stelle mit Nachdruck betont sein mag. Auch in dieser Frage kann und darf es nur eine Losung geben: zurück zur Natur! Ohne zwingende Not keine Stallfütterung, aber desto entschiedenere Fürsorge für Vermehrung und Verbesserung der natürlichen Äsung und das dem Wilde gerade im Winter so ungemein nötige frische Wasser. Fleißiges Aufeisen des bekanntlich vom Froste am schnellsten verzehrten reinen Wassers, insbesondere aber dort, wo die Verhältnisse es gestatten, die Anlage von Kresse-Klingen sind wichtiger, als das Heranfahren noch so vieler Futterstoffe. Beiläufig bemerkt sind kleine Kresse-Klingen in solchen Revieren, wo Birkwild steht, diesem im Vorfrühlinge eine ganz besonders willkommene Äsung. Man braucht sich diese Kresse-Klingen natürlich nicht etwa in der Ausdehnung zu denken, wie sie in Erfurt zu gewerblichen Zwecken angelegt werden. Viel genützt kann dem Wilde auch werden durch



M. Steckel. *Slawentzitz, Ober-Schl., Oktober 1906.*

Brunfthirsch auf der Tierfährte:
eingeführter ungarischer Vierzehnender.



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., September 1904.*

Brunfthirsch (Eissprossenzehner) mit Kahlwild.

Verhütung der allzu starken Entwässerung von Moorgräben und Löchern, da in diesen erfahrungsgemäß das Wasser stärkeren Frost verträgt.

Leider tritt infolge hinreichend bekannter sozialer Verschiebungen immer mehr das Bestreben hervor, die großen wildreichen Forsten einzuzäunen. Das brauchte aber schließlich doch auch in diesen kein Grund zu sein, den Wald vollständig in einen Tiergarten oder Schaupark zu verwandeln. Mindestens so lange nicht, als der darin gehaltene Wildstand im richtigen Verhältnisse zur Ausdehnung des Revieres steht. Die Verzärtelung, die vielfach in diesen großen Parks mit dem Wilde getrieben wird, richtet sich selbst. So wies der gräflich fürstenbergische Forstverwalter A. Ságner in den Monatsheften des Allgemeinen Deutschen Jagdschutzvereins bei einer Schilderung der Wildfütterung in der Pax darauf hin, daß durch Aufnahme von Kalk und Salz beim Wilde vielfach Durchfall und auch ein „Verkalben" der Tiere verursacht werden könne. Ferner warnte er davor, dem Wilde gefrorene Rüben zu geben, da auch diese beim Auftauen im Pansen Durchfall verursachten. Das Wild nimmt in der Freiheit gefrorene Äsung ohne jeden Schaden auf;

und der Hinweis auf das Verkalben bestätigt die Notwendigkeit, dem Wilde die nötigen Kalk- und Salzstoffe auf dem Umwege durch die Äsung zuzuführen, was eben am allerbesten durch Wiederbeschaffung des dem Wilde so sehr zusagenden Rauhfutters von Stauden, Wildobst, Ranken, Heidekraut und Beerenkraut geschieht.

Wenn letztere allzu hoch von Schnee bedeckt sind, leistet in ebenen Revieren der Schneepflug gute Dienste, der auch zugleich Bahnen herstellt, die vom Wilde gern betreten werden, und daher eine besonders um diese Zeit wertvolle Gelegenheit zur Feststellung des Bestandes durch tägliches Spüren und Zählen bietet. Im Gebirge, wo der Schneepflug nicht anwendbar ist, pflegt das Wild in Gräben und an geschützten Waldhängen zu stehen, wo die Beobachtung immerhin auch möglich wird.

Die Eingatterung großer Reviere mag häufig wohl dem Ärger über wirkliche oder vermeintliche Schädigung durch Jagdnachbarn entsprungen sein. Daß in solchem Falle das Wild die Kosten des Ärgers trägt, liegt auf der Hand; denn die Entartung kann nicht ausbleiben. Aber auch die Einfriedigung großer Wälder ist und bleibt eine Maßregel von mindestens bestreitbarem Werte. Zu ihren Gunsten wird hauptsächlich angeführt, daß man im eingefriedigten Reviere die Zucht fest in der Hand behalten und wirklich starke Hirsche heranziehen könne. Aber ein unbefangener, von unweidmännischer Schmeichelsucht ungetrübter Blick zeigt doch, zu welchen züchterischen Spielereien diese „Herrschaft über die Zucht" verleitet. Und wie sehr die Jagd in den eingefriedigten Revieren aufhört, Weidwerk zu sein, ist klar und jedem Eingeweihten bekannt.

Da steht an einer Futterscheune bei hohem Schnee ein guter Hirsch, der an Eicheln, Rüben, Hafer, Kommißbrot und sonstigem „Kraftfutter" sich nudeldick gemästet hat. Eigentlich fehlte nur noch, daß man ihn alle zehn Tage auf die Wage triebe, um die Aufmast festzustellen. Bewegung schafft ihm nichts mehr. Hundert Schritte weit von der Fütterung sitzt er in der Schonung. Und sobald er das Hupen-Signal des lahmen alten Wärters hört, richtet er sich mit schwerem Schloßtritte auf und kommt schränkend und steifgesessen angezogen, um sein Brot der Schande sich zu holen. „Haans, komm Haans!" Und Haans kommt. Oben auf dem Futterschuppen ist eine Kanzel. Da steht heute ein Gast, der den Haans schießen soll. Aber der Hirsch ist im Übereifer gleich bis unter den Schuppen getreten. Macht nichts. Der alte Wärter, der mit auf der Kanzel ist, klappt ein bißchen mit der Falltür, worauf der Hirsch zurückprallt, um gleich darauf wieder vertraut angezogen zu kommen und — die Kugel zu empfangen. Leider auch ein Freilichtbild! Ohne Retusche!

Es ist nicht immer so arg. In den großen Revieren behält die Birsch noch ihren Reiz. Aber daß es möglich wird, an einem Morgen neun gute



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., Oktober 1906.*

Vor dem Kampf: Wapitikreuzungshirsch (Zehnender links) und deutscher Achtender.

Hirsche zu schießen, darunter drei Sechzehnender, fünf ungerade Vierzehnender und einen klotzigstarken Zwölfender, spricht immerhin eine unzweideutige Sprache.

Soweit wir zurückblicken mögen in der Geschichte der Jagd, sind eingefriedigte und übermäßig stark mit Wild besetzte Parke der Förderung echten Weidmannsgeistes mindestens nicht förderlich gewesen. Das bedarf ja auch keiner Erklärung und Begründung; denn die Jagd ist untrennbar von dem Begriffe der Freiheit, und das Edelwild kann nur edel bleiben, solange es wild und frei in freier Wildbahn schreitet. Immerhin soll nicht verkannt werden, daß die gegen die eingefriedigten Reviere erhobenen Vorwürfe und Bedenken auf jener Seite vollauf gewürdigt werden, und daß man bestrebt ist, auch innerhalb des Gatters dem Walde zu geben, was des Waldes ist: einerseits dem Wilde Ersatz für die durch die Umzäunung ihm entzogenen Äsungsmöglichkeiten und anderseits dem Weidwerke sein Recht durch doppelt gewissenhafte Beachtung aller alten Forderungen und Bräuche. Übrigens darf man auch kleinere Tierparke in dem Falle gelten lassen, daß sie lediglich dem Zwecke der Blutauffrischung dienen. Ja, für diese, und nur als zeitweilige, vorübergehende Einrichtung gedacht, würden sie sogar für manche Reviere in freier Wildbahn in hohem Grade wünschenswert erscheinen. Denn je mehr dem Hirsche das Wandern erschwert wird, das für die Erhaltung seiner Art so unerläßlich notwendig ist, desto mehr wird dafür gesorgt werden müssen, durch Einführung geeigneter Hirsche aus fremden Revieren der Inzucht vorzubeugen. Das kann naturgemäß nur in ganz engen Gattern geschehen, in denen zu dem eingeführten Hirsche ganz bestimmte Tiere, und eben nur diese zugelassen werden. Zu diesem Zwecke erscheinen solche kleine Parke auch selbst in größeren eingefriedigten Revieren zweckmäßig und dürfen in solchem Falle nicht verwechselt werden mit übersetzten Mastanstalten, die sich als Zoologische Gärten darstellen, mit allen Übelständen der letzteren, aber ohne deren einzigen Vorteil: die anschauliche Belehrung für die Menge!

Die Frage, ob man die Blutauffrischung lediglich durch Hebung der einheimischen Art mittels Auslese und Verbesserung der Äsung bewirken oder zur Aufbesserung von Körper- und Geweih-Form Hirsche von stärkeren Rassen einführen soll, ist allerdings lange Zeit sehr umstritten gewesen. Allmählich aber scheint doch auch in den großen fürstlichen Gatter-Revieren die Auffassung immer mehr sich durchzuringen, daß es der Beimischung fremden Blutes nicht bedürfe. Als im wesentlichen unbestritten gilt wohl, daß man nicht Melonen auf Erdbeerstauden ziehen, d. h. keine Hirsche aus mastreichen Donau-Auen auf kümmerlichen Heideboden verpflanzen darf. Ebenso dürfte ziemliche Übereinstimmung herrschen in dem Grundsatze, daß man bei fremder Blutzufuhr sehr vorsichtig verfahren müsse, um eine völlige Umformung



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., Oktober 1906.*

Kämpfende Schneider (geringe deutsche Rothirsche).

des alten Schlages zu vermeiden. Trotz alledem ist doch aber selbst in solchen Revieren, wo nur ab und zu ein besonders starker Hirsch als „Vatertier" eingeführt ist, der alte Schlag in der Form so stark beeinflußt, daß die Geweihbildung sich zwar wesentlich verbessert, aber auch nicht unwesentlich verändert hat. Wenn in der Romintener Heide heute die Hirsche ein Lebend-Gewicht von 500 Pfund erreichen, also dem schweren Hirsche aus Süd-Ungarn und dem Buchenlande nahekommen, so ist das doch wohl ein deutlicher Beweis dafür, daß in der Körperform durch die Zuführung von Ungarblut eine Abweichung von der alten Rasse sich vollzogen hat. Allerdings kann ja darauf hingewiesen werden, daß in früheren Jahrhunderten auch in Nord-Deutschland ungewöhnlich starke Hirsche zur Strecke gebracht sind. Wie bekannt, erlegte der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg 1617 einen Vierundzwanzigender, der 775 Pfund unaufgebrochen wog, und vom Kurfürsten Johann Georg wird gemeldet, daß er 1590 sieben Hirsche von einem Gewichte über 600 Pfund und einundvierzig von einem solchen über 500 Pfund geschossen habe. Wenn man aber damit das Durchschnittsgewicht der heutigen Hirsche vergleicht, so wird man nicht ohne weiteres zugeben können, daß diese in wenigen Jahren lediglich durch Auslese und Äsung so schnell auf die alte Schwere gebracht sein können. Der entscheidende Einfluß wird hierin vielmehr dem ungarischen Blute zugesprochen werden müssen. In der Schorfheide wogen vor zwölf Jahren die vom Kaiser in der Brunftzeit geschossenen Hirsche aufgebrochen durchschnittlich etwa 208—210 Pfund, und dies ist auch heute noch das durchschnittliche Gewicht der Brunfthirsche in der freien Wildbahn der Uckermark. Wie Dr. Ernst Schäff in seinem Werke „Jagdtierkunde" berichtet, war bereits 1899, also in vier Jahren, das Durchschnittsgewicht von 207 auf 247 Pfund, aufgebrochen, gesteigert. Das ist ein sehr schöner Erfolg in der Hebung der Art; aber es ist doch weit von da bis zu der ungewöhnlich schweren Form, die die Romintener Hirsche seit der Einzäunung der Heide und der Kreuzung mit Ungarblut angenommen haben. Auch in anderen fürstlichen Revieren läßt der Anblick der gewaltigen Zwanzigender keine ganz ungemischte Freude aufkommen. Gewiß, die Länge der Stangen solcher Hirsche beträgt oft einen Meter und darüber; die Auslage mißt 80 bis 90 Zentimeter und der Rosenumfang oft bis 30 Zentimeter. Selbst abgebrunftet wiegen solche Hirsche aufgebrochen oft noch weit über 300 Pfund. Aber es ist doch unverkennbar, daß das Ungarblut sich darin geltend macht. Und wäre es nur immer noch bei diesem geblieben! Aber daneben wird mit Hirschen aus anderen berühmten Tierparken, insbesondere auch mit solchen aus dem kaiserlich russischen Gehege in Spala, gekreuzt. Es ist unbestreitbar, daß dies insofern mit großer Vorsicht und großem Geschick geschieht, als der langsam so emporgehobene Wildstand sich dem Klima und



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., Oktober 1906.*

Hirschkampf (deutsche Rothirsche).

der Bodenbeschaffenheit des Revieres durchaus anpaßt. Aber in alle Wege ist er deshalb doch nicht mehr der alte deutsche Hirsch!

Gerade in solchen Revieren aber darf man doch wohl die Frage aufwerfen, ob nicht auch durch zweckentsprechende Auslese und Verbesserung der Äsung die ursprüngliche Art wieder gehoben werden und auf die alte Form zurückgebracht werden könnte, von der so viele stattliche Geweihe in den alten Jagdschlössern oder verräucherten Gaststuben Zeugnis ablegen!

Daß der Gatterhirsch Blutzufuhr verlangt, ist ja klar. Die Frage kann nur sein, ob diese Blutzufuhr aus gleichartigen Rassen erfolgen soll oder durch Kreuzung mit fremden Rassen. Es wäre vermessen, diese Frage heute schon fest und bestimmt beantworten zu wollen. Immerhin ist es auch jetzt schon nicht ohne Wert, auf die Geschichte der Einführung fremden Blutes in deutsche Reviere einen Rückblick zu werfen. Einen Anspruch auf Vollständigkeit kann diese freilich nicht machen, denn es fehlt uns leider sehr an einer zur Sammlung solcher Nachrichten dringend benötigten Mittelstelle, wie wir sie, ebenso wie Prof. Dr. G. Rörig, wiederholt in der Errichtung eines Institutes für Jagdkunde empfohlen haben.

Soweit man die Tatsachen übersehen kann, wurden die ersten Kreuzungsversuche mit Wapiti unternommen. Kobell wies bereits 1859 in seinem „Wildanger" darauf hin, daß Graf Arco-Zinneberg drei Hirsche und zwei Stück Wild in einer geeigneten Talschlucht seines bayrischen Gebirgsreviers ausgesetzt habe, von denen Kälber vorhanden seien. Der alte Meister echt weidmännischen Brauches erblickte in dieser Ansiedlung noch „ein dankenswertes und weidmannsfreudiges Unternehmen, dem der Segen des St. Hubertus nicht fehlen möge". Heute hat man über diesen Segen wohl bereits einigermaßen kühler denken gelernt! Um die Mitte der sechziger Jahre versuchte Herr von Laffert auf Dammeretz in Mecklenburg diese Kreuzung; und nach ihm wurde sie mit großem Geschick in Pleß zur Verstärkung der Körper- und Geweihform angewendet. Dort aber stets in der Art, daß bei stärkerem Hervortreten der Wapitiart sofort wieder europäisches Blut zugeführt wurde, um Krone und Stimme nicht zu schädigen. Sehr eingehende Kreuzungsversuche hat Herr G. Winter in seinem inzwischen aufgegebenen Parke zu Frankenfelde bei Luckenwalde gemacht. Er selbst hat darüber im „Weidmann" berichtet, und Prof. Dr. G. Rörig im „Weidwerk in Wort und Bild". Neuerdings ist Wapitiblut auch in Tillowitz und in der Hohen Tatra, in der Herrschaft Javorina des Fürsten Hohenlohe, zur Kreuzung verwendet. Erfolg hat diese bisher nur gehabt, wenn einem Wapitihirsch geeignete Gelegenheit zur Paarung mit Rotwildtieren gegeben ist. Denn der Edelhirsch kümmert sich um die Brunft der Wapititiere nicht, ist aber anderseits durch seine größere Wendigkeit dem Wapitihirsche überlegen und schlägt ihn in der Brunft von seinen Tieren ab, wenn er ihn erreichen kann. Aus diesem Grunde



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., Oktober 1906.*

Stiefbrüder: Wapitikreuzungshirsch mit Schaufelstange einen deutschen Achtender treibend.

wurden in Frankenfelde nur Rottiere mit einem Wapitihirsche in besonderem Gatter gehalten. Da diese Hirsche in der langen Gefangenschaft der Überführung nahezu zahm wurden, so mußte bei ihrer Aussetzung in das neue Revier sehr vorsichtig verfahren werden, und man konnte sie nur allmählich von der gewohnten Pflege und Fütterung entwöhnen. In Frankenfelde gelang aber schließlich die Paarung nur dadurch, daß Herr Winter ein Wapiti-Hirschkalb kommen ließ und dies in einer engen Abgatterung an den ausschließlichen Anblick von deutschen Rottieren gewöhnte. Weder ein deutscher Rothirsch, noch Wapititiere kamen ihm zu Gesicht. Dadurch wurden dann, als dieser Junghirsch heranwuchs, die ersten Kreuzungsergebnisse in größerer Zahl erreicht. Im Jahre 1884 wurden von 16 Alttieren sieben, im Jahre 1885 von 20 Rottieren acht und im Jahre 1887 von 18 Rottieren vierzehn Kreuzungskälber gesetzt. Dieser in Frankenfelde betretene Weg wird auch am sichersten zum Ziele führen. Immerhin scheint man in anderen Revieren mit der heute so beliebten deutsch-amerikanischen Mischehe schneller vorwärts gekommen zu sein. Von Frankenfelde aus ist die Kreuzung in das Revier Nassaberg des Fürsten F. T. Auersperg, in die Herrschaft des Grafen L. von Strachwitz, in das dem Freiherrn von Born gehörende Revier bei Krainburg und andere verbreitet, teils durch Vollblut-Spießer, teils durch Kreuzungshirsche. Das bemerkenswerteste Ergebnis der Frankenfelder Kreuzungsversuche war nämlich, daß die Blendlinge von Wapiti und Rottieren sich als fortpflanzungsfähig erwiesen. Dadurch wurde ein unzweifelhafter Beleg für die Tatsache geschaffen, daß der Wapiti und der Rothirsch zu einer Art gehören. Dies konnte allerdings schon deshalb nicht ernsthaft bezweifelt werden, weil der Wapiti allein von allen amerikanischen Hirschen die Griffelbeinreste nur oben trägt und schon dadurch sich als naher Verwandter der altweltlichen Hirsche kennzeichnet. Mit den Edelhirschen aber hat er außerdem die Geweihform, abgesehen von der Kronenbildung, gemeinsam.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß die Maße in Körper und Geweih durch diese Kreuzung sehr erhöht werden. Nach Angaben, die Dr. Ernst Schäff in einem über die Frankenfelder Zuchtergebnisse erstatteten Gutachten festlegte, übertrafen die Blendlinge schon im ersten Jahre an Gewicht die stärksten Rotwild-Alttiere. Die Geweihbildung der Jährlinge war sehr schnell. Bereits im zwölften Monate setzten sie Gabeln auf, im nächsten Jahre oft schon Zehnendengeweihe, im dritten oft solche von zwölf oder vierzehn Enden. Aber diese Riesenhirsche waren eben nur eine Abart des Wapiti, in der Geweihform, wie in der Farbe und in der Stimme. Dieser Gefahr hat man in Pleß mit großem Geschicke dadurch zu begegnen verstanden, daß man das Wapitiblut nur in sehr beschränktem Maße der Gesamtheit zuführte. Die fürstliche Verwaltung in Pleß hat über ihre Zuchtrichtung niemals näheren

Aufschluß gegeben. Gleichwohl ist es kein Geheimnis, daß das 11000 Hektar große Gatter wie kein zweites deutsches Revier an der Hochzucht seines Hirsches gearbeitet hat. Wohl hat es zunächst mit Wapitiblut die Auslage der Geweihe erweitert, und dann wieder durch Ungarblut die Kronenbildung verstärkt, im ganzen aber doch stets auch in dem Niederforste, der allein noch eingegattert ist, die ursprüngliche Form gewahrt, die der von aller Blutbeimischung reingehaltene Bestand im Oberforste zeigt, der seit langen Jahren schon wieder zur freien Wildbahn gemacht ist. Gerade in Pleß hat man handgreiflich beobachten können, daß mit blindem Draufloskreuzen nur Mißerfolge zu erzielen wären. Die erstaunliche Hochzucht, die dort erreicht ist, kann man erst würdigen, wenn man Geweihe dieses Reviers aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zum Vergleiche heranzieht. Leider ist das nur in beschränktem Maße möglich, da die besten Geweihe aus dem vorigen Jahrhundert auf dem Promnitzer Jagdschlosse verbrannt sind. Nach den in Pleß gemachten Erfahrungen sollte man sich bei anderen Gatterverwaltungen die große Lehre zu Herzen nehmen, daß jede Abweichung von der heimatlichen Urform und den Grundbedingungen des Reviers in der Nachzucht zum Verfalle führt, der die Gatterhirsche ohnehin aus tausend anderen Gründen bedroht. Insbesondere ist gewiß nichts falscher, als daß man die Plesser Erfolge einfach damit zu erreichen hofft, daß man von dort sich Hirsche zur Blutauffrischung in Reviere verschreibt, die von altersher eine ganz andere Geweihform aufweisen.

Zuweilen werden auch Blendlinge von nahezu weißer Farbe erzüchtet. Ein solcher steht jetzt im Berliner Zoologischen Garten. Seine schmutzig-weiße Decke zeigt einige rötlich-graue Haare. Der Spiegel ist rein weiß, erinnert aber in seiner weit auf die Keulen reichenden Form an den des Wapiti. Das Geweih zeigt bei starker Auslage eine gute Becherkrone auf der rechten, eine Schaufelkrone auf der linken Stange. Die etwa 33 Zentimeter langen Augensprossen sind ungemein stark. Das Geweih zählt ungerade sechzehn Enden. Die Lichter sind mattgrau. Es ist alles in allem ein wundervoller Hirsch. Aber der Schrei, der Schrei! Er „pfeift“ nicht gerade; aber es ist auch kein ehrliches Röhren, wie beim deutschen Hirsche! Da meldet sich doch das Wapitiblut, obwohl nur wenig davon in den Adern dieses Hirsches rollt.

Die Erfahrungen, die in der Kreuzung von Wapiti und deutschen Rotwildtieren gemacht sind, dürften auch wesentliche Fingerweise für ähnliche Versuche mit dem Altai-Hirsche enthalten, der dem Wapiti ja so sehr nahe steht. Bei den ersten Versuchen, diese Riesen in Europa einzuführen, hat man zunächst an Kreuzung nicht gedacht, sondern glaubte den Stamm hier rein züchten und erhalten zu sollen. Nach England wurden die ersten Altai-Hirsche eingeführt für den herrlichen Park des Herzogs von Bedford

39*

in Woburn Abbey in der Grafschaft, deren Namen der Herzog trägt. Diese Einfuhr erfolgte im Jahre 1896 durch Vermittlung von Hagenbeck. In Deutschland wurden die ersten durch Direktor Schöpf vom Zoologischen Garten in Dresden schon 1889 bezogen. Dann führte Dr. Bumiller nach der Rückkehr von seiner Altai-Expedition durch Vermittlung des in Riga geborenen Apothekers Jäkel eine größere Anzahl von Altai-Hirschen ein, die in dem bei Grabow gelegenen, von der mecklenburgischen Regierung auf lange Jahre gepachteten Revier Kremmin ausgesetzt wurden. Das einzeln in Kisten verpackte, über sechstausend Werst weit auf Karren, Schiff und Schienen bis zur Grenze beförderte Wild hatte sich unter der guten Pflege in Kremmin sehr bald erholt, und es gingen nach Ankunft dortselbst nur zwei Tiere an den Folgen der überstandenen Strapazen ein, dem tierärztlichen Befunde nach an einem Darmleiden. Von den verbliebenen 23 Stück wurden 6 Hirsche und 16 Tiere in dem genannten Parke untergebracht, während ein Hirsch in einen achthundert Morgen umfassenden Park gesetzt wurde, der für Sauen eingegattert war, zufällig aber drei in ihm zurückgebliebene Rotwildtiere enthielt. Dr. Bumillers Absicht ging keineswegs dahin, diesen Altai-Hirsch zur Kreuzung mit deutschem Rotwild zu verwenden. Vielmehr wollte er die Art in sich rein erhalten. Eine Blutauffrischung des deutschen Rotwildes ist auch in jener Gegend von Mecklenburg durchaus nicht notwendig. Es kam aber auch nicht zu Erfahrungen darüber, ob der Hirsch etwa im Gegensatz zu den Wapiti sich den deutschen Tieren als Bewerber nähern würde. Denn das den Altai-Hirschen schließlich zugewiesene Revier von rund 100 Hektaren entsprach mit seinem reinen Nadelholzbestande, in dem es vollständig an Wasser fehlte, um so weniger den Lebensbedingungen und Gewohnheiten des Altai-Wildes, als die Aussetzung in der heißen Jahreszeit stattgefunden hatte. Nachdem der Bestand durch Tod bereits sehr zusammengeschrumpft war, wurde an den eingezäunten Fichtenwald ein etwa 50 Hektar großes Stück Laubwald angeschlossen, in dem Wasser und frische Wiesen sind und infolgedessen auch eine kühlere Luft steht. Das Wild war aber bereits zu sehr herunter, und nur drei Stück erholten sich. Diese sind dann später verkauft. Wahrscheinlich würde dieser Versuch günstiger verlaufen sein, wenn der Laubwald gleich von vornherein in das Gatter einbezogen wäre. Aber es bleibt doch sehr fraglich, ob überhaupt ein Tiefland-Revier zur ersten Einbürgerung dieses ausgesprochenen Hochgebirgswildes in Betracht kommen konnte. Es ist doch bezeichnend, daß auch ein in der Schorfheide unternommener Versuch, den Altai-Hirsch zur Kreuzung einzubürgern, mißlungen ist, trotzdem es dabei doch ganz gewiß dort nicht an verständnisvoller Pflege gefehlt haben wird!

Besser sind die Erfahrungen, die man mit Altai-Hirschen im Königlichen Sauparke zu Springe gemacht hat. Diese wurden 1899 von Hagenbeck



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., Oktober 1906.*

Kämpfende Schneider (deutsche Rothirsche), daneben Wapitikreuzungshirsch mit Schaufelstange.

bezogen, und zwar als Kälber: zwei Wildkälber und ein Hirſchkalb. Sie ſind dort ganz ausgezeichnet gediehen und haben ſich bis jetzt auf ſiebzehn Stück vermehrt. Eingegangen ſind in den neun Jahren nur drei Stück. Das Altai-Wild hat im Deiſtergebirge offenbar viel mehr die Bedingungen ſeiner Heimat gefunden, als in Kremmin und in der Schorfheide. In Springe ſollten die Altai-Hirſche dann mit deutſchem Rotwilde gekreuzt werden, das aus dem Potsdamer Wildparke eingeführt wurde. Dies Wild hielt ſich aber ſtets für ſich und abſeits vom Altai-Wilde und mußte, wie a. a. O. bereits erwähnt wurde, wegen ſeiner Neigung zum Schälen abgeſchoſſen werden. Es war dabei auch ein Hirſch, und dieſe Tatſache ſcheint doch dafür zu ſprechen, daß vielleicht auch in Springe Erfolge in der Kreuzung erzielt wären, wenn man ein Altai-Spießkalb mit deutſchen Rottieren in einem hinreichend großen Gatter aufgezogen hätte, ohne daß es mit Wild ſeiner eigenen Art in Berührung kommen konnte. Vermutlich iſt dies beabſichtigt geweſen; denn es wurde ſpäter ein friſcher Altai-Spießer zum Zwecke der Kreuzung eingeführt. Da dieſer aber zu zahm war und in der Brunftzeit ſpäter ſehr böſe ward, mußte er abgeſchoſſen werden. Und ſo iſt der ganze Beſtand von ſiebzehn Stück bis jetzt reinraſſig geblieben. Der älteſte Hirſch trägt ſchon ſeit mehreren Jahren ein Zwölfergeweih, ſein älteſter Sohn iſt auch ſchon Zwölfer. Die Geweihe ſind von der gewöhnlichen Form, die an den Wapiti erinnert, ohne jeden Anſatz zur Kronenbildung.

In ſeiner Lebensweiſe bleibt das Altai-Wild auch in Springe unverändert der heimatlichen Gewohnheit treu: die Brunftzeit beginnt erſt Ende September und dauert bis zum November. Seine Äſung beſteht in der Hauptſache aus Gras, doch nimmt es ſehr gern auch Laub an, namentlich ſolches von Eiche, Eſche, Roßkaſtanie und Hainbuche. Da der älteſte Hirſch anſcheinend kein beſſeres Geweih aufſetzen wird, dürfte er demnächſt zum Abſchuſſe kommen. Vermutlich wird man dann auch nochmals einen Kreuzungsverſuch mit einem Altai-Spießer und deutſchen Rotwildtieren machen und dabei die in anderen Revieren erworbenen Erfahrungen nützen. In einem ſolchen Hofjagdparke iſt dies Wild bei ſeiner ſtattlichen Form ja an ſeinem Platze, zumal man in Springe ſchwerlich daran denken dürfte, den Beſtand über ein natürliches Maß hinan zu vermehren.

Unter den Altai-Hirſchen ſind in ihrer Heimat die beiden von uns bereits erwähnten Formen zu unterſcheiden. Der gewöhnliche Hirſch vom Thian-Schan zeichnet ſich durch eine ganz beſonders rauhe und ſtraffhaarige Mähne und eine ungewöhnlich krauſe, faſt könnte man ſagen, wollige Stirn aus. Dies gibt ſeiner ganzen Erſcheinung etwas ſehr Trotziges und Wildes. Dagegen iſt ihm der Verwandte vom Balkaſch-See und dem Ilifluſſe an Wucht der Figur und des Geweihes überlegen. Neuerdings ſind ganz beſonders ſtarke Hirſche dieſer Form nach Europa gekommen. Unter andern ſteht auch ein

solcher im Berliner Zoologischen Garten. Auch dieser trägt eine sehr dunkle Mähne bei sonst sandfarbener Decke. Sein mächtiges Geweih zeigt Eissprossen von 45—50 Zentimeter Länge und eine prächtige Auslage. Es wird nicht ausbleiben, daß gerade diese Form für Kreuzungszwecke in nächster Zeit stark in Aufnahme kommen wird.

Mit der größten Aufmerksamkeit wird man wohl allgemein den Kreuzungsversuchen entgegensehen, die im Slaventzitzer Parke mit Kaukasus-Hirschen unternommen werden. Nachzucht ist dort bereits vorhanden, und man wird zugeben müssen, daß, wenn überhaupt ein außereuropäischer Hirsch von vornherein zur Kreuzung mit deutschem Rotwild zwecks Aufbesserung der Form geeignet erscheint, dies in erster Hinsicht der Kaukasus-Hirsch ist! Läßt doch die schwach gemähnte und hellfarbige ungarische Rasse die Vermutung nicht von der Hand weisen, daß auch sie in stark verwandtschaftlichem Verhältnisse zu dem Tscherkessen-Hirsche steht.

In der Herrschaft Javorina in der Hohen Tatra werden neben ungarischem und deutschem Rotwild auch reine Wapiti und deren Kreuzungsnachkommen aus der Frankenfelder Zucht gehalten, und zweifellos finden diese unter den Steilwänden der Beler Kalkalpen und an den klaren Meeraugen im Schutze eines wilden Felsenwirrsales in denkbar bester Weise die Bedingungen ihres Gedeihens.

Immer wieder aber muß, unbeschadet der Erfolge, die in den Kreuzungsergebnissen erzielt sind, die Frage aufgeworfen werden, ob wir denn überhaupt fremdes Blut für unsere Wildbestände nötig haben. Und zum Glück darf man dies mit immer größerer Entschiedenheit verneinen! Selbst im Harze, der in der letzten Zeit in den Ruf gekommen war, daß das dortige Rotwild zurückgehe, hat das braunschweigische Hofjagdrevier Wienrode die Lebensfähigkeit der alten guten harzer Form seit einer Reihe von Jahren wieder glänzend bestätigt. Die Schorfheide hat es wahrhaftig nicht nötig, mit Ungarblut zu kreuzen, sondern liefert mit jedem Jahre deutlicher den Beweis, daß in ihrem gegen 40000 Hektar großen Gatter auch der reinblütige märkische Hirsch zu so eindrucksvoller Geweihform hochgezüchtet werden konnte, daß er oft erfolgreich mit den stärksten Romintenern bei den Geweihausstellungen in Wettbewerb tritt. Auch in dem königlich sächsischen Grillenburger Walde ist das die drei Reviere Grillenburg, Spechtshausen und Nauendorf umfassende Gatter seit den vierzig Jahren seines Bestehens rein von aller Zufuhr fremden Blutes gehalten. Und trotzdem ist dort durch verständnisvolle Auslese mit der Büchse, Verbesserung der Äsung und namentlich durch Gestattung des nötigen Alters der Hirsche erreicht worden, daß das Revier sich wiederholt den Silbernen Schild und 1906 sogar für einen ungeraden Sechzehnender, den der König in Spechtshausen zur Brunftzeit gestreckt hatte, den zweiten Kaiserbecher holen konnte.



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., Oktober 1906.*

Deutsches Rotwild: Brunfthirsch (Achtender) mit Tieren und einem Beihirsch.



M. Steckel. *Tillowitz, Ober-Schl., September 1906.*

Deutscher Brunfthirsch nach dem Beschlage.

Dabei stellen diese wuchtigen und eindrucksvollen Geweihe durchaus die Form des unverfälschten alten ehrlichen Edelhirsches des sächsischen Erzgebirges dar! Ausgezeichnet hält sich auch der Schwarzburger Hirsch. Hauptsächlich deshalb, weil die fürstliche Jagdverwaltung dort trotz des durch die Grenzverhältnisse gebotenen Gatters auf alle fremde Blutbeimischung verzichtet, aber durch gute Hege mit der Büchse und entsprechende natürliche Äsung für die Bewahrung der alten Form sorgt. Auch läßt man die Hirsche genügend alt werden. So trug 1907 ein mit dem zehnten Schilde preisgekrönter Sechzehnender den dreizehnten oder vierzehnten Kopfschmuck. In jeder Perle und jedem blitzenden Ende, in Auslage und Wuchs Zoll um Zoll das gute Muster eines Braven vom Thüringer Walde!

Neben diesen Vorzügen lassen sich aber leider die üblen Seiten der Gatter nicht verkennen, die hauptsächlich in einer höchst bedauerlichen Schädigung der sie umgebenden freien Wildbahn bestehen. Insbesondere tritt diese bei Neuerrichtung großer Gatter hervor. Zunächst wird die Gesamtheit des Rotwildes der betreffenden Gegend um den in das Gatter eingesperrten

Bestand gekürzt, die Gefahr der Inzucht also drinnen und draußen vergrößert. Außerdem wählt man aber doch naturgemäß zur Eingatterung solche Reviere, die von jeher gute Brunftplätze hatten und deshalb viele Hirsche der Umgegend gegen Schluß der Brunftzeit zum Einwechseln veranlassen. Die zahlreichen Einsprünge, die zu diesem Zwecke in das Gatter eingefügt werden, wirken wie eine jahraus jahrein fängisch gestellte Falle; und diese gibt keinen Hirsch wieder heraus, der einmal hineingesprungen ist. Wird er seitens der Gatterverwaltung als ungeeignet zur Nachzucht erkannt, so fällt er der Büchse zum Opfer, im anderen Falle dient er wohl der Verbesserung des Gatterbestandes. Aber was hat von alledem die umliegende freie Wildbahn? Es ist nicht nur eine Märchenbildung, sondern eine Kopfstellung der Tatsachen, wenn behauptet wird, daß die Gatter Nährmütter der freien Wildbahn seien. Das könnten sie allerdings sein oder werden, wenn man sich endlich dazu entschlösse, die notwendige Bestandregulierung nicht ausschließlich mit der Büchse, sondern teils auch in der Weise zu vollziehen, daß man zur Nachzucht geeignete Kälber in selbsttätigen Fallen finge und an solche Reviere abgäbe, denen es an Blutauffrischung fehlt. Die Hofjagdreviere könnten damit den in freier Wildbahn liegenden Staatsforsten einen ungewöhnlich großen Dienst erweisen, der schließlich dann auch wieder der Blutauffrischung alles in freier Wildbahn bleibenden Rotwildes zugute kommen würde!

Zum Glücke beweist uns jede neue Ausstellung nur immer aufs neue, daß wir die Gatter mit ihrem, mag es gehen wie es wolle, unvermeidlichen unnatürlichen Krimskrams gar nicht nötig haben, und daß die freie Wildbahn ringsum im deutschen Vaterlande noch in Ehren besteht. Allerdings am meisten in Gegenden, wo sie nicht durch Gatter ausgemergelt wird! Ostpreußen hat in den Oberförstereien Ramuck und Kommusin noch immer Hirsche, die Geweihe von geradezu gewaltiger Wucht tragen. Machte doch 1908 in der Deutschen Geweihausstellung zum Jubel der unabhängigen Jägerwelt ein ungerader Vierzehnender dem Romintener Reviere den Kaiserbecher streitig. Dies Geweih aus freier Wildbahn ist in seinen Verhältnissen wenig ausgeglichen. Die Enden stimmen nicht recht zu der klobigen Wucht der etwas steil gestellten Stangen. Aber warum soll ein Ostpreuße durchaus anmutig, schwungvoll und wohlgesetzt sein? Es genügt, daß er stramm, ehrlich und däftig ist! Westpreußen hat namentlich in den Revieren des Grafen Dohna-Finkenstein und in den Staatsforsten des Marienwerderschen Bezirkes sehr gute Hirsche. Die beiden Mecklenburg wetteifern im kräftigen Wuchse ihrer Geweihe. Schwerin hat ja in seinen nördlichen Revieren nicht die herrliche Buchenpracht und reiche Mast, wie die Strelitzer Waldungen und jene an der Tollense, aber es hält trotzdem den Vergleich aus.



M. Steckel. Tillowitz, Ober-Schl., März 1908.

Schälender Hirsch an einem Kiefernwurfe.



A. Schrammen. *Saupark Springe, April 1908.*

Altaihirsch, schälend.

Pommern hat sich fast durchweg, von Hinterpommern bis zum Dars, die freie Wildbahn und in dieser einen sehr braven Hirsch gewahrt. Im Harze erregte es ein brausendes „Horridoh!", als 1906, am ersten Tage nach der Eröffnung der Jagd, der Fürst zu Stolberg-Wernigerode im Revier Ahrendfeld einen Zwanzigender streckte, dessen Geweih an die besten Zeiten der alten glanzvollen harzer Jagden erinnerte. Seit hundert Jahren war im Harze kein solcher Hirsch mehr geschossen. Hier war nun ohne jede Zuführung fremdländischen Blutes durch verständnisvolle Handhabung des Abschusses und sonstige Pflege ein stark bedrohter Rotwildstand wieder aufgebessert worden. Hocherfreulich ist, daß auch die Reviere der Mark Brandenburg so herrliche Geweihe in freier Wildbahn zeigen, trotz aller Nähe von Berlin, aller Automobile und — silbernen Kugeln! Viele neumärkische Reviere, aber auch Liebrose, Regenthin, Kladow-Ost, Müllrose holen sich alljährlich reiche Ehren. Ja selbst in der Beeskower Gegend lebt die gute alte Königswusterhausener Form noch, wie ein 1907 im Walde des Rittergutes Ragow gestreckter Zwölfender bewies, dessen Geweih

15½ Pfund wog und einen Rosenumfang von 26 Zentimetern hatte. Und da behaupten Toren, daß sie nicht schön sei, diese herbe märkische Heide!

Solange noch Geviertmeilen von Forst, in wenn auch oft nur losem und leicht unterbrochenem Zusammenhange, Schlesien, die Lausitz und die Niedermark, Posen, die Neumark, Uckermark, Mecklenburg und Pommern bedecken, sind die Daseinsbedingungen für den edlen Hirsch noch gegeben. Immerhin wird es Zeit, daß der Gesamtheit unseres Volkes zum Bewußtsein kommt, welches Glück diese Tatsache für das deutsche Gemütsleben bedeutet, und daß namentlich die Jägerwelt der Pflichten sich bewußt wird, die diese Tatsache ihr auferlegt. Man kann sich oft dem Eindrucke nicht versagen, als ob in der Jägerwelt die in früheren Jahrzehnten fast an ehrfürchtige Scheu grenzende Achtung vor dem edlen Hirsche, den ein Kranz tausendjähriger poetischer Weidmannsbräuche umwitterte, in derselben Schnelligkeit sinke, mit der die Pachten für Rotwildreviere in die Höhe sausen. Und mit der Achtung sinken dann auch die alten Bräuche, die Scham vor ihrer Vernachlässigung und damit der sicherste Schutz des Hirsches.

Anderseits zeigt die wachsende Liebe der Volksgesamtheit zum Naturleben sich nirgend deutlicher als in ihrer Stellung zu dem Hirsche. Im tollen Jahre 1848 sah man in diesem eine Bestie, die mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müsse. Längst hat unsere Wildschadengesetzgebung diese Auffassung überwinden lassen. Und der neidvolle Haß ist einer gerechten Würdigung gewichen. Die Jagdpachten sind zu einer starken Einnahmequelle aller solcher Gemeinden geworden, die Rotwildbestände als Stand- oder auch nur als Wechselwild haben. Und die Gesamtheit der Gebildeten wünscht, soweit dies mit der Landeskultur verträglich ist, den edlen Hirsch als die schönste Zierde unserer Wälder der Heimat zu erhalten.

Denn im Wesen der freien Wildbahn liegt ein unverlierbarer Adel, der wieder und immer wieder der in den Fesseln der Überkultur seufzenden Menschheit zuruft: Zurück zur Natur!

Der Hirsch als Bild des Lebens.

Je mehr der große Schlichthobel über die Welt hingeht, desto flacher wird sie, auf Kosten der Höhen! Immer mehr verfällt die Schönheit unserer Heimat dem Ruß und Rauch der hohen Schlote. Immer seltener, in immer weitere Ferne gerückt werden die von den Plagen und Leiden der Zivilisation unberührten Gebiete. Doch als naturnotwendige Gegenwehr gegen diese Verödung und die alle Schönheit tötende Vergröberung unseres Lebens setzt immer leidenschaftlicher auch die Forderung nach dem Schutze der Heimat



M. Steckel. Simmenau, Ober-Schl., Mai 1907.

Schälschaden, Verbiß durch Rotwild.



M. Steckel. Simmenau, Ober-Schl., Mai 1907.

Starker, frischer Rotwild-Schälschaden an Fichte.

ein. Und mit schmerzlicher Inbrunst vertieft die Sehnsucht nach reineren Freuden sich nun auch wieder in die Vergangenheit. Das ist stets so gewesen, wenn auf Kosten der Ursprünglichkeit Wohlstand und Erwerbsfleiß sich ausdehnten und das Leben verfeinerten. Was anders klang denn heraus aus Rousseaus Troglodyten, aus Goethes Werther und Faust, als das wehmütige Bekenntnis eines Gefangenen der Verfeinerung! Und waren nicht schon die Eklogen des Virgil und die Oden, in denen Horaz die keusche Unberührtheit der Natur pries, „wo die gewaltige Fichte und die hellschimmernde Pappel ihre Schatten liebend vereinigen", eine Gegenwehr gegen die nervöse Überreiztheit und abstumpfende Übersättigung ihrer Zeit? Gegen das seelentötende Einerlei der Arbeitsteilung und die verwirrende Vielheit der überfüllten Städte?

Zu allen Zeiten hat die faustische Seele der Kulturmenschheit diese Sehnsucht empfunden und allemal dann auch irgend ein „geheimnisvolles Buch von Nostradamus' eigener Hand" als Schlüssel zu den Geheimnissen der Vergangenheit mit hinausgenommen in den geheimnisvollen Wald. Das Weidwesen ist solch ein Zauberbuch von besonderer Art, aus dem alle Weltverneiner und Herzmüden sich neue Frische trinken können.

„Un dortau is ein Jeder beden,
de Lust to Leiw un Lewen hett."

Die Liebe und das Leben müssen ja dem Jäger untrennbar bleiben!

„Ein Jäger will ich bleiben, so lang die Tannen grün,
mein Mädchen will ich küssen, so lang die Lippen glühn!"

Mit Fug und Recht aber weiß er im Wald und auf der Heide kein schöneres Bild für seine aller Schmachtlappenart fremde, kühn werbende Liebe, als den edlen Hirsch und den urigen Hahn:

„Wer die Lieb' nicht begreift, wenn der Auerhahn schleift
und der Hirsch schreit im Tann, ist ein hölzerner Mann!"

Vom Anfange aller deutschen Dichtung an steht der Hirsch in ihrem Vordergrunde. Die Sänger des Mittelalters haben ihm Kranz auf Kranz gewunden, in den Romanen, wie in den Epen, in dem Karlskreise wie in dem Rolandskreise, der Artussage, dem Nibelungenliede und dem Minnesange.

In Meister Gottfrieds v. Straßburg Liede von Tristan und Isolde finden wir bereits die volle Spur einer ins Feinste ausgebildeten Weidmannssprache und hirschgerechter Denkweise. Der Schilderung, die das Nibelungenlied von Siegfrieds Beute gibt, ist a. a. O. bereits gedacht. Kaiser Maximilians „Geheimes Jagdbuch und vor dem Zeichen des Hirsches" zeigt uns beide zur Höhe entwickelt. Als Bild von Schnelligkeit, Leidenschaft und Stolz ist der Hirsch überall gepriesen, wo seiner Erwähnung geschieht. Und vor allem anderen Wilde als der edele Hirsch „mit der edelen Brust und der edelen Kron"!

In sorgfältiger Niederschrift sind uns Hunderte von alten Bräuchen und Freischützensagen, Aberglauben von Festmachen usw. aufbewahrt, in denen der edle Hirsch das Ziel der Sehnsucht bildet. Aber wie wenige wissen etwas von dem Glauben der Altvorderen, der unter diesem Aberglauben verschüttet ruht! Wie wenige ahnen, daß hinter dem St. Hubertus oder dem St. Eustachius Placidus der alte Jägergott, Siegvater Wotan selber steht! In den freien Bergen allein hat die letzte Spur davon sich erhalten. Auf dem Ifingerberge über dem Passeyertale wird der wilde und doch so milde Gott der blauäugigen Goten noch heutigen Tages als Sankt Oswald verehrt, auf seinem Schimmel reitend, mit dem blauen Himmelsmantel angetan, neben sich die zwölf silbernen Hirsche — Weidmanns Heil!

In tausend Rinden, in zahllose Wodensteine ist eine heilige Rune geritzt: der Vierschneuß, das Hag-Kreuz oder Haken-Kreuz. Wie viele aber wissen noch etwas von der heiligen Acht, in der seine Bedeutung als Heilszeichen bewahrt wurde? Wie viele von denen, die einst in den Bauernkriegen der Rädleinsfahne folgten, ahnten etwa, daß ihr Rädlein, das den Tag des Gerichtes versinnbildlichen sollte, nur das Zeichen der Hagals-Rune aus dem Runa-Futhark, dem eddischen ABC war? Und wie viele, die als Jäger auf dem Horne das „Hagelgeschrei" bliesen, ahnten noch, daß das Wort Hagal ehemals zugleich Heil und Hagel-Schlag bedeutet hatte. Wie viele, die heute noch „Dunner-Sachsen!" fluchen, denken dabei an Donar und Saxnot? Wie viele ahnen noch, daß man „Wotans Hagal!" gerufen hat, ehe man „Weidmanns Heil!" rief! Deutlicher tritt dieser Ursprung der Weidmannssprache aus alten, uralten heiligen Überlieferungen uns vor Augen in den Weidsprüchen und Jägerschreien vom edlen Hirschen! Wenn in „Pipée ou la Chasse du Dieu d'Amour" die Liebe ihr Herz verloren hat und ein verliebter Hirsch gesucht wird, der es ihr raubte, so ist das natürlich durchaus nicht die alberne Allegorie, als die sie Stubengelehrten erschien. Sondern hinter diesem Getändel steckt, wie hinter fast allen Minnesängen, ein uralter Sagen-Vorgang. Wenn der weiße Hirsch an Treysas Burg über das Bodetal setzt, über den Fluß des Lebens am Berge des Todes, so ist er das Ewigkeitsbild des Wiederkehrgedankens.

So sind denn auch alle die Rätselfragen, die auf der Ofenbank dem Jägervolke zur Kurzweil an langen Winterabenden und den fahrenden Weidgesellen zur Beglaubigung dienten, ganz gewiß nicht bloße zopfige Schnurrpfeifereien. Schon deshalb nicht, weil sie bis tief an den Anfang des Mittelalters zurückreichen. Das Tragemundslied ist zweifellos urgermanischen Ursprunges, und seine Frage- und Antwortform reicht zurück auf skaldische Überlieferung und alte geheimdeutige Zwiesprache. Tragemund wird als Fahrender befragt:

40*

Nu sage mir meister Tragemund
zwei und siebenzig lant die sind dir kant:
durch waz ist der walt so grise?
durch waz ist der wolf so wise?
durch waz ist der schilt verblichen?
durch waz ist manig guot geselle von den andern entwiechen?
kanstu mir daz üt gesagen,
so will ich dich han für einen waidelichen Knaben.

Detz hastu gefragt einen man,
der dies von grund wol gesagen kan:
von maniger alter ist der walt grise,
von unnützen gengen ist der wolf wise,
von maniger starcken herwarte ist der schilt verblichen,
untreuen Sibichen ist manig guot gesell entwichen;
und fragstu mich es itzüt mere,
ich sage dir fürbas an die ere.

Wie dies Frage- und Antwortspiel auf alt-mythischen Grund zurückweist, so tritt es in modisch zugestutzter Form uns wieder entgegen in dem mittelalterlichen Weidspruche:

Sag' mir an, mein lieber Waidmann:
was macht den Wald weis,
was macht den Wolf greis,
was macht den See breit,
woher kommt alle Klugheit?

Das will ich dir wohl sagen an:
das Alter macht den Wolf greis,
der Schnee macht den Wald weis,
und das Wasser den See breit,
vom schönen Jungfräulein kommt alle Klugheit.

Die Wechselreden hatten, wie alle Zwiesprache, natürlich alle zwiefachen Sinn. Für den Weidgesellen waren sie in ihrer äußeren Bedeutung der Handwerksgruß und berechtigten ihn zu den Empfahungen, dem Wissenden aber haben sie sicherlich auch den tieferen, verhehlten und in heimlicher Acht gehaltenen Sinn alten Glaubens enthüllt. Recht deutlich läßt dies der folgende Weidspruch aus ziemlich später Zeit erkennen:

Joho, lieber Waidmann, sag' mir fein:
was gaht hochwacht vor dem edelen Hirschen gen Holze ein?

Der helle Morgenstern,
die Bilden und der Atem sein,
die gahn hochwacht
vor dem edelen Hirschen gen Holze ein.

Die Bilden sind der Schatten. Also vor dem edlen Hirsche zieht der helle Morgenstern, der Schatten des Todes und der Atem des Lebens in Wotans Reich. Auf diese Eigenschaft des edlen Hirsches als Sinnbild des Wiederkehr-



M. Steckel. *Simmenau, Ober-Schl., Mai 1907.*

Alter Rotwild-Schälschaden an dreißigjährigen Fichten.



M. Steckel. *Simmenau, Ober-Schl., Mai 1907.*

Verharzter Rotwild-Schälschaden mit Rotfaule.

gedankens ist auch der alte Brauch zurückzuführen, daß Helden sich, in eine Hirschhaut eingenäht, bestatten ließen. De Sainte Palaye erwähnt in seinen „Erinnerungen", daß die Könige von Frankreich in einer Hirschhaut begraben wurden. Und noch bis in unsere Tage hinein ist dies bei manchem alten Weidmann Brauch geblieben. Scheffel hat dieser tief in der Jägerseele schlummernden Erinnerung herrlich Ausdruck gegeben in Biterolfs Heimkehrliede:

„Näht mich in eine Hirschhaut ein
im grünen Sonntagskleide,
das Jagdhorn von Weißelfenbein,
den Spieß legt mir zur Seite:
verschließt die Berggruft mit dem Schild,
deckt sie mit Moos und Rasen,
ich hoff' von dort einst Wald und Wild
zur frohen Urstend zu blasen."

Auch bis in die neueste Zeit hinein klingt aus dem Jägerliede etwas nach von der in heimlicher Acht gehaltenen Lehre der alten Heidenleute. „Im Walde grabt mein Grab!" singt Wilhelm Müller.

„Und daß nicht Pfarrers Kühe darauf zur Weide gehn:
der Hirsch soll drüber springen, kein Kreuz im Wege stehn!

Was Wunder, daß der Hirsch als Sinnbild der ewigen Wiederkehr auch zugleich das Sinnbild der Lebensfreude und der Liebe war, und daß dies in allen Weidschreien tausendfältig wiederkehrt:

Da laufft der edel Hirsch in Wasser und Grundt,
mich freut meines Bulen roter Mundt!

Da fleucht der edel Hirsch über dies weg,
daß Gott meines schönen Bulen heut pfleg.

Und was Wunder, daß die Weidmannschaft eine in so heiliger Überlieferung wurzelnde Sprache mit zäher Treue in Ehren hielt! Hätte unser Volk nur die deutsche Sprache in ihrer Gesamtheit so rein und edel bewahrt, es stünde besser um sie! Wer diesen köstlichen Schatz ausschöpfen will, mag ihn anschlagen, wo immer es sei: in den „Weistümern", oder den „Altdeutschen Wäldern" der Gebrüder Grimm, in des Renatus „Vier Büchern von der Ritterschaft", den „Satyrischen Gesichten" Philanders von Sittewald, in Flemmings „Vollkommenem Teutschen Jäger" oder des Freiherrn von Berg „Pürschgang im Dickicht der Jagd- und Forstgeschichte"!

Wir müssen hier abbrechen, denn wir wollten ja keine Geschichte der Jagd geben, sondern ein Lebensbild vom Edelhirsche. Aber konnte man dies, ohne des edlen Hirschen zu gedenken als der unseren Altvorderen vorschwebenden sinnbildlichen Verkörperung ewiger Wiederkehr, der immerwährenden Verheißung ewigen Lebens?

Verzeichnis und Erläuterung der Bilder.

Wildes Kaninchen

(Lepus cuniculus L.).

Aufnahmen von H. Meerwarth aus dem Querumer Holz bei Braunschweig.

Hausmaus *(Mus musculus L.).*

Aufnahmen von Douglas English. (Vivarium.)

Opossum

(Didelphys marsupialis L.).

Aufnahmen von A. Radclyffe, Dugmore.

Nordamerikanischer Biber

(Castor canadensis Kuhl).

Aufnahmen von J. Brunner.

Altaihirsch

(Cervus eustephanus Blanf.).

Im Kgl. Saupark zu Springe.

Aufnahmen von A. Schrammen.

In Javorina, Hohe Tatra.

Aufnahmen von M. Steckel.

Wapiti

(Cervus canadensis Erxl.).

Freilebende Wapiti im Felsengebirge Nordamerikas.

Aufnahmen von A. Radclyffe, Dugmore.

In die Herrschaft Javorina, Hohe Tatra, eingeführte Wapiti.

Aufnahmen von M. Steckel.

Wapitikreuzungshirsche

(Cervus canadensis ♂ × Cervus elaphus ♀)

Wapitikreuzungshirsche in Tillowitz und Slawentzitz (Ober-Schlesien).

Aufnahmen von M. Steckel.

Wapitikreuzungshirsche in Javorina, Hohe Tatra.

Rothirsch *(Cervus elaphus L.)*.

Deutsches Rotwild.

Aufnahmen von M. Steckel.

Kreuzungen zwischen deutschem und ungarischem Rotwild.

Register.

Vom Zwerg-Spießer zum Kronenhirsche.

Verbreitung und entwicklungsgeschichtliche Stellung der Hirsche.

Dargestellt von Fritz Bley.

Neue Welt

† **Protoceras**, im älteren Miocän. *Griffelbeine noch vollständig* oder deren Reste oben *und* unten. — Im mittleren und jüngeren Miocän, sowie im Pliocän: † **Blastomeryx.** *Griffelbeinreste* in den jüngeren Formen *nur unten.* In den älteren Formen ohne Geweih, doch mit langen Hauern. In den jüngeren Formen ohne Hauer, doch mit rosenlosen, bastbedeckten Spießen auf langen, dünnen Rosenstöcken.

Alte Welt

† **Palaeomeryx Amphitragulus.** Im älteren Miocän zwergartig, *Griffelbeine vollständig.* Geweihlos. Hauerartige Eckzähne. — **Dremotherium**, eine im unteren Miocän gefundene Form von Palaeomeryx, hat *Griffelbeinreste nur oben.* Eckzahnhauer. Neben diesen in Übergangsformen bereits kleine Gabelgeweihe. — **Dicroceros**, die spätere Form, Gabelhirsch ohne Hauer. — **Dicroceros elegans.** Erste Rosenbildung.

Zwerghirsche (Cervulinae).

Coassus-Gruppe.

Griffelbeinreste nur unten. Keine Fußdrüsen. Geweihe nur kleine Spieße.

Pudu, chilenischer (Pudua humilis). Ecuador-Pudu (P. Mephistopheles).

Ecuador-Gebirgs-Spiesshirschchen (Coassus rufinus).

Brasilianische Spiesshirschchen. Zwei Arten: Coassus rufus und superciliaris.

Elaphodus-Gruppe.

Griffelbeinreste nur oben. Kleine Spieße ohne Fußdrüsen.

Tibetanischer Schopf-Spiesshirsch (El. cephalophus.)

Michies Schopf-Spiesshirsch (El. Michianus).

Muntjaks (Cervulus Muntjac).

† Im Miocän:

Prox furcatus, Hensel. Bayern und Frankreich. *Griffelbeinreste fehlen.*

Dremotherium anoceros. Griffelbeinreste *nur unten.*

Sansan Muntjak (Dicroceras elegans). *Griffelbeinreste nur oben.* Hauer fehlen.

Lebend:

Indischer Muntjak (C. vaginalis).
Tibetanischer Muntjak (C. lacrymans).
Chinesischer Muntjak (C. Reevesii).
Tenerassim-Muntjak (C. feae).
Krausstirniger Muntjak (C. crinifrons).

Alle diese haben *Griffelbeinreste nur oben,* wie die Edelhirsche. Geweih leicht gegabelt, mit Haarbüscheln an den langen Rosenstöcken. Hauerzähne.

Wasserhirsch (Hydrelaphus).

Chinesisches Wasserreh (Hydropotes inermis). *Griffelbeinreste nur unten.* Geweihlos. Längliche Hauerzähne. Fußdrüsen fehlen.

Moschus.

Himalaya-Moschus (Moschus moschiferus). *Griffelbeinreste nur unten.* Die Gallenblase wie bei den Hohlhörnern. Fußdrüsen und Geweih der Hirsche fehlen. Dagegen beim Männchen der Moschusbeutel hinter dem Nabel und starke Eckzahnhauer.

Kansu-Moschus (Moschus sifanicus). Form von Süd-Kansu, China.

Echte Hirsche (Cervinae).

Guemal-Gabelhirsche (Andenhirsche). Xenalphus-Gruppe.

† Im Pleistocän von Argentinien:

X. seleneticus.

Lebend:

Die peruanische und die **chilenische Rasse.** Ohne Fußdrüsen.

Sumpf- und Pampashirsche (Blastoceros-Gruppe).

† Im argentinischen Pleistocän:

Lujan-Hirsch Ameghinos (Bl. brachyceros).
Buenos-Aires-Hirsch Ameghinos (Bl. ultra).
Pampashirsch Ameghinos (Bl. fragilis).

Lebend:

Sumpfhirsch (Bl. paludosus). Größter der Gruppe. Sechs bis zehn Enden, ohne Augensprossen.

Pampashirsch (Bl. campestris). Kleiner. Geweih meistens Sechsender. — Hirsche tragen Granen.

Mazama-Hirsche. Dorcelaphus-Gruppe (Cariacus).

Alle diese haben Fußdrüsen, einige haben Granen.

Trues Hirsch. Von Süd-Mexiko bis Costa Rica. Nur Spießgeweihe, die nach hinten gestellt sind. Augenscheinlich eine zurückgebliebene Form des Virginier-Hirsches.

Gemeiner amerikanischer Hirsch (Mazama americana). Leicht im Körper. Geweih hinter den senkrecht stehenden Augensprossen nach rückwärts und dann in den obersten Sprossen in tiefem Bogen wieder nach vorn gerichtet.

Virginische Rasse im Osten. Weißwedelhirsch (Mazama typica).

Virginische Rasse im Westen (M. macrurus oder leucurus).

Außerdem besondere Rassen in Mexiko (kleineres Geweih), Florida, Texas, Yucatan, Zentral-Amerika, Peru, die Savannen-Rasse und die kolumbische (M. gymnotis).

Crookes Schwarzwedelhirsch. In Neu-Mexiko.

Schwarzwedelhirsch (M. columbiana). Westküste von Nordamerika, besonders am Columbiaflusse. Geweihe gewöhnlich bis zehn Enden, ohne Augensprosse. Langohrig.

Maultierhirsch (M. hemionus). Vom Missouri bis Britisch Columbia. Ferner: La-Paz-Rasse, kalifornische und westliche Rasse. Geweihe nach Rowland Ward bis zu 75 Zentimeter. Kurze Ansätze zu echten Augensprossen.

Alle Hirsche dieser Gruppen,
die insgesamt auch, z. B. von Lydekker, als Mazama bezeichnet werden, haben die
Griffelbeinreste nur unten!

Edelhirsche (Elaphus-Gruppe).

Wapiti (Cervus canadensis). Östliche und westliche Rasse. Aus Asien eingewandert.

Altai-Hirsch (Cervus asiaticus, eustephanus). Fälschlich: C. canadensis (!) asiaticus. Ebenso fälschlich: Altai-Wapiti. Kalmückisch: Maral.

Mandschurischer Hirsch (C. Luehdorfi). Fälschlich: M. Wapiti oder C. canadensis (!) Luehdorfi.

Bokhara-Hirsch. Russisch-Turkestan.

Thorolds Hirsch (C. albirostris).

Shou (C. affinis).

Hangul (C. cashmirianus).

Kaschmir-Rasse (typicus).

Yarkand-Rasse.

Bedford-Hirsch (C. elaphus xanthophygus). Mandschurei.

Kaspischer Hirsch (C. elaphus caspicus. — Elaphus Maral, Lydekker). Turkestan, Kleinasien, Persien.

Kaukasushirsch. Ollen der Tscherkessen von Daghestan. (C. circassicus, Matschie.)

Berber-Hirsch (C. barbarus). Nordafrika.

Korsischer Hirsch (C. corsicanus).

Rothirsch (Elaphus elaphus). Deutsche, ungarische, podolische, schottische Rassen, Gebirgs- und Niederungsrassen. Kronengeweih.

† **Urhirsch?** (Tragelaphus, Plinius).

Schaufeler (Alce-Gruppe).

† **Riesenhirsch.**

Deutscher Riesenhirsch. Megaceros Germaniae, Spec. Ruffii, im Pleistocän bei Klinge.

Irischer Riesenhirsch. Im Diluvium und bis ins 12. Jahrhundert.

Italienischer Riesenhirsch, im Diluvium.

Forest-bed-Riesenhirsch, im Pleistocän.

Damhirsch (Dama).

† Browns Damhirsch. Im Pleistocän, Essex.

Lebend:

Europäischer Damhirsch (C. Dama).

Mesopotamischer (D. mesopotamica).

Beide Arten ohne Granen. Decke beim wilden Damhirsche rot mit weißen Flecken. Die schwarze und die weiße Farbe Ergebnis von Parkzüchtung.

Rucervus-Gruppe.

† **Siwalik-Sumpf-Hirsch** (R. sivalensis).

Lebend:

Thameng (R. Eldi). Birma und Siam.
Schomburgks Hirsch (R. Schomburgki).
Sumpf-Hirsch (R. Duvaucelli).

Pseudaxis-Gruppe.

† Im Pliocän der **Cervus perrieri.**

Lebend:

Sika. Japanische, mandschurische, Formosa-Rasse, Pekin-Rasse (Dybowski-Hirsch), Mandarinen-Rasse.

† Anoglochis.

Im jüngeren Pliocän von Frankreich: Ardés Hirsch. Zur selben Zeit in England und Italien: Sedwigks- (24 Enden-) Hirsch. Ferner ebendort: der Viersprossenhirsch (Anoglochis tetraceros).

Milu-Hirsch (Elaphurus).

Davids-Hirsch (E. Davidianus). Nur noch im Kaiserlichen Parke zu Peking.

Rusa-Gruppe.

Chital (C. axis).
Bavian-Hirsch (Rusa Kuhlii).
Schweins-Hirsch (R. porcinus).
Philippinen-Hirsch (R. Alfredi)
Calamianen-Hirsch (R. culoniensis).
Sambar (R. hippelaphus).
Javanischer Sambar.
Molukken-Sambar.
Timor-Sambar.
Aristoteles-Hirsch oder Sambar (Rusa unicolor). Indische, malayische, Formosa-, Szechuan-, Basilan- (nigricans-) Rasse.

Reh. C. Capreolus.

† C. cusanus. Im Pliocän von Frankreich.

Lebend: das europäische, das sibirische (C. pygargus) und das mandschurische (Pygargus mandschuricus). Zuweilen beim Bocke Haken von spitzer Form, die an die der Muntjak-Hirsche erinnert.

Griffelbeinreste nur unten.

Alle diese Gruppen haben die Griffelbeinreste nur oben!

Das Ren (Rangifer tarandus).

Karibu (R. tarand. hastalis), Nordamerika. — Neufundland-Rasse (R. tarand. terrae novae).

Europäisches Ren (R. tarandus typicus). Skandinavisches Lappland, Rußland, Sibirien. — Grönland-Rasse. — Spitzbergen-Rasse. — † Im Pliocän sehr viel weiter südlich verbreitet, als die lebenden Formen.

† Der Hirschelch (Cervalces).

Im Pliocän von Nordamerika: Cervalces Scott.

Im unteren Pliocän von Norfolk und Thüringen die breitstirnige Form, Johnsons Cerv. latifrons.

Das Elch (Alces).

Das Moose-Elch (Alces machlis). Nordamerika.

Das Europäische Elch (Alces palmatus). Ostpreußen, Skandinavien, Rußland; auch in Sibirien.

Ren und Elch haben sowohl in allen fossilen als in allen lebenden Formen die *Griffelbeinreste nur unten.*

